This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

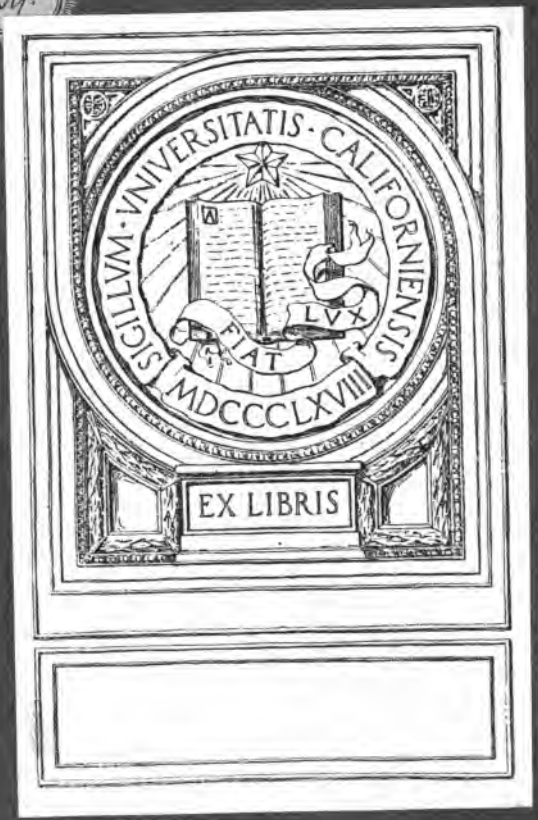
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

D
304
H63

39.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Reminiscenzen

von

Henry Richard Lord Holland.

Herausgegeben

von seinem Sohne

Henry Edward Lord Holland.

Aus dem Englischen

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Pest, Wien und Leipzig.
Hartleben's Verlags-Expedition.
1851.

UNIV. OF
CALIFORNIA

D 304
H63

UNIV. OF CALIFORNIA

Vorwort des Herausgebers.

Die jüngsten Ereignisse auf dem Continent haben den Herausgeber bewogen, die nachstehende kleine politische Schrift der Oeffentlichkeit zu übergeben. Die Zeit, welche den Gegenstand dieser Reminiscenzen bildet, hat bereits das Interesse einer längst verflossenen Geschichtsepoche erlangt, und das Publicum wird die Bemerkungen eines unparteiischen, oder doch wenigstens redlichen und aufrichtigen Beobachters mit Vergnügen, vielleicht auch mit Nutzen lesen.

Der Herausgeber hat im Ganzen den ursprünglichen Text beibehalten; nur wenige unbedeutende Sätze glaubte er weglassen zu müssen, da der Verfasser wohl nicht die Absicht hatte, dieses Werkchen so bald dem Publicum zu übergeben.

Paris, im September 1850.

359179

UNIV. OF
CALIFORNIA

Eine kurze Erzählung von Anekdoten über berühmte Personen oder politische Intriguen, welche ich auf dem Continent selbst beobachtet oder erfahren, dürfte nicht uninteressant seyn. Aber gleichwie ein Fremder, selbst wenn er wohlunterrichtet ist und ein gesundes Urtheil hat, über englische Verhältnisse und Nationaleigenthümlichkeiten nur selten berichtet ohne große Versehen zu machen; so verhehle ich mir keineswegs die Möglichkeit, hier und da vielleicht durch falsche Berichte oder irrthümliche Beurtheilung ausländischer Sitten, Ansichten und Zustände irregeleitet worden zu seyn. Für die von mir gesammelten Anekdoten kann ich nur insofern einstehen, als ich sie für wahr halte; ich erzähle sie, wie ich sie aus zuverlässiger Quelle erhalten, und zeichne die Charaktere entweder als das Resultat meiner eigenen Beobachtung oder der Ansichten wohlunterrichteter Personen.

Im Jahre 1791 machte ich meine erste Reise auf den Continent. Ich war damals noch zu jung und mit den Sitten und der Sprache des Volkes, unter welchem ich reiste, noch zu wenig bekannt, um viel beobachten zu können, aber die interessanten Ereignisse drängten sich mir gleichsam auf. Ich kam nicht lange nach dem Tode Mirabeau's und bald nachdem Ludwig XVI. die Verfassung angenommen hatte, nach Paris. Der Plan Mirabeau's, eine Vereinigung mit der Hofpartei herbeizuführen, oder wenigstens den revolutionären Geist zu zügeln, wurde kaum noch bezweifelt. Er intriguirte beständig mit allen Parteien, hauptsächlich mit Monsieur (Grafen von Provence, nachmals Ludwig XVIII) in der Favras'schen Angelegenheit. Der Herzog von Levi war der Vermittler zwischen ihm

und Monsieur in dieser mysteriösen und schmachvollen Geschichte. Gleichwohl war das Volk während seiner Krankheit stets sehr besorgt um ihn, und man erzählte sich fast unglaubliche Geschichten von der ängstlichen Vermeidung jedes Geräusches auf der Straße, wo er krank lag. Solche dramatische Gefühlsäußerungen verfehlen in Paris nie ihre Wirkung. Die Kaufläden und Quais waren mit seinen Portraits und Büsten angefüllt. Ein Fremder sah in seinem Gesicht nichts als deutliche Zeichen von Ausschweifung, Eitelkeit, Anmaßung und Schlauheit; aber die Pariser, durch seine Redegabe eingeschüchtert und durch seine glänzenden Talente geblendet, schienen seine stark ausgeprägten Züge, sein blatternarbiges Gesicht, sein krauses Haar mit wehmüthigem Wohlgefallen zu betrachten. Er war gewiß ein außerordentlicher Mann; ob er aber, wie oft versichert worden ist, im Stande gewesen wäre, den Strom der französischen Revolution entweder aufzuhalten oder zu lenken, dürfte sehr zweifelhaft seyn. Er war sehr ausschweifend; aber Andere, namentlich Robespierre, waren von diesem Laster frei, und gelangten dadurch in den späteren und stürmischen Zeiten jener furchtbaren Periode zu einem entschiedenen Uebergewicht. Mirabeau hatte das Talent, oder wenigstens die Schlauheit und das Geschick, die Ideen und Arbeiten Anderer zu seinen Zwecken zu benutzen. Dumont, der ihn genau kannte und kurze Zeit sein Secretär war, hat mir versichert, daß nicht nur die Berichte, die er machte, sondern auch die Reden, die er hielt, oft von Anderen geschrieben waren und von ihm nur flüchtig durchgelesen wurden. Die verschiedenen Verhaftungen und Verlegenheiten, die er sich durch sein unordentliches Leben und seine zügellose Feder zuzog, sind wohl bekannt. Die gerichtliche Verfolgung, die in England gegen ihn eingeleitet wurde, war der boshafte Plan eines verrückten, treulosen Dieners, der seinen Herrn fälschlich des Diebstahls beschuldigte. An diesem Vorfalle war nichts merkwürdig, als das öffentlich ab-

gelegte Zeugniß Sir Gilbert Elliot's und Mr. Burke's zu Gunsten eines Mannes, dessen Einfluß auf die französische Revolution nachher so unverkennbar war, und dessen laxe Grundsätze und Ausschweifungen ein so furchtbares Thema zu Angriffen gegen ihn lieferten. Mirabeau soll sich einst durch seine Eitelkeit einen sonderbaren Tadel zugezogen haben*). Zur Zeit einer wichtigen politischen Krisis sprach er in einer Gesellschaft über die Eigenschaften, die ein Minister haben müsse, um die Krone, die Nationalversammlung und die Nation den damals obwaltenden Verlegenheiten zu entreißen, nämlich: bedeutende Kenntnisse, großes Talent, Bekanntschaft und vielleicht Verbindungen mit den höheren Ständen, einige Sympathie für die unteren Volksclassen, glänzende Beredsamkeit, Gewandtheit des Styls, genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen, die Popularität eines Märtyrers, und viele andere Eigenschaften, die er in sich selbst vereinigt glaubte. „Das Alles ist wahr," sagte ein Freund; „aber Eine Eigenschaft haben Sie vergessen." — „Ich glaube kaum; was meinen Sie?" — „Muß er nicht," erwiederte der sarkastische Freund, „auch viele Blatternarben haben**)?"

*) Obgleich mir diese Anekdote von Dumont und vielen Andern erzählt wurde, so schenke ich ihr doch nicht unbedingt Glauben; denn Talleyrand, dem das Bonmot zugeschrieben wurde, hatte mit Mirabeau über die Veröffentlichung der Berliner Briefe einen Streit gehabt, und sprach ihn erst einige Tage vor seinem Tode wieder, als ihn Mirabeau mit den Ausdrücken seiner Reue über die Veröffentlichung zu sich bitten ließ und ihn überredete, eine von ihm selbst, dem Kranken, verfaßte Rede in der Nationalversammlung zu halten. Ich selbst fragte Talleyrand, und er stellte das Bonmot nicht geradezu in Abrede; wahrscheinlich führte ihn das Pikante desselben in Versuchung, es einzugestehen. Es ist möglich, daß er es von Mirabeau und nicht zu ihm sagte; in diesem Falle wäre es nicht so pikant und geistreich.

**) „Et piqué de la petite-vérole." Dieß war bei Mirabeau in hohem Grade der Fall.

Mirabeau war nicht der einzige Revolutionsmann, der im Jahre 1791 im Verdachte stand, zur Hofpartei übergegangen, oder derselben wenigstens geneigt gewesen zu seyn. Barnave, gerührt (wie die Royalisten sagten) durch das Verhalten der königlichen Familie, als er sie von Varennes zurückgeleitete, zurückgeschreckt (wie die Fayettisten und Constitutionalisten sagten) durch die rohen Manieren und die blutdürstigen Absichten der Jacobiner, heimlich verlockt (wie Andere behaupteten) durch die Aussicht, beide Parteien in Frankreich zu regieren, unterstützte die gemäßigtere Partei durch seinen sehr mächtigen Einfluß und hintertrieb mit Hilfe der Feuillants und Fayettisten die Errichtung einer Republik, als die Ereignisse einen solchen Schritt zu rechtfertigen schienen. Als der König entwich, mußte dieser Plan Vielen in den Sinn gekommen seyn; er wurde aber selbst von einzelnen Feuillants bekämpft, ganz besonders von d'Andrée, einem provençalischen Kaufmann, der trotz seines südlichen Accents in der Nationalversammlung eine sehr einflußreiche und populäre Stellung hatte. Er war zuerst Feuillant, Fayettist und Constitutionalist, dann Emigrant, und zuletzt Agent der Bourbons *). Er stand sogar in dem Verdachte, schon in früherer Zeit die Plane der Königsfamilie heimlich gefördert zu haben. Er unterbrach und widerlegte mit Erfolg einen gewissen Ramond, der an dem Tage als der König entwich, in einer Versammlung der Feuillants über die Nothwendigkeit der Republik sprach. D'Andrée zog dabei, halb im Scherz und halb im Ernst, seinen provençalischen Dolch und sagte, er werde diesen gegen Jeden gebrauchen, dem es wirklich um die Abschaffung der Monarchie zu thun sei. Lafayette versicherte mir, daß

*) Er überlebte die Restauration, kehrte nach Paris zurück, und wurde von den Bourbons belohnt, unter deren Regierung er das Boulogner Wäldchen anlegte und dabei viel Geschmack, mit weiser Sparsamkeit verbunden, an den Tag legte.

alle seine Freunde, bis auf zwei*), in einer Versammlung die Meinung ausgesprochen hätten, die Monarchie müsse wenigstens für eine Zeit lang beibehalten werden; Frankreich sei noch nicht reif für eine Republik, und ein constitutioneller König sei noch nothwendig. Ehe die Uebrigen gesprochen hatten, beantragte der Herzog von La Rochefoucault dringend die sofortige Erklärung der Republik; als aber anders entschieden wurde, buhlte er keineswegs um die Volksgunst, und suchte auch seine Meinung seinen Freunden

*) Nämlich der Herzog von Larochefoucauld und Dupont de Nemours. — Lafayette äußerte viele Jahre nachher (im Jänner 1826) seine Verwunderung, daß sich selbst viele der heftigsten Revolutionäre noch nach der Verhaftung des Königs für die Beibehaltung der Monarchie erklärten. Einige stimmten für einen Wechsel der Dynastie; man sprach von dem Herzoge von York, dem Herzoge von Braunschweig und andern ausländischen Fürsten; Einige dachten vielleicht an den Herzog von Orleans, ohne ihn zu nennen; aber an eine Republik dachten damals nur sehr wenige Personen; man hielt diese Idee für unausführbar, oder doch für verfrüht. Durch Briefe mehrerer angesehenen Engländer, namentlich der Herzogin von Devonshire und des Mr. Fox, welche große Besorgnisse um die persönliche Sicherheit der königlichen Familie ausdrückten, wurden viele Personen, und unter ihnen Lafayette, geneigter gemacht in die Wiedereinsetzung Ludwig's XVI. zu willigen. Diese Briefe hielten sie irriger Weise für eine Meinung freundlicher gesinnter, aber unparteiischer Zuschauer zu Gunsten der Erhaltung der Monarchie in der Person Ludwig's XVI. Er gestand, in der Folge gesprächsweise erfahren zu haben, daß wenigstens der Brief des englischen Ministers nicht in dieser Absicht, sondern nur aus Humanitätsrücksichten geschrieben worden sei; Fox habe sehnlichst gewünscht, daß die Sache der Revolution nicht durch harte oder grausame Maßregeln gegen die Mitglieder der königlichen Familie befleckt werde. In anderer Rücksicht bezweifelte Fox, daß es politisch klug, oder selbst gerecht sei, Ludwig XVI. auf dem Throne zu lassen. Ich hörte ihn sagen, daß eine mehrjährige Trennung von der Königin zur Bedingung hätte gemacht werden sollen.

gegenüber keineswegs geltend zu machen. Im Gegentheil, er bot Alles auf, um das constitutionelle Princip, mit dem König als Staatsoberhaupt, zu wahren. Die erwähnte Versammlung fand im Hôtel des Herzogs von La Rochefoucault Statt, nachdem der König zu Varennes verhaftet worden war.

Der Herzog hatte ohne Zweifel Recht. Die Errichtung einer Monarchie, mit der Absicht, sie als Uebergang zur Republik zu benutzen, war ebenso verderblich für das Gemeinwesen als ungerecht gegen den Monarchen, und der Gedanke, daß Ludwig XVI. nach seiner beabsichtigten Flucht, zumal an der Seite der so viel über ihn vermögenden Königin, ein auf den größten Theil seiner Autorität verzichtender König werden könne, war im höchsten Grade chimärisch und kindisch. Durch seine Flucht hatte er seine Absetzung gerechtfertigt. Bei den Constitutionellen war es Unbesonnenheit, bei den Republikanern offenbarer Wahnsinn, darauf nicht zu bestehen. Vor Allem war es, wie der Erfolg zeigte, sehr übel verstandene Milde. Lafayette und Andere waren jedoch aus sehr edlen Beweggründen keineswegs geneigt, einen solchen Augenblick zum Sturz der Monarchie zu benützen, und sie suchten jede Härte und Rohheit gegen den König und seine Familie zu verhindern. Ich war oft bei dem General Lafayette zur Tafel. Er hielt eine Art offener Tafel für Officiere der Nationalgarde und andere der Sache der Revolution eifrig ergebene Personen. Die würdevolle Einfachheit seines ganzen Wesens machte einen sehr angenehmen Eindruck auf mich, und ich fühlte mich geschmeichelt durch die Offenheit, mit der er sich gegen mich über seine Plane und die Lage des Landes äußerte. Er mißbilligte laut die Rohheit Petion's, dessen kalte, beleidigende Antworten auf die Fragen der königlichen Gefangenen regelmäßig berichtet wurden; und er setzte nach seinen Versicherungen, und ich glaube auch in seinem Herzen, weit mehr Vertrauen in die Aufrichtigkeit des Kö-

nigs, als die Klugheit gestattete, oder durch Ludwigs Charakter und die nachherigen Ereignisse gerechtfertigt erschien. Lafayette war jedoch stets ein uneigennütziger, redlicher Vaterlandsfreund, dem es bei wichtigen Gelegenheiten keineswegs an festem Willen und regem Eifer fehlte. Er war allerdings der Schmeichelei zugänglich, etwas zu leichtgläubig und geneigt die Formen, oder wenn ich so sagen darf, die Pedanterei der Freiheit für das Wesen zu nehmen, als ob die Menschen keine Freiheit genießen könnten, ohne gewissen abstracten Principien und willkürlichen Distinctionen zu huldigen, oder als ob das Zurschautragen, selbst die praktische Ausübung solcher Principien andererseits nicht mit wirklicher Bedrückung und Tyrannei vereinbar wäre. Diese Bemerkungen über seine Fehler beziehen sich indeß minder auf die jetzt in Rede stehende Periode, als auf andere Perioden seines öffentlichen Lebens; denn wie lieb ihm die Popularität auch war, so opferte er sie doch dem Zwecke, einen Königshof der tiefen Schmach, in die er versunken war, zu entreißen, und obschon aus Grundsatz Republikaner, war er doch eifrig bemüht, in der neuen Verfassung den Namen und vielleicht zu viel von der Autorität des Königs zu wahren. Während meines Aufenthalts in Paris schmeichelte er entweder meiner jugendlichen Eitelkeit, oder er gewann meine Zuneigung in solchem Grade, daß ich seine Ansichten theilte und damals von der aufrichtigen Anhänglichkeit des Königs an die Verfassung fest überzeugt wurde. In diesem Wahne wurde ich bestärkt, als ich seine, mit dem Ausdruck inniger Ueberzeugung gehaltene Rede in der gesetzgebenden Versammlung hörte. Vielleicht gaben die gemessenen Ausdrücke, mit denen er seine ursprüngliche Billigung und Annahme der Verfassung anerkannte, seinen entschiedenen Versicherungen, an derselben festzuhalten, größeren Nachdruck. „Enfin je l'ai acceptée, et je la soutiendrai et dedans et dehors," sind Worte, die noch jetzt in meinen Ohren klingen, und die auf meinen Geist, der damals noch an die

Zuverlässigkeit königlicher Reden und geschriebener Paragraphe glaubte, keinen geringen Eindruck machte. Ludwig XVI. war in jenem Augenblicke, wenn nicht der Hauptanstifter, doch der Helfer und Rathgeber der Partei, welche die auswärtigen Mächte zur Vernichtung der Verfassung aufforderte*). Ludwig XVI. war gleichwohl weder unbesonnen, noch böswillig oder grausam. Aber Aufrichtigkeit ist von Fürsten, die in der Erwartung unbeschränkter Gewalt erzogen wurden und sich den Gefahren bürgerlicher Unruhen ausgesetzt sehen, nicht zu erwarten. Ludwig hatte diese Tugend weder geerbt, noch sich durch Gewohnheit oder Nachdenken angeeignet. Er meinte es gut mit dem Volke, zu dessen Regierung er sich berufen glaubte; aber er glaubte das Gute sicherer durch starres Festhalten an der von seinen Ahnen ererbten Gewalt, als durch Verzichtleistung auf einen Theil derselben zu befördern. Die Eitelkeit**), jenes unter dem Einfluß der Schmeichelei wuchernde Unkraut, bestärkte

*) Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß Lafayette und andere an den damaligen Verhandlungen betheiligte Personen den König Ludwig XVI. von jeder Theilnahme an dem Invasionsplane freisprechen; daß ich durchaus keine Privatmittheilungen über diesen Gegenstand erhalten habe, und daß meine Angabe nur auf Jedermann zugängliche historische Documente gegründet ist.

**) Ich weiß wohl, daß ich durch diese Behauptung nicht nur der allgemeinen Meinung, sondern auch dem Zeugniß Vieler, die Ludwigs Charakter zu studiren Gelegenheit hatten, entgegentrete. Meine Ansicht gründet sich auf unläugbare Thatsachen, auf das von Emigranten und Hofleuten bestätigte Urtheil Calonne's, und auf verschiedene Umstände in den Memoiren von Bezenval und Madame Campan. Wenn man die Anstandsrücksichten, welche eine dem Hofe so nahe stehende Dame bei der Behandlung eines solchen Gegenstandes beobachten mußte, in dem Buche der Madame Campan ihrem wahren Werthe nach würdigt, so wird man sich überzeugen, daß Ludwig nach dem Urtheil dieser Schriftstellerin anmaßend, unfreundlich und selbst roh in seinem Benehmen war.

ihn in diesem Wahne und machte ihn mißtrauisch gegen seine Minister und Andere, die durch ihre Stellung zu Rathgebern berufen waren. Er bildete sich ein, er könne nie das Werkzeug geheimer Machinationen werden, und hielt sich selbst für weit klüger und einsichtsvoller als alle seine Umgebungen. Herr von Calonne erzählte mir, er habe dem Könige, auf die Nachricht, daß die Königin und ihr Anhang seinen Plan mißbillige, in den ehrerbietigsten Ausdrücken sein Bedauern über diese feindselige Stimmung Ihrer Majestät ausgedrückt, und den König dringend gebeten, ihm das zeitige Aufgeben des Planes zu gestatten, falls Seine Majestät nicht gesonnen wäre, denselben energisch durchzuführen und jeden Widerstand des Hofes zum Schweigen zu bringen; im entgegengesetzten Falle aber der Königin seinen ernstlichen Wunsch auszudrücken, daß über die Annahme des Planes durchaus nichts geäußert werde. Ludwig äußerte gleich anfangs sein Mißfallen, daß die Königin („une femme," wie er sich ausdrückte) überhaupt eine Meinung über den Gegenstand habe oder zu äußern wage. Als aber Calonne versicherte, sie habe sich tadelnd über die Sache ausgesprochen, ließ der König seine Gemahlin kommen, warf ihr in harten, selbst ungeziemlichen Ausdrücken vor, daß sie sich in Angelegenheiten menge, »auxquelles les femmes n'ont rien à faire," und endlich nahm er sie zu Calonne's Schrecken beim Arme und schob sie zur Thüre hinaus, wie ein unartiges Kind. „Me voilà perdu," sagte Calonne zu sich selbst. Er wurde auch wirklich entlassen und der Plan nach einigen Tagen aufgegeben*).

Marie Antoinette vermochte nicht viel über ihren Gemahl, weil er nicht jenes Temperament besaß, das seine Vettern der spanischen Linie so oft unter die Herrschaft ihrer Gattinen gebracht hatte. Die über die unglückliche Königin verbreiteten Verleumdungen waren allerdings oft

*) Siehe Anhang Nr. I.

höchst ungerecht; aber es ist vielleicht ein Glück für ihren Ruf, daß das Stillschweigen der Madame Campan über die Ursachen der geringen Zuneigung des Königs, auf welche sie in ihren Memoiren anspielt, durch die Beschaffenheit des Gegenstandes erklärlich wird. Hätte diese Dame nicht besondere Rücksichten zu nehmen gehabt, so würde sie es vielleicht schwer gefunden haben, eine getreue Darstellung des Details mit ihrem angeblichen Vertrauen auf Marie Antoinettens Tugend in Einklang zu bringen*).

Ich wurde nie bei Hofe vorgestellt und sah die Königin nur im Theater. Sie war damals sehr niedergeschlagen, und ihre Gesichtszüge waren ohne Zweifel durch lange Leiden und Gemüthsbewegungen entstellt. Ich glaube jedoch nicht, daß der gewöhnliche Ausdruck ihres Gesichts selbst in glücklichern Zeiten sehr einnehmend gewesen sei. Ihre so sehr gepriesene Schönheit bestand, wie ich glaube, in einer schönen, weißen Haut, einem schlanken Wuchs und in einem vornehmen Anstande, der von ihren Bewunderern Würde, von ihren Feinden Stolz und Anmaßung

*) Madame Campan's Zartgefühl und Discretion ist nicht nur verzeihlich, sondern lobenswerth; aber ihre Memoiren verschweigen Thatsachen, die sie ohne Verletzung des weiblichen Anstandes nicht hätte veröffentlichen können. Sie war die Vertraute der Liebeshändel Marie Antoinettens. Diese waren weder zahlreich, noch anstößig oder herabwürdigend, aber es waren doch Liebeshändel. Madame Campan war später im Gespräche nicht so geheimnißvoll. Ihrem eigenen Geständniß zufolge wußte sie um das Verhältniß der Königin zu dem Herzoge von Coigny, der sich jedoch bald aus einer so gefährlichen Intrigue zurückzog. Sie erzählte, daß sich Fersen in der bekannten Nacht vom 6. October in der Königin Boudoir oder Schlafzimmer befand, und nur mit großer Mühe in einer von Madame Campan besorgten Verkleidung der Beobachtung entging. — Herr von Talleyrand, der sonst mit Anekdoten über die französische Königsfamilie ziemlich zurückhaltend war, hat mir dieß zweimal erzählt mit der Versicherung, daß er es von Madame Campan habe.

genannt wurde. Ihr gänzlicher Mangel an Urtheil und Consequenz trug ohne Zweifel zu dem Unglück der königlichen Familie mit bei, aber gegen kein Mitglied derselben war das Publicum einstimmig so hart und ungerecht, und ihr Proceß und Tod gehörten zu den empörendsten Theilen der ganzen Katastrophe. Sie war allerdings bewußtlos, als sie zum Blutgerüst geführt wurde; aber die von ihr überstandene Verfolgung war im höchsten Grade schändlich, grausam und niederträchtig.

Im Jahre 1792 hatten die Prinzen von Geblüt, mit Ausnahme des Herzogs von Orleans*), das Land verlassen. Ich hatte den Herzog von Orleans in England kennen gelernt, und einige meiner Verwandten und Freunde kannten ihn genauer; aber 1791 sah ich ihn in Paris fast gar nicht. Vermuthlich übersah er mich, oder wollte mit einem Fremden, der mit Lafayette umging und in einer ihm besonders feindlichen Gesellschaft lebte, nicht in Berührung kommen. Ich bedauere, daß ich ihn nicht genauer kennen lernte, denn ich glaube, daß keiner meiner Zeitgenossen mehr verleumdet worden ist und von der Nachwelt mehr verkannt werden wird, als dieser Prinz, und es wäre mir lieb gewesen, wenn ich Gelegenheit gehabt hätte, diese meine Ueberzeugung durch genauere Beobachtung entweder zu bestärken oder zu berichtigen. Seine ganze Erscheinung war einnehmend, obgleich sein Gesicht durch Finnen entstellt war, und sein Benehmen war höchst anständig. Seine persönlichen Vorzüge und die bedeutenden Geldmittel, über die er zu verfügen hatte, erregten die Eifersucht des Hofes. Seine Popularität zu Paris, das Judicium Paridis war vielleicht genügend, um die erste Entfremdung der Königin zu erklären, obschon einige wohl

*) Der alte Prinz von Conti war, wie mich dünkt, noch in Frankreich, aber er war zu unbedeutend, um eine besondere Erwähnung zu verdienen.

ungegründete Gerüchte die andere Hälfte des Virgilischen Verses, die spretae injuria formae, oder die kalte Erwiderung ihres Entgegenkommens unter den Ursachen jener starken Abneigung fanden, welche ihre Sprache und ihr Benehmen bezeichneten, ehe die politischen Zerwürfnisse diesen Haß rechtfertigen oder erklären konnten. Manche weibliche List wurde angewandt, um ihn zu ärgern, seine Unterhaltungen zu stören, seine Gesellschaften zu unterbrechen, und ihm jene kleinen Kränkungen zuzuziehen, die oft noch empfindlicher verletzen, als große Beleidigungen, und denen in Frankreich, selbst von sonst verständigen und großmüthigen Personen, immer eine unverhältnißmäßige Wichtigkeit beigelegt wird. Die Feindseligkeiten, welche vom Hofe und nicht vom Herzoge von Orleans hervorgerufen worden waren, blieben keineswegs auf den kleinen Krieg beschränkt. Dem Anstande und der Wahrheit zum Trotz, wurden die boshaftesten Beschuldigungen der Feigheit von der Königin und ihrer Partei gegen den Herzog von Orleans nach seiner Rückkehr von der Flotte im Jahre 1778 verbreitet*). Wohlunterrichtete Franzosen schrieben seine Reisen nach England und seine Vorliebe für englische Sitten, damals Anglomanie genannt, seiner systematischen Ausschließung von den Geschäften und Unterhaltungen des französischen Hofes und dem Verdrusse zu, den ihm die mittelbaren und unmittelbaren Beleidigungen verursachten.

Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß seine Lebensweise

*) Dieß wird nicht nur in den Memoiren der Madame de Genlis und durch das einstimmige Zeugniß aller mit dem Palais Royal verbundenen Personen, sondern auch von Talleyrand, Lafayette, Puysegur und andern ausgewanderten Royalisten bestätigt. Das Ungegründete dieser Beschuldigung wird von dem Herausgeber seiner im Jahre 1800 bei Debraye in Paris erschienen Correspondenz, welche manche meiner Angaben bestätigt, genügend dargethan.

keineswegs vorwurfsfrei war. Jene Personen, welche ihn zuerst zur Theilnahme an der Revolution beredet hatten *), waren unzufrieden über seinen Aufenthalt in England, wozu ihn die Vorwürfe, und, wie Manche behaupten, selbst die Drohungen Lafayette's nach dem 6. October getrieben hatten. Sie betrachteten seine Abwesenheit als feige Flucht, und drängten ihn unablässig, eine Einsamkeit zu verlassen, die den Schein einer schmachvollen, wenn auch freiwilligen Verbannung hatte. Diesen Vorstellungen gab er endlich nach, obgleich er gern in London geblieben wäre, wenn ihn der Hof zum Gesandten ernannt hätte. Der Admiral Payne, der ihn in einem kleinen Boote zu seinem auf der Rhede von Brighton vor Anker liegenden Yachtschiffe begleitete, versicherte mir, der Herzog von Orleans habe ihm zum Abschiede gerührt die Hand gedrückt und mit Thränen in den Augen gesagt: »Wenn ich meiner Neigung folgte oder meine Sicherheit berücksichtigte, so würde ich in Ihrem glücklichen Lande bleiben; aber man sagt, die Ehre erheische meine Rückkehr; nur diese Rücksicht kann mich bewegen, mein Asyl zu verlassen. Ich täusche mich keineswegs über meine Lage und über die Auftritte, die ich zu erwarten habe. Ich werde Niemanden nützen, und wahrscheinlich einer der Ersten sein, die das Leben verlieren.«

Ehe er Frankreich verließ, hatte er dem Hofe einige unbedeutende Zugeständnisse gemacht und dadurch wenig-

*) Wer ihn zur Rückkehr bewog und ihn bei dem Pariser Pöbel so populär machte, ist ein schwer zu ergründendes Geheimniß. Madame de Genlis reizte seine Erbitterung gegen die Königin, und verwickelte ihn auch ohne Zweifel in politische Intriguen. Sein Secretär Laclos war ein Mann von großem Talent: die ihm zur Last gelegten verrätherischen Absichten sind wenigstens nie erwiesen worden. Sieyes hatte ebenfalls Einfluß auf ihn. Auch Dureſt, der Bruder der Madame de Genlis, soll nicht ohne Einfluß auf sein Verhalten gegen den Hof geblieben sein.

stens gezeigt, daß er und seine Freunde ihren Einfluß gern benutzten, um es nicht zum Äußersten kommen zu lassen. In England erneuerte er diese Anträge. Er schlug vor und bat sogar, seine angebliche Sendung in eine wirkliche Gesandtschaft nach London zu verwandeln; als dieses Ansuchen aber von Montmorin zurückgewiesen wurde, schien er die Aufforderung, nicht nach Frankreich zurückzukehren, und die dafür angeführten Gründe (namentlich, daß seine Anwesenheit die Aufregung vergrößern würde), mehr als Verhöhnung, denn als eine wohlgemeinte Warnung zu betrachten. Weit entfernt, sich dadurch abschrecken zu lassen, wurde er vielmehr in seinem Entschlusse, nach Paris zurückzukehren, bestärkt. Bei dieser, wie bei allen andern Gelegenheiten wurde ihm von den Höflingen nur mit Hohn und Verachtung begegnet.

Dieß mochte immerhin sehr schön und hochherzig seyn, aber es war höchst unpolitisch. Seine nachherige Verbindung mit den eifrigen Revolutionsmännern wird dadurch vollkommen erklärlich, wenn auch nicht gerechtfertigt. Nach der Rückkehr des Königs von Varennes soll er (wie wenigstens einige Schriftsteller behaupten) die Präsidentschaft abgelehnt und sich gegen jeden entscheidenden Entschluß erklärt haben. Einige deuteten dieses Zögern als Heuchelei, Andere als Kleinmuth. Aber wenn das wirklich so ist, wie behauptet wird, sollte er dann nicht hauptsächlich durch zarte Rücksicht gegen die königlichen Gefangenen, und eine aufrichtige Abneigung gegen eine aufgedrungene hohe Stellung zu dieser Weigerung bewogen worden seyn? Ein Mann von so maßlosem Ehrgeiz und Rachedurst, wie man ihm so oft Schuld gegeben, würde diese Gelegenheit gewiß begierig ergriffen haben, um seine Pläne ungehindert in Ausführung zu bringen. Ich erkläre mir sein Verhalten folgendermaßen: Im Anfange der Revolution strebte er natürlich nach Popularität und nach einigem Triumph über die Feindseligkeit des Hofes, zumal der Königin; bald

wurde er der Intriguen überdrüssig, dann unwillig über die Excesse, und endlich bestürzt über die Folgen der Ereignisse; vor dem Jahre 1791 war seine eigene Sicherheit und der Schutz jener Personen, die sich um seinetwillen Feinde gemacht hatten, Alles was er erwartete oder zu erlangen wünschte. Talleyrand, der ihn genau kannte und bald darauf in einem mit Beaumetz gemeinsam verfaßten, aber nie veröffentlichten Werke seinen Charakter schilderte, beschrieb mir ihn als einen Mann, der weder Eitelkeit noch lärmende Genüsse, weder Ehrgeiz noch Rache kenne, und nur auf Gemächlichkeit und Schutz des Lebens bedacht sei. Er sei so blasirt, daß er nicht einmal mehr das Bedürfniß einer Anregung fühle. Man hat in der That Grund zu vermuthen, daß die Personen, welche zur Wahrung seines persönlichen Einflusses in Paris verwendet wurden, an den Cabalen und Umwälzungen, die den 10. August und 2. September 1792 herbeiführten, thätigen Antheil nahmen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die einzige Partei, welche einige Neigung zeigte, sich ihm anzuschließen oder in seinem Interesse zu handeln, aus einem Theile Derer bestand, deren Reden und Umtrieben wohlunterrichtete Schriftsteller die Gräuel des letztern Tags hauptsächlich zuschrieben. Einige von ihnen, namentlich Danton*),

*) Danton, bekanntlich ein muthiger, aber grundsatzloser, bestechlicher Mann, war abwechselnd mit allen Parteien in Verbindung, und wurde vom Hofe gewonnen, gegen Lafayette und die Constitutionellen zu operiren. Er erhielt, wahrscheinlich zu diesem Zwecke, von Montmorin 4000 Louisd'or. Von Lafayette darüber zur Rede gestellt, gestand er den Empfang des Geldes, nannte es aber eine Entschädigung für die ihm durch ein Decret der constituirenden Versammlung genommene Stelle eines avoué. Es war vermuthlich bei dieser Veranlassung, daß er zur Entschuldigung seines den Erwartungen des Hofes so wenig entsprechenden Benehmens die unverschämte Antwort gab: »Für einen Mann wie ich bin gibt man gern 80,000 Francs, aber einen Mann, wie ich bin, bekommt man nicht um 80,000 Francs.« In derselben

waren nicht abgeneigt, unter Mitwirkung des Herzogs von Orleans das Leben des Königs zu retten und durch eine Vereinigung mit den Brissotins und den gemäßigten Republikanern den Ausschreitungen des Pöbels ein Ziel zu setzen, unter der Bedingung jedoch, „daß alles bisher Vorgefallene vergeben und vergessen würde.“ Aber die Republikaner und Philosophen waren dem Herzoge von Orleans gegenüber fast eben so sinnlos feindselig und verblendet, als die Royalisten. Die Freunde Roland's, Brissot's und Guadet's hegten Bedenklichkeiten, welche ohne Zweifel ehrenhaft, aber durchaus unzeitig waren und mit ihrem Verhalten vor und am 10. August nicht ganz übereinstimmten: sie äußerten ihren Abscheu vor jeder Vereinigung mit Menschen, die das Blut ihrer Mitbürger vergossen hatten, obgleich eine solche Verbindung vielleicht das einzige Mittel war, fernerem Blutvergießen vorzubeugen. Danton und seine Anhänger, welche an den Unthaten der Terroristen so thätigen Antheil genommen hatten, sahen sich genöthigt mit ihren Verbündeten weiter zu gehen, als sie keine Hoffnung hatten, durch den Sieg der gemäßigtern

Unterredung mit Lafayette erklärte er, daß er mehr Royalist sei, als der General. Das sei leicht möglich, erwiederte Lafayette, aber es sei kein Grund, das Königthum mit Rohheit und Hohn zu behandeln. Je sorgfältiger man jedoch das Verhalten Danton's, des fähigsten, aber auch grundsatzlosesten unter den Terroristen von 1792, in's Auge faßt, desto wahrscheinlicher wird es, daß er einen der Monarchie nicht günstigen Plan hatte. Er würde ohne Zweifel aus persönlichen Beweggründen (wie viele ehrliche Leute in patriotischer Absicht) eine indirecte Dynastie im Hause Orleans, einer directen unter Ludwig XVI. oder XVII. vorgezogen haben. Wer Freiheitsliebe mit der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Monarchie verbindet, muß zugeben, daß in England ein Nassauer oder Braunschweiger einem Stuart vorzuziehen war, und daß in Frankreich ein Bonaparte oder Orleans mit einer verfassungsmäßigen Regierung besser vereinbar ist, als ein Fürst, der seinen Rechtstitel nur von seinen Ahnen herleitet.

und zahlreichern, aber minder populären Conventspartei Straflosigkeit zu erlangen. Der Herzog von Orleans würde den König nicht gerettet haben, wenn er gegen seinen Tod gestimmt hätte; er würde dadurch schneller als jedes andere Mitglied der Versammlung seinen eigenen Tod herbeigeführt haben. Andererseits war er auch der Einzige, den im Fall einer Gegenrevolution die königliche Rache schonungslos getroffen haben würde. Solche Rücksichten würden freilich auf einen Cato keinen Eindruck gemacht haben, aber die Standhaftigkeit gewöhnlicher Menschen vermochten sie wohl zu erschüttern. Der Herzog von Orleans hatte daher mindestens eben so viel Entschuldigung, als die mit ihm stimmenden Dreihundert und sechzig, und wer auch den Königsmord für das größte Verbrechen hält, hat gleichwohl nicht das Recht, ihn als den größten Verbrecher zu bezeichnen. Das Eigenthümliche seiner Stellung kannte er sehr gut. Einige merkwürdige Beweise davon finden sich in einer kurzen Erzählung der Mrs. Elliott, welche, wenn ich nicht irre, bei ihm gewohnt hatte, und ihn als alte Freundin bewog, den an den Vorgängen vom 10. August betheiligten jüngern Chancency*) durch seinen Garten zu Monceaux entkommen zu lassen: ein Freundschaftsdienst, der ihn selbst in nicht geringe Gefahr brachte. Und dieß that der Herzog für einen Mann, der, wie er selbst in Chancency's Gegenwart äußerte, zu seinen erbittertsten Feinden gehörte! Chancency war, so viel ich weiß, unter den Letzten, die seiner edlen Wohlthäterin in ihrer nachherigen Noth beistanden, oder den Tadel milderten, mit welchem man in den meisten Gesellschaften den Namen des Herzogs von Orleans überschüttete. Der Herzog endete bald darauf sein Leben auf dem Blutgerüste, und

*) Er entkam nach England und nahm den Namen Quintin an. Nach der Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. erhielt er in den Tuilerien ein Hofamt.

widerlegte eine der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen durch die Gelassenheit und Ruhe, mit der er dem Tode entgegenging*).

Bei diesem Besuche zu Paris, im Jahre 1791, wurde ich zuerst mit Herrn von Talleyrand bekannt. Ich habe ihn in den meisten seiner verschiedenen Lebensverhältnisse gesehen; aus den Unterredungen mit ihm schöpfte ich meine geringe Kenntniß der hervorragendsten Persönlichkeiten in Frankreich vor und während der Revolution. Er war damals noch Bischof. Er war, wie ich glaube, ursprünglich zum geistlichen Stande gezwungen worden, weil er lahm war, und er war aus diesem Grunde von seinen Verwandten mit empörender Gleichgiltigkeit und Unfreundlichkeit behandelt worden. Er war eine Zeitlang Aumonier bei seinem Oheim, dem Erzbischof von Rheims; und als Pitt nach dem Frieden von 1782 nach Rheims kam, um französisch zu lernen, wies er ihm in der Abtei St. Thierry, wo er damals mit seinem Oheim wohnte, einige Zimmer an, und war sechs Wochen lang sein beständiger Begleiter. Talleyrand erzählte mit einigem Unwillen, daß Pitt weder während seiner Gesandtschaft, noch während seines Aufenthalts im Auslande, noch im Jahre 1794, als er in Folge der Fremdenbill aus England fortgewiesen wurde, diesen Umstand einer Erwähnung gewürdigt habe.

Talleyrand wurde unter Calonne in die öffentlichen Angelegenheiten eingeweiht, und er erlernte von diesem thätigen Minister die ungemeine Leichtigkeit und Gewandtheit, mit der er ohne hemmende Förmlichkeiten in dem Winkel eines Salons oder am Fenster die wichtigsten Geschäfte abthat. In der Ausübung dieses Talents erreichte er die Gewandtheit seines Meisters, und übertraf ihn an

*) S. die Einleitung zu seiner Correspondenz. Paris 1800. Seite IV.

Witz und Scharfsinn. Ueberdieß besaß [illegible] nöthigt, mit großer Wahrheitsliebe verbundene [illegible] von sich Calonne nicht rühmen konnte. [illegible] versammlung entwickelte er nur sehr gering[illegible] Seine Berichte und Staatsschriften, zum[illegible]icht über den öffentlichen Unterricht, verschafften ihm [illegible]ige Berühmtheit, aber ich vermuthe, daß sie von Andern verfaßt waren. Seine Fähigkeiten wurden indeß anerkannt, denn sie waren unläugbar, und man sah in ihm bereits den künftigen großen Staatsmann.

Er entkam, fünf Tage nach dem 2. September, mit einem Paß von Danton, dem „Grand der Demokratie" (ce grand seigneur de la sansculotterie, wie ihn Garat sehr witzig nannte). Dieser Paß war ihm, wie er selbst sagte, nicht nur zur Erreichung seines unmittelbaren Zweckes nützlich, sondern leistete ihm auch einen wichtigen Dienst, als Talleyrand wieder nach Frankreich zurückzukehren wünschte. Er bewies durch diesen Paß, daß er kein Emigrant war.

Er lebte in England sehr einfach; er verkaufte seine Bibliothek, und war schon im Begriff, wegen der Herausgabe eines mit dem Expräsidenten Beaumetz gemeinschaftlich verfaßten Werkes mit einem Buchhändler einen Vertrag abzuschließen. Es war eine Biographie des Herzogs von Orleans. Die Thatsachen und Bemerkungen hatte ohne Zweifel Talleyrand geliefert, aber Beaumetz hatte das Material geordnet und zusammengestellt. Talleyrand dachte jedoch an die Möglichkeit seiner Rückkehr nach Frankreich und an die Nachtheile, welche die Veröffentlichung dieses Werkes für ihn haben könne. Beaumetz willigte in die Unterlassung der Herausgabe, aber das Manuscript blieb wahrscheinlich in Talleyrand's Händen. Noch vor wenigen Jahren sprach er mit mir über seine Memoiren, und er hat Freunden von mir einige Stellen aus denselben vorgelesen.

widerlegte. Talleyrand war im höchsten Grade unzufrieden durch seinem unfreiwilligen Aufenthalte in Nordamerika. In den Verhandlungen der Akademie findet sich ein von ihm geschriebener oder dictirter merkwürdiger Aufsatz, worin er die Meinung ausspricht, die Vereinigten Staaten müßten sich am Ende eher mit dem Lande, aus welchem sie hervorgegangen, als mit jenem vereinigen, dem sie gewissermaßen ihre Unabhängigkeit verdanken. Man glaubt allgemein, daß er die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich durch Frau von Staël erwirkte. Er stand in vertrauten Verhältnissen zu ihr, aber er gab schon vor dem Frieden von 1802, wo ich ihn wieder in Paris sah, den Umgang mit ihr auf, und wurde der Vertraute der Madame Grand *).

*) „Il faut avoir aimé Mme de Staël pour connaître tout le bonheur d'aimer une bête," war ein Bonmot, das damals zu Paris oft wiederholt wurde, um seine Leidenschaft für Madame Grand zu erklären, die ihn oder Andere gewiß nicht durch den Zauber ihres Witzes oder ihrer Unterhaltungsgabe fesselte. Talleyrand's Bonmots wurden dreißig bis vierzig Jahre lang öfter wiederholt und allgemeiner bewundert, als die Witze anderer geistreichen Männer. Die Ursache lag am Tage. Nur Wenige haben eine so reiche Ader des Witzes gehabt, wie er, und noch Wenigere wußten so pikante Bonmots zu sagen. Durch eine glückliche Vereinigung großer Sprachgewandtheit mit ungezwungenen, einnehmenden Manieren und seltenem Scharfsinn erhielten seine Sarkasmen einen so absichtlosen, gefälligen Anstrich, daß sich selbst die dadurch getroffenen Personen oft mehr geschmeichelt als beleidigt fühlten. Bekannt ist unter Anderm seine witzige Zurechtweisung eines eiteln Gecken, der die große Schönheit seiner Mutter pries und zugleich andeutete, daß die Nachkommen einer so schönen Frau ebenfalls mit persönlichen Vorzügen begabt sein müßten. „Ihr Herr Papa war also nicht so schön?" sagte Talleyrand zu ihm. — Nicht minder pikant war folgende Aeußerung über den bekanntlich sehr eiteln Châteaubriand, dessen Ruhm im Abnehmen war. In einer Gesellschaft sagte Jemand, Châteaubriand höre sehr schwer und beklage sich sehr über dieses Gebrechen. „Das glaube ich wohl," sagte Talleyrand; „seitdem man nicht mehr von ihm spricht, hält er sich für taub."

Am Schlusse des Concordats sah er sich genöthigt, entweder in den Prälatenstand zurückzutreten, oder sich von allen Pflichten und Verbindlichkeiten des geistlichen Standes dispensiren zu lassen. Er wählte das Letztere. Aber Bonaparte, der an seiner Consularhofhaltung sehr auf Anstand hielt, stellte ihm die etwas boshafte Bedingung, entweder jeden Umgang mit Madame Grand abzubrechen, oder sich mit ihr öffentlich zu vermählen. Ihre noch unerledigte Scheidungsangelegenheit legte dieser Verbindung jedoch ein Hinderniß in den Weg. Es war merkwürdig zu sehen, wie Sir Elijah Impey, der ihrem Gatten in Indien Schadenersatz für ihre Untreue erwirkt hatte, an ihrer kleinen Hofhaltung zu Neuilly mit Schmeicheleien überhäuft wurde. Sein Zeugniß wurde für nothwendig gehalten, und er war nicht gesonnen dasselbe zu verweigern, weil er eben damals bei der französischen Regierung seine Ansprüche auf Entschädigung für erlittene Verluste geltend machte. Sir Philip Francis, ihr früherer Verehrer, befand sich damals auch in Paris, obgleich er zu Neuilly keinen Zutritt mehr hatte. Das Zusammentreffen mit seinem gerichtlichen Gegner und seiner Exgeliebten wäre gewiß sehr pikant gewesen.

Um dieselbe Zeit kam Calonne unter dem Vorwande von Privatangelegenheiten nach Frankreich; aber er wußte sich mit der ihm eigenen Gewandtheit und Redegabe bei einigen jacobinischen Ministern des Consuls einzuschmeicheln. Er verabredete mit Fouché sogar den Plan, Talleyrand zu verdrängen und Bonaparte's Finanzsystem zu verbessern. Er führte mich bei Fouché ein, dessen ganzes Wesen damals jene wilde Rohheit, Energie und Rastlosigkeit zur Schau trug, die man vereinigt in dem Charakter eines Revolutionärs wohl erwarten konnte. Als er ein Höfling wurde, suchte er die genannten Eigenschaften freilich zu verbergen, aber sie blieben stets der Grundton in dem Wesen dieses eitlen und grundsatzlosen Werkzeuges der Re-

publik, des Consuls und der Bourbons. Talleyrand vereitelte seine Intrigue mit dem Exminister Ludwigs XVI. Calonne's Schrift über die Finanzfrage, welche der königsmörderische Polizeiminister dem Consul überreichte, wurde von Diesem selbst in der nächsten Nummer des „Moniteur" beantwortet, und der Verfasser, ohne wirklich genannt zu werden, mit bitterem Spott abgefertigt und lächerlich gemacht. Ich hörte, wie Talleyrand seinen alten Freund Calonne am Abend vor dessen Ausweisung aus Paris, wegen seiner Liebe zur Einsamkeit foppte. Talleyrand wußte vermuthlich schon, daß der Ausweisungsbefehl unterzeichnet war; er erwirkte ihm jedoch bald beim Consul die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris. Kaum jedoch angekommen, wurde Calonne von einer Entzündung der Eingeweide befallen und starb in Folge schlechter ärztlicher Behandlung. Als er nicht mehr sprechen konnte, schrieb er mit Bleistift folgende merkwürdige Worte und reichte sie dem Arzte: „Du hast mich gemordet, und wenn Du ein ehrlicher Mann bist, so wirst Du fortan nicht mehr quacksalbern."

Dieser merkwürdige, geistreiche Mann hatte schon lange an den Staatsgeschäften keinen Antheil mehr gehabt. Er war nicht nur ohne Amt und ein Emigrant, sondern auch von dem Rathe der französischen Prinzen ausgeschlossen, denen er sein Vermögen und einen großen Theil des Vermögens seiner Frau unnöthigerweise geopfert hatte. Während der letzten drei Jahre seines Aufenthalts in England hatte ich viel Umgang mit ihm. Er ist einer der wenigen Staatsmänner, deren Charakter, meiner Meinung nach, von den Schriftstellern des Tags richtig verstanden und getreu geschildert worden ist. Ungezwungen, zuvorkommend, heiter und gesprächig im Umgange und ungemein gewandt und umsichtig in Geschäften, war er leichtsinnig von Charakter, unüberlegt im Reden und Handeln, nicht immer gewissenhaft und zuverlässig in seinen Versicherungen.

Er legte in seinen Aeußerungen über manche Verhältnisse eine Unwissenheit an den Tag, die fast unglaublich schien bei einem Manne, der an den Welthändeln einen thätigen Antheil nehmen wollte und auch wirklich in wichtigen Angelegenheiten verwendet wurde. Obgleich er vor der Revolution vertrieben worden war und die üble Behandlung, die ihm von Seiten des Hofes zu Theil geworden war, tief empfand, so widmete er doch seine Zeit und sein Vermögen dem Dienste der ausgewanderten Prinzen. Er erhielt von diesen den Auftrag, die Souveräne Europa's um Beistand zu bitten. Hauptsächlich galt seine Sendung dem unlängst gekrönten Kaiser Leopold, der durch verschiedene schlechtgewählte Privatcanäle mit dem zu Florenz unter falschem Namen befindlichen Calonne verkehrte. Seine Privatversicherungen waren nach Calonne's Dafürhalten nicht viel ermuthigender, als die kalten, zurückhaltenden und zweideutigen Staatsschriften, welche während seiner kurzen Regierung vom Wiener Hofe über die französische Revolution erlassen wurden. Nach Calonne's Aeußerung hatten die ausgewanderten königlichen Prinzen eben keine Ursache, mit den meisten der damaligen Souveräne zufrieden zu sein; nur die Könige von Schweden und Preußen*) nahmen sich der Sache mit Eifer an, in

*) Die „Mémoires d'un Homme d'Etat" (Paris 1828), für deren Verfasser man den preußischen Minister Hardenberg hielt, stimmen in vielen Puncten mit dem hier Gesagten überein. Ich hatte Dieß und Anderes über den Krieg Preußens gegen Frankreich bereits geschrieben, als ich dieses Werk las, dessen Darstellung der Ereignisse von 1792 mit einigen mir von Franzosen und Preußen mitgetheilten Nachweisungen genau übereinstimmt, von andern Berichten aber abweicht. Nach dem Verfasser war Gustav nicht der einzige König, der geneigt war, an der Spitze der Emigranten, mit oder ohne Hilfe anderer Souveräne, einen Kriegszug gegen Frankreich zu unternehmen. Katharina suchte ihn und Andere dazu zu bereden, und Friedrich Wilhelm wünschte aufrichtig und ohne Nebenabsichten die Theilnahme der übrigen Souveräne

der Ueberzeugung, daß es im Interesse der gekrönten Häuptér liege, die damals in Frankreich herrschenden revolutionären Grundsätze auszurotten. Gustav III., ein Mann von mehr Schlauheit als Weisheit, und mehr Ehrgeiz als Muth, aber nicht ohne Talent, wurde bald nachher ermordet. Friedrich Wilhelm wurde durch ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen der Erste, der jenes monarchische Bündniß aufgab, dessen eifrigstes und vielleicht auch aufrichtigstes Mitglied er anfangs gewesen war.

Den Sommer und Herbst 1792 verlebte ich in Dänemark und Preußen. In der öffentlichen Meinung beider Länder fand ich zu meiner Verwunderung zwei eigenthümliche Richtungen, welche manche nachmalige Ereignisse in Europa erklärlich machen, obgleich der Eindruck, den diese Ereignisse machten, die frühern Ansichten bei Vielen verwischte und einen so großen Umschwung bewirkte, daß die Nachwelt meinem Zeugnisse kaum Glauben schenken wird. Man war erstens allgemein überzeugt, daß Frankreich unterliegen werde, und zweitens erfüllte die Erwartung eines solchen Erfolgs einen großen Theil des Volkes mit Unwillen und Schmerz.

Militärs, Staatsmänner und Alle die zu der soge-

---

an dem Unternehmen. Aber er fand in seinem Cabinet und unter seinen Generalen lebhaften Widerstand, und zuletzt wurde er durch die Selbstsucht und Zweideutigkeit der österreichischen Politik gereizt und erbittert. Calonne's Ansicht war von dieser nicht wesentlich verschieden. Er übersah freilich, daß Friedrich Wilhelm aus Willfährigkeit gegen Leopold die französischen Prinzen und Emigranten mit einiger Kälte behandelte, und erkannte nicht die Verschiedenheit zwischen der geheimen Verbindung des Hofes von Versailles mit den verbündeten Souveränen, und den Verhältnissen der Prinzen und Emigranten; aber im Ganzen schilderte er Leopold als unentschlossen und selbstsüchtig, Friedrich Wilhelm hingegen als anfänglich aufrichtig und uneigennützig, jedoch später als etwas umgestimmt und sehr erbittert.

nannten „guten Gesellschaft" gehörten, hielten jeden Widerstand der französischen Truppen, zumal der Nationalgarden, Freischaaren oder zusammengerotteten Bauern, gegen die stehenden deutschen Heere für durchaus unmöglich. Die Kriegskunst, sagten sie, lasse sich weder durch Math und Begeisterung, noch durch überlegene Anzahl ersetzen. Der Gedanke, daß disciplinirte Truppen, unter einem Heerführer, wie der Herzog von Braunschweig, geschlagen werden könnten, war so chimärisch wie der Versuch, ein mathematisches Problem durch ein Spiel der Phantasie oder einen sinnreichen Einfall zu widerlegen. Ueberdieß wurde die moralische und wissenschaftliche Ueberlegenheit der Kriegsmächte (denn so nannten sich damals die deutschen Höfe par excellence) über die Franzosen geltend gemacht. Jedermann sprach von der Schlacht bei Roßbach.

Mit solcher Gewißheit erwartete man den Erfolg, aber nicht in allen Kreisen freute man sich auf diesen Erfolg. Viele angesehene Militärs, besonders in Preußen, erklärten sich entschieden gegen die Kriegspolitik, deren Folge nur die Vergrößerung Oesterreichs sein könne, und das Volk in allen protestantischen Ländern des Nordens wünschte dem revolutionären Frankreich Glück, obgleich man eine solche Wendung der Dinge nicht zu hoffen wagte. Auch die große Masse der kaufmännischen und literarischen Welt verhehlte keineswegs ihre Besorgniß bei dem zu erwartenden Triumph des Königthums, der Aristokratie und der militärischen Gewalt über jene Grundsätze der Gleichheit, welche nach ihrer Meinung den Gewerbfleiß befördern, die Geistesthätigkeit erhöhen und die Lage des Volkes verbessern mußten.

Diese Betrachtungen hielten das kleine Königreich Dänemark, unter der klugen Leitung des Ministers Bernstorff, in einem Zustande völliger Neutralität, ungeachtet einer kindischen Neigung des Kronprinzen, den großen König von Preußen nachzuäffen, und ungeachtet der Aufforde-

rungen und Drohungen einiger Mitglieder der Verbündung, und des Einflusses, den eins derselben jederzeit auf den Kopenhagener Hof besitzen muß. Der Kronprinz (nachmals Friedrich VI.) war das eigentliche Haupt der Regierung. Die Unfähigkeit seines Vaters war anerkannt, und obgleich er noch immer die Edicte und öffentlichen Urkunden unterzeichnete, so blieb er doch von den Berathungen über dieselben ausgeschlossen, und seine Urkunden wurden nur dann für rechtsgiltig angesehen, wenn sie von seinem Sohne contrasignirt waren. Letzterer war vom Staatsrathe wirklich mit allen Functionen der königlichen Gewalt betraut worden. Die königliche Unterschrift wurde im Grunde mehr als ein medicinisches, denn als ein politisches Auskunftsmittel beibehalten. Man wollte den abgesetzten Monarchen damit bei guter Laune erhalten, und man hatte keineswegs die Absicht, den Urkunden durch solche Formalität eine Rechtsgiltigkeit zu geben, denn dieselben wurden auch ohne die Unterschrift des Königs vor Gericht und im Privatverkehr anerkannt. Anfangs hatte er bitterlich geweint, daß er nicht mehr König sei, und als Beweis seines Unglücks den Umstand angeführt, daß er keine Schriften mehr zu unterzeichnen habe. Um ihn zu beschwichtigen, wurden sie ihm nachher zur Unterschrift vorgelegt, und er weigerte sich nie zu unterzeichnen, um nicht das einzige ihm noch übrige, aber nach seiner Meinung wesentliche Vorrecht des Königthums zu verlieren. Einst fügte es sich zufällig, daß der Kronprinz ein Document unterzeichnete bevor es seinem königlichen Vater zur Unterschrift vorgelegt wurde; der auf sein Vorrecht eifersüchtige alte Monarch bemerkte es, und als ihm die nächste Schrift vorgelegt wurde, unterzeichnete er zum Erstaunen und Schrecken der Höflinge: „Christian et Comp.," und sagte erbittert, er sei einst alleiniger Inhaber seiner Firma gewesen, aber er habe sich überzeugt, daß er jetzt Associés habe, denen er die Mühe des Unterzeichnens ersparen wolle. Im Ganzen war sein

Irrsinn mehr muthwilliger als boshafter Natur. Die Königin Mutter, seine Stiefmutter, deren Politik auf die Aufrechthaltung seines königlichen Ansehens gerichtet war, pflegte ihm in großen Gesellschaften einen Platz am Spieltische anzuweisen. Im Norden von Europa ist es Sitte, beim Kartenspiel Kreidestriche zu machen; aber Se. Majestät gebrauchte die Kreide auf eine minder anständige Weise. Er pflegte die obscönsten Figuren auf das grüne Tuch zu malen und den umstehenden Personen zuzuwinken, während die Königin Mutter mit abgewandtem Gesicht und scheinbarer Unbefangenheit mit den Karten, mit der Hand oder mit dem Schnupftuche die anstößigen Zeichnungen auswischte. Er nahm viele Jahre lang an der großen Tafel seinen Platz ein. Obwohl die auswärtigen Gesandten auf seine Sonderbarkeiten vorbereitet waren, so gelang es ihm doch nicht selten, sie aus der Fassung zu bringen. So forderte er sie manchmal zum Trinken auf, und goß dann dem hinter ihm stehenden Pagen den Inhalt seines Glases in's Gesicht; und wenn er durch derlei Schwänke ein Lächeln hervorgerufen hatte, nahm er plötzlich eine ernste und feierliche Miene an, und sagte zu dem ihm gegenübersitzenden Gesandten: »Monsieur l'envoyé paraît fort gai; y a-t-il quelque chose qui l'amuse? Je le prie de m'en faire part.«

So harmlos war der Irrsinn des Königs. Ist es eine Satyre oder ein Lob auf die unbeschränkte Monarchie, daß unter diesem geistesschwachen, fast wahnsinnigen Fürsten der Handel, Ackerbau und Nationalwohlstand immer mehr aufblühte; daß das Volk von den alten Feudallasten befreit, die Ruhe erhalten, die Justiz unparteiisch gehandhabt wurde; daß sogar die auswärtige Politik in jener beispiellos gefahrvollen und bewegten Zeit auf eine für dieses an Hilfsquellen so arme Land sehr rühmliche Weise geleitet wurde? Das kleine Dänemark scheint in der That eine Ausnahme von allen Regeln zu seyn. Eine mit Einwilli-

waren nicht abgeneigt, unter Mitwirkung des Herzogs von Orleans das Leben des Königs zu retten und durch eine Vereinigung mit den Brissotins und den gemäßigten Republikanern den Ausschreitungen des Pöbels ein Ziel zu setzen, unter der Bedingung jedoch, „daß alles bisher Vorgefallene vergeben und vergessen würde.“ Aber die Republikaner und Philosophen waren dem Herzoge von Orleans gegenüber fast eben so sinnlos feindselig und verblendet, als die Royalisten. Die Freunde Roland's, Brissot's und Guadet's hegten Bedenklichkeiten, welche ohne Zweifel ehrenhaft, aber durchaus unzeitig waren und mit ihrem Verhalten vor und am 10. August nicht ganz übereinstimmten: sie äußerten ihren Abscheu vor jeder Vereinigung mit Menschen, die das Blut ihrer Mitbürger vergossen hatten, obgleich eine solche Verbindung vielleicht das einzige Mittel war, fernerem Blutvergießen vorzubeugen. Danton und seine Anhänger, welche an den Unthaten der Terroristen so thätigen Antheil genommen hatten, sahen sich genöthigt mit ihren Verbündeten weiter zu gehen, als sie keine Hoffnung hatten, durch den Sieg der gemäßigtern

---

Unterredung mit Lafayette erklärte er, daß er mehr Royalist sei, als der General. Das sei leicht möglich, erwiederte Lafayette, aber es sei kein Grund, das Königthum mit Rohheit und Hohn zu behandeln. Je sorgfältiger man jedoch das Verhalten Danton's, des fähigsten, aber auch grundsatzlosesten unter den Terroristen von 1792, in's Auge faßt, desto wahrscheinlicher wird es, daß er einen der Monarchie nicht günstigen Plan hatte. Er würde ohne Zweifel aus persönlichen Beweggründen (wie viele ehrliche Leute in patriotischer Absicht) eine indirecte Dynastie im Hause Orleans, einer directen unter Ludwig XVI. oder XVII. vorgezogen haben. Wer Freiheitsliebe mit der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Monarchie verbindet, muß zugeben, daß in England ein Nassauer oder Braunschweiger einem Stuart vorzuziehen war, und daß in Frankreich ein Bonaparte oder Orleans mit einer verfassungsmäßigen Regierung besser vereinbar ist, als ein Fürst, der seinen Rechtstitel nur von seinen Ahnen herleitet.

und zahlreichern, aber minder populären Conventspartei Straflosigkeit zu erlangen. Der Herzog von Orleans würde den König nicht gerettet haben, wenn er gegen seinen Tod gestimmt hätte; er würde dadurch schneller als jedes andere Mitglied der Versammlung seinen eigenen Tod herbeigeführt haben. Andererseits war er auch der Einzige, den im Fall einer Gegenrevolution die königliche Rache schonungslos getroffen haben würde. Solche Rücksichten würden freilich auf einen Cato keinen Eindruck gemacht haben, aber die Standhaftigkeit gewöhnlicher Menschen vermochten sie wohl zu erschüttern. Der Herzog von Orleans hatte daher mindestens eben so viel Entschuldigung, als die mit ihm stimmenden Dreihundert und sechzig, und wer auch den Königsmord für das größte Verbrechen hält, hat gleichwohl nicht das Recht, ihn als den größten Verbrecher zu bezeichnen. Das Eigenthümliche seiner Stellung kannte er sehr gut. Einige merkwürdige Beweise davon finden sich in einer kurzen Erzählung der Mrs. Elliott, welche, wenn ich nicht irre, bei ihm gewohnt hatte, und ihn als alte Freundin bewog, den an den Vorgängen vom 10. August betheiligten jüngern Chancency*) durch seinen Garten zu Monceaux entkommen zu lassen: ein Freundschaftsdienst, der ihn selbst in nicht geringe Gefahr brachte. Und dieß that der Herzog für einen Mann, der, wie er selbst in Chancency's Gegenwart äußerte, zu seinen erbittertsten Feinden gehörte! Chancency war, so viel ich weiß, unter den Letzten, die seiner edlen Wohlthäterin in ihrer nachherigen Noth beistanden, oder den Tadel milderten, mit welchem man in den meisten Gesellschaften den Namen des Herzogs von Orleans überschüttete. Der Herzog endete bald darauf sein Leben auf dem Blutgerüste, und

*) Er entkam nach England und nahm den Namen Quintin an. Nach der Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. erhielt er in den Tuilerien ein Hofamt.

widerlegte eine der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen durch die Gelassenheit und Ruhe, mit der er dem Tode entgegenging*).

Bei diesem Besuche zu Paris, im Jahre 1791, wurde ich zuerst mit Herrn von Talleyrand bekannt. Ich habe ihn in den meisten seiner verschiedenen Lebensverhältnisse gesehen; aus den Unterredungen mit ihm schöpfte ich meine geringe Kenntniß der hervorragendsten Persönlichkeiten in Frankreich vor und während der Revolution. Er war damals noch Bischof. Er war, wie ich glaube, ursprünglich zum geistlichen Stande gezwungen worden, weil er lahm war, und er war aus diesem Grunde von seinen Verwandten mit empörender Gleichgiltigkeit und Unfreundlichkeit behandelt worden. Er war eine Zeitlang Aumonier bei seinem Oheim, dem Erzbischof von Rheims; und als Pitt nach dem Frieden von 1782 nach Rheims kam, um französisch zu lernen, wies er ihm in der Abtei St. Thierry, wo er damals mit seinem Oheim wohnte, einige Zimmer an, und war sechs Wochen lang sein beständiger Begleiter. Talleyrand erzählte mit einigem Unwillen, daß Pitt weder während seiner Gesandtschaft, noch während seines Aufenthalts im Auslande, noch im Jahre 1794, als er in Folge der Fremdenbill aus England fortgewiesen wurde, diesen Umstand einer Erwähnung gewürdigt habe.

Talleyrand wurde unter Calonne in die öffentlichen Angelegenheiten eingeweiht, und er erlernte von diesem thätigen Minister die ungemeine Leichtigkeit und Gewandtheit, mit der er ohne hemmende Förmlichkeiten in dem Winkel eines Salons oder am Fenster die wichtigsten Geschäfte abthat. In der Ausübung dieses Talents erreichte er die Gewandtheit seines Meisters, und übertraf ihn an

*) S. die Einleitung zu seiner Correspondenz. Paris 1800. Seite IV.

Witz und Scharfsinn. Ueberdieß besaß Talleyrand eine mit großer Wahrheitsliebe verbundene Discretion, deren sich Calonne nicht rühmen konnte. In der Nationalversammlung entwickelte er nur sehr geringes Rednertalent. Seine Berichte und Staatsschriften, zumal ein Bericht über den öffentlichen Unterricht, verschafften ihm einige Berühmtheit, aber ich vermuthe, daß sie von Andern verfaßt waren. Seine Fähigkeiten wurden indeß anerkannt, denn sie waren unläugbar, und man sah in ihm bereits den künftigen großen Staatsmann.

Er entkam, fünf Tage nach dem 2. September, mit einem Paß von Danton, dem „Grand der Demokratie" (ce grand seigneur de la sansculotterie, wie ihn Garat sehr witzig nannte). Dieser Paß war ihm, wie er selbst sagte, nicht nur zur Erreichung seines unmittelbaren Zweckes nützlich, sondern leistete ihm auch einen wichtigen Dienst, als Talleyrand wieder nach Frankreich zurückzukehren wünschte. Er bewies durch diesen Paß, daß er kein Emigrant war.

Er lebte in England sehr einfach; er verkaufte seine Bibliothek, und war schon im Begriff, wegen der Herausgabe eines mit dem Expräsidenten Beaumetz gemeinschaftlich verfaßten Werkes mit einem Buchhändler einen Vertrag abzuschließen. Es war eine Biographie des Herzogs von Orleans. Die Thatsachen und Bemerkungen hatte ohne Zweifel Talleyrand geliefert, aber Beaumetz hatte das Material geordnet und zusammengestellt. Talleyrand dachte jedoch an die Möglichkeit seiner Rückkehr nach Frankreich und an die Nachtheile, welche die Veröffentlichung dieses Werkes für ihn haben könne. Beaumetz willigte in die Unterlassung der Herausgabe, aber das Manuscript blieb wahrscheinlich in Talleyrand's Händen. Noch vor wenigen Jahren sprach er mit mir über seine Memoiren, und er hat Freunden von mir einige Stellen aus denselben vorgelesen.

Talleyrand war im höchsten Grade unzufrieden mit seinem unfreiwilligen Aufenthalte in Nordamerika. In den Verhandlungen der Akademie findet sich ein von ihm geschriebener oder dictirter merkwürdiger Aufsatz, worin er die Meinung ausspricht, die Vereinigten Staaten müßten sich am Ende eher mit dem Lande, aus welchem sie hervorgegangen, als mit jenem vereinigen, dem sie gewissermaßen ihre Unabhängigkeit verdanken. Man glaubt allgemein, daß er die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich durch Frau von Staël erwirkte. Er stand in vertrauten Verhältnissen zu ihr, aber er gab schon vor dem Frieden von 1802, wo ich ihn wieder in Paris sah, den Umgang mit ihr auf, und wurde der Vertraute der Madame Grand *).

*) „Il faut avoir aimé Mme de Staël pour connaître tout le bonheur d'aimer une bête," war ein Bonmot, das damals zu Paris oft wiederholt wurde, um seine Leidenschaft für Madame Grand zu erklären, die ihn oder Andere gewiß nicht durch den Zauber ihres Witzes oder ihrer Unterhaltungsgabe fesselte. Talleyrand's Bonmots wurden dreißig bis vierzig Jahre lang öfter wiederholt und allgemeiner bewundert, als die Witze anderer geistreichen Männer. Die Ursache lag am Tage. Nur Wenige haben eine so reiche Ader des Witzes gehabt, wie er, und noch Wenigere wußten so pikante Bonmots zu sagen. Durch eine glückliche Vereinigung großer Sprachgewandtheit mit ungezwungenen, einnehmenden Manieren und seltenem Scharfsinn erhielten seine Sarkasmen einen so absichtlosen, gefälligen Anstrich, daß sich selbst die dadurch getroffenen Personen oft mehr geschmeichelt als beleidigt fühlten. Bekannt ist unter Anderm seine witzige Zurechtweisung eines eiteln Gecken, der die große Schönheit seiner Mutter pries und zugleich andeutete, daß die Nachkommen einer so schönen Frau ebenfalls mit persönlichen Vorzügen begabt sein müßten. „Ihr Herr Papa war also nicht so schön?" sagte Talleyrand zu ihm. — Nicht minder pikant war folgende Aeußerung über den bekanntlich sehr eiteln Châteaubriand, dessen Ruhm im Abnehmen war. In einer Gesellschaft sagte Jemand, Châteaubriand höre sehr schwer und beklage sich sehr über dieses Gebrechen. „Das glaube ich wohl," sagte Talleyrand; „seitdem man nicht mehr von ihm spricht, hält er sich für taub."

Am Schlusse des Concordats sah er sich genöthigt, entweder in den Prälatenstand zurückzutreten, oder sich von allen Pflichten und Verbindlichkeiten des geistlichen Standes dispensiren zu lassen. Er wählte das Letztere. Aber Bonaparte, der an seiner Consularhofhaltung sehr auf Anstand hielt, stellte ihm die etwas boshafte Bedingung, entweder jeden Umgang mit Madame Grand abzubrechen, oder sich mit ihr öffentlich zu vermählen. Ihre noch unerledigte Scheidungsangelegenheit legte dieser Verbindung jedoch ein Hinderniß in den Weg. Es war merkwürdig zu sehen, wie Sir Elijah Impey, der ihrem Gatten in Indien Schadenersatz für ihre Untreue erwirkt hatte, an ihrer kleinen Hofhaltung zu Neuilly mit Schmeicheleien überhäuft wurde. Sein Zeugniß wurde für nothwendig gehalten, und er war nicht gesonnen dasselbe zu verweigern, weil er eben damals bei der französischen Regierung seine Ansprüche auf Entschädigung für erlittene Verluste geltend machte. Sir Philip Francis, ihr früherer Verehrer, befand sich damals auch in Paris, obgleich er zu Neuilly keinen Zutritt mehr hatte. Das Zusammentreffen mit seinem gerichtlichen Gegner und seiner Exgeliebten wäre gewiß sehr pikant gewesen.

Um dieselbe Zeit kam Calonne unter dem Vorwande von Privatangelegenheiten nach Frankreich; aber er wußte sich mit der ihm eigenen Gewandtheit und Redegabe bei einigen jacobinischen Ministern des Consuls einzuschmeicheln. Er verabredete mit Fouché sogar den Plan, Talleyrand zu verdrängen und Bonaparte's Finanzsystem zu verbessern. Er führte mich bei Fouché ein, dessen ganzes Wesen damals jene wilde Rohheit, Energie und Rastlosigkeit zur Schau trug, die man vereinigt in dem Charakter eines Revolutionärs wohl erwarten konnte. Als er ein Höfling wurde, suchte er die genannten Eigenschaften freilich zu verbergen, aber sie blieben stets der Grundton in dem Wesen dieses eitlen und grundsatzlosen Werkzeuges der Re-

publik, des Consuls und der Bourbons. Talleyrand vereitelte seine Intrigue mit dem Exminister Ludwigs XVI. Calonne's Schrift über die Finanzfrage, welche der königsmörderische Polizeiminister dem Consul überreichte, wurde von Diesem selbst in der nächsten Nummer des „Moniteur" beantwortet, und der Verfasser, ohne wirklich genannt zu werden, mit bitterem Spott abgefertigt und lächerlich gemacht. Ich hörte, wie Talleyrand seinen alten Freund Calonne am Abend vor dessen Ausweisung aus Paris, wegen seiner Liebe zur Einsamkeit foppte. Talleyrand wußte vermuthlich schon, daß der Ausweisungsbefehl unterzeichnet war; er erwirkte ihm jedoch bald beim Consul die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris. Kaum jedoch angekommen, wurde Calonne von einer Entzündung der Eingeweide befallen und starb in Folge schlechter ärztlicher Behandlung. Als er nicht mehr sprechen konnte, schrieb er mit Bleistift folgende merkwürdige Worte und reichte sie dem Arzte: „Du hast mich gemordet, und wenn Du ein ehrlicher Mann bist, so wirst Du fortan nicht mehr quacksalbern."

Dieser merkwürdige, geistreiche Mann hatte schon lange an den Staatsgeschäften keinen Antheil mehr gehabt. Er war nicht nur ohne Amt und ein Emigrant, sondern auch von dem Rathe der französischen Prinzen ausgeschlossen, denen er sein Vermögen und einen großen Theil des Vermögens seiner Frau unnöthigerweise geopfert hatte. Während der letzten drei Jahre seines Aufenthalts in England hatte ich viel Umgang mit ihm. Er ist einer der wenigen Staatsmänner, deren Charakter, meiner Meinung nach, von den Schriftstellern des Tags richtig verstanden und getreu geschildert worden ist. Ungezwungen, zuvorkommend, heiter und gesprächig im Umgange und ungemein gewandt und umsichtig in Geschäften, war er leichtsinnig von Charakter, unüberlegt im Reden und Handeln, nicht immer gewissenhaft und zuverlässig in seinen Versicherungen.

Er legte in seinen Aeußerungen über manche Verhältnisse eine Unwissenheit an den Tag, die fast unglaublich schien bei einem Manne, der an den Welthändeln einen thätigen Antheil nehmen wollte und auch wirklich in wichtigen Angelegenheiten verwendet wurde. Obgleich er vor der Revolution vertrieben worden war und die üble Behandlung, die ihm von Seiten des Hofes zu Theil geworden war, tief empfand, so widmete er doch seine Zeit und sein Vermögen dem Dienste der ausgewanderten Prinzen. Er erhielt von diesen den Auftrag, die Souveräne Europa's um Beistand zu bitten. Hauptsächlich galt seine Sendung dem unlängst gekrönten Kaiser Leopold, der durch verschiedene schlechtgewählte Privatcanäle mit dem zu Florenz unter falschem Namen befindlichen Calonne verkehrte. Seine Privatversicherungen waren nach Calonne's Dafürhalten nicht viel ermuthigender, als die kalten, zurückhaltenden und zweideutigen Staatsschriften, welche während seiner kurzen Regierung vom Wiener Hofe über die französische Revolution erlassen wurden. Nach Calonne's Aeußerung hatten die ausgewanderten königlichen Prinzen eben keine Ursache, mit den meisten der damaligen Souveräne zufrieden zu sein; nur die Könige von Schweden und Preußen*) nahmen sich der Sache mit Eifer an, in

*) Die „Mémoires d'un Homme d'Etat" (Paris 1828), für deren Verfasser man den preußischen Minister Hardenberg hielt, stimmen in vielen Puncten mit dem hier Gesagten überein. Ich hatte Dieß und Anderes über den Krieg Preußens gegen Frankreich bereits geschrieben, als ich dieses Werk las, dessen Darstellung der Ereignisse von 1792 mit einigen mir von Franzosen und Preußen mitgetheilten Nachweisungen genau übereinstimmt, von andern Berichten aber abweicht. Nach dem Verfasser war Gustav nicht der einzige König, der geneigt war, an der Spitze der Emigranten, mit oder ohne Hilfe anderer Souveräne, einen Kriegszug gegen Frankreich zu unternehmen. Katharina suchte ihn und Andere dazu zu bereden, und Friedrich Wilhelm wünschte aufrichtig und ohne Nebenabsichten die Theilnahme der übrigen Souveräne

der Ueberzeugung, daß es im Interesse der gekrönten Häupter liege, die damals in Frankreich herrschenden revolutionären Grundsätze auszurotten. Gustav III., ein Mann von mehr Schlauheit als Weisheit, und mehr Ehrgeiz als Muth, aber nicht ohne Talent, wurde bald nachher ermordet. Friedrich Wilhelm wurde durch ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen der Erste, der jenes monarchische Bündniß aufgab, dessen eifrigstes und vielleicht auch aufrichtigstes Mitglied er anfangs gewesen war.

Den Sommer und Herbst 1792 verlebte ich in Dänemark und Preußen. In der öffentlichen Meinung beider Länder fand ich zu meiner Verwunderung zwei eigenthümliche Richtungen, welche manche nachmalige Ereignisse in Europa erklärlich machen, obgleich der Eindruck, den diese Ereignisse machten, die frühern Ansichten bei Vielen verwischte und einen so großen Umschwung bewirkte, daß die Nachwelt meinem Zeugnisse kaum Glauben schenken wird. Man war erstens allgemein überzeugt, daß Frankreich unterliegen werde, und zweitens erfüllte die Erwartung eines solchen Erfolgs einen großen Theil des Volkes mit Unwillen und Schmerz.

Militärs, Staatsmänner und Alle die zu der soge-

---

an dem Unternehmen. Aber er fand in seinem Cabinet und unter seinen Generalen lebhaften Widerstand, und zuletzt wurde er durch die Selbstsucht und Zweideutigkeit der österreichischen Politik gereizt und erbittert. Calonne's Ansicht war von dieser nicht wesentlich verschieden. Er übersah freilich, daß Friedrich Wilhelm aus Willfährigkeit gegen Leopold die französischen Prinzen und Emigranten mit einiger Kälte behandelte, und erkannte nicht die Verschiedenheit zwischen der geheimen Verbindung des Hofes von Versailles mit den verbündeten Souveränen, und den Verhältnissen der Prinzen und Emigranten; aber im Ganzen schilderte er Leopold als unentschlossen und selbstsüchtig, Friedrich Wilhelm hingegen als anfänglich aufrichtig und uneigennützig, jedoch später als etwas umgestimmt und sehr erbittert.

nannten „guten Gesellschaft" gehörten, hielten jeden Widerstand der französischen Truppen, zumal der Nationalgarden, Freischaaren oder zusammengerotteten Bauern, gegen die stehenden deutschen Heere für durchaus unmöglich. Die Kriegskunst, sagten sie, lasse sich weder durch Muth und Begeisterung, noch durch überlegene Anzahl ersetzen. Der Gedanke, daß disciplinirte Truppen, unter einem Heerführer, wie der Herzog von Braunschweig, geschlagen werden könnten, war so chimärisch wie der Versuch, ein mathematisches Problem durch ein Spiel der Phantasie oder einen sinnreichen Einfall zu widerlegen. Ueberdieß wurde die moralische und wissenschaftliche Ueberlegenheit der Kriegsmächte (denn so nannten sich damals die deutschen Höfe par excellence) über die Franzosen geltend gemacht. Jedermann sprach von der Schlacht bei Roßbach.

Mit solcher Gewißheit erwartete man den Erfolg, aber nicht in allen Kreisen freute man sich auf diesen Erfolg. Viele angesehene Militärs, besonders in Preußen, erklärten sich entschieden gegen die Kriegspolitik, deren Folge nur die Vergrößerung Oesterreichs sein könne, und das Volk in allen protestantischen Ländern des Nordens wünschte dem revolutionären Frankreich Glück, obgleich man eine solche Wendung der Dinge nicht zu hoffen wagte. Auch die große Masse der kaufmännischen und literarischen Welt verhehlte keineswegs ihre Besorgniß bei dem zu erwartenden Triumph des Königthums, der Aristokratie und der militärischen Gewalt über jene Grundsätze der Gleichheit, welche nach ihrer Meinung den Gewerbfleiß befördern, die Geistesthätigkeit erhöhen und die Lage des Volkes verbessern mußten.

Diese Betrachtungen hielten das kleine Königreich Dänemark, unter der klugen Leitung des Ministers Bernstorff, in einem Zustande völliger Neutralität, ungeachtet einer kindischen Neigung des Kronprinzen, den großen König von Preußen nachzuäffen, und ungeachtet der Aufforde-

rungen und Drohungen einiger Mitglieder der Verbündung, und des Einflusses, den eins derselben jederzeit auf den Kopenhagener Hof besitzen muß. Der Kronprinz (nachmals Friedrich VI.) war das eigentliche Haupt der Regierung. Die Unfähigkeit seines Vaters war anerkannt, und obgleich er noch immer die Edicte und öffentlichen Urkunden unterzeichnete, so blieb er doch von den Berathungen über dieselben ausgeschlossen, und seine Urkunden wurden nur dann für rechtsgiltig angesehen, wenn sie von seinem Sohne contrasignirt waren. Letzterer war vom Staatsrathe wirklich mit allen Functionen der königlichen Gewalt betraut worden. Die königliche Unterschrift wurde im Grunde mehr als ein medicinisches, denn als ein politisches Auskunftsmittel beibehalten. Man wollte den abgesetzten Monarchen damit bei guter Laune erhalten, und man hatte keineswegs die Absicht, den Urkunden durch solche Formalität eine Rechtsgiltigkeit zu geben, denn dieselben wurden auch ohne die Unterschrift des Königs vor Gericht und im Privatverkehr anerkannt. Anfangs hatte er bitterlich geweint, daß er nicht mehr König sei, und als Beweis seines Unglücks den Umstand angeführt, daß er keine Schriften mehr zu unterzeichnen habe. Um ihn zu beschwichtigen, wurden sie ihm nachher zur Unterschrift vorgelegt, und er weigerte sich nie zu unterzeichnen, um nicht das einzige ihm noch übrige, aber nach seiner Meinung wesentliche Vorrecht des Königthums zu verlieren. Einst fügte es sich zufällig, daß der Kronprinz ein Document unterzeichnete bevor es seinem königlichen Vater zur Unterschrift vorgelegt wurde; der auf sein Vorrecht eifersüchtige alte Monarch bemerkte es, und als ihm die nächste Schrift vorgelegt wurde, unterzeichnete er zum Erstaunen und Schrecken der Höflinge: „Christian et Comp.," und sagte erbittert, er sei einst alleiniger Inhaber seiner Firma gewesen, aber er habe sich überzeugt, daß er jetzt Associés habe, denen er die Mühe des Unterzeichnens ersparen wolle. Im Ganzen war sein

Irrsinn mehr muthwilliger als boshafter Natur. Die Königin Mutter, seine Stiefmutter, deren Politik auf die Aufrechthaltung seines königlichen Ansehens gerichtet war, pflegte ihm in großen Gesellschaften einen Platz am Spieltische anzuweisen. Im Norden von Europa ist es Sitte, beim Kartenspiel Kreidestriche zu machen; aber Se. Majestät gebrauchte die Kreide auf eine minder anständige Weise. Er pflegte die obscönsten Figuren auf das grüne Tuch zu malen und den umstehenden Personen zuzuwinken, während die Königin Mutter mit abgewandtem Gesicht und scheinbarer Unbefangenheit mit den Karten, mit der Hand oder mit dem Schnupftuche die anstößigen Zeichnungen auswischte. Er nahm viele Jahre lang an der großen Tafel seinen Platz ein. Obwohl die auswärtigen Gesandten auf seine Sonderbarkeiten vorbereitet waren, so gelang es ihm doch nicht selten, sie aus der Fassung zu bringen. So forderte er sie manchmal zum Trinken auf, und goß dann dem hinter ihm stehenden Pagen den Inhalt seines Glases in's Gesicht; und wenn er durch derlei Schwänke ein Lächeln hervorgerufen hatte, nahm er plötzlich eine ernste und feierliche Miene an, und sagte zu dem ihm gegenübersitzenden Gesandten: **„Monsieur l'envoyé paraît fort gai; y a-t-il quelque chose qui l'amuse? Je le prie de m'en faire part."**

So harmlos war der Irrsinn des Königs. Ist es eine Satyre oder ein Lob auf die unbeschränkte Monarchie, daß unter diesem geistesschwachen, fast wahnsinnigen Fürsten der Handel, Ackerbau und Nationalwohlstand immer mehr aufblühte; daß das Volk von den alten Feudallasten befreit, die Ruhe erhalten, die Justiz unparteiisch gehandhabt wurde; daß sogar die auswärtige Politik in jener beispiellos gefahrvollen und bewegten Zeit auf eine für dieses an Hilfsquellen so arme Land sehr rühmliche Weise geleitet wurde? Das kleine Dänemark scheint in der That eine Ausnahme von allen Regeln zu seyn. Eine mit Einwilli-

gung, ja auf dringendes Ansuchen des Volkes errichtete Willkürherrschaft ist seit länger als einem Jahrhundert mit Klugheit, Weisheit und Mäßigung geführt worden. Eine lange Zeit hindurch wurden die Premierminister aus einer und derselben Familie genommen, und diese Familie war nicht nur von ausländischer Herkunft, sondern war auch nie durch Grundbesitz an das Interesse des dänischen Volkes geknüpft. Die Bernstorff's waren sämmtlich Deutsche, und ihre ererbten, wie ihre angekauften Güter lagen in Deutschland. Der gegenwärtige (1826) Repräsentant der Familie, der selbst eine Zeit lang Minister in Dänemark war, ist in seine Heimath zurückgekehrt und leitet in Berlin die auswärtigen Angelegenheiten. Sein Oheim war im Amte, als ich in Kopenhagen war. Er war ein Mann von klarem Verstande, angenehmen Manieren und menschenfreundlichem Charakter. Wenn die Sprache des diplomatischen Corps am dänischen Hofe, sowie zu Hamburg und Berlin, im Jahre 1792 mit den wahren Absichten der betreffenden Regierungen übereinstimmte, so hatten sowohl die neutralen als die kriegführenden Mächte von Europa eben so wenig Anspruch auf das Lob der Mäßigung in ihren Ansichten, der Gewissenhaftigkeit in der Anwendung ihrer Mittel oder der Humanität in ihren Gefühlen, als die französischen Revolutionäre, und der Ausdruck ihrer Grundsätze war immer eben so unziemlich und nicht selten eben so roh, gemein und ungeschliffen, als die Aeußerungen der Pariser Sansculotten. Graf Bernstorff billigte oder ermuthigte jedoch nie die hochtönenden Phrasen von damals sogenannter Loyalität und gesetzlicher Ordnung. Diese Klugheit wahrte die Würde seines Charakters, und ersparte ihm manche Kränkungen. Wenn die Politik oder die Nothwendigkeit ihn mit den Gesandten oder Agenten der verschiedenen französischen Regierungen in Berührung brachte, so hatte er nie eine privatim oder öffentlich geäußerte Meinung zurückzunehmen, zu erörtern

oder abzuläugnen: eine Demüthigung, der sich fast alle Fürsten und Staatsmänner in Europa im Laufe der folgenden zwanzig Jahre aussetzten. Wegen dieser Grundsatzlosigkeit wird ihnen die Geschichte für ihre Ausschweifungen im Glück die ehrenvolle Entschuldigung des Fanatismus, und für ihre Leiden im Unglück die Ehre und Würde des Märtyrerthums versagen.

Der seltsame Contrast zwischen den Kräften und Ergebnissen der dänischen Monarchie hat unter dem jetzigen Könige Friedrich VI., dem damaligen Kronprinzen, eine sehr gedeihliche Fortdauer gefunden. Er war und ist ein gewöhnlicher Mensch, mit geringen Naturgaben, und ist mehr durch gewisse Schwächen, wie Trunksucht und Eitelkeit, als durch hervorragende Eigenschaften bekannt. Eine Anekdote, würde, wenn sie wahr ist, einen Beweis von seiner schlauen Beobachtungsgabe und Schalkhaftigkeit liefern. Er war im Jahre 1814 während des Congresses zu Wien. Bei der neuen Vertheilung der Ländergebiete in Deutschland und den angränzenden Staaten wurde der Werth jeder Abtretung nach der Zahl der Einwohner geschätzt, und in der diplomatischen Sprache war von der Abtretung oder Ueberlassung so und so vieler Seelen die Rede. Der König wurde während der Verhandlung mit großer Zuvorkommenheit behandelt und namentlich von dem Kaiser sehr ausgezeichnet. Beim Abschiede sagte der Letztere zu ihm: „Ew. Majestät haben während Ihres Aufenthalts in Wien alle Herzen gewonnen.“ — „Aber nicht eine Seele!“ erwiederte der karg betheilte König etwas pikirt. Man hatte bis dahin nicht geglaubt, daß er die ihm zugefügten Kränkungen empfinde, und noch weniger, daß er es durch eine so witzige und wohlverdiente Antwort auszudrücken wisse.

Da der König von Preußen (Friedrich Wilhelm II.) mit seinen Söhnen bei der Armee war, so sah ich im Jahre 1791 zu Berlin nichts vom Hofe und

nur wenig von den hervorragenden Personen. Alvensleben und die andern Minister waren bloße Nullen, oder höchstens Geschäftsmänner. Der General Möllendorf, an dessen Tafel ich ein paarmal speiste, war ein biederer, tapferer Veteran, von athletischer Gestalt und einer der ausgezeichnetsten Feldherren aus der Schule des großen Friedrich. Er erklärte sich entschieden gegen den Krieg mit Frankreich. Er war das Muster eines alten deutschen Generals, und sein Diner, das mehrere Stunden dauerte, ein echtes deutsches Gastgebot nach altem Zuschnitt. Die Königin Mutter, Friedrichs Witwe, war hochbejahrt und unverständlich; und die regierende Königin, die mich für Lord Holderneß hielt und mich fragte, ob ich die Prinzessin Marie nicht im Jahre 1746 nach Hessen-Kassel begleitet, war beinahe blödsinnig. Die Hofhaltungen der Prinzessin Heinrich und des Prinzen Ferdinand zu Bellevue brachten allein einiges Leben in die höhern Gesellschaftskreise. Die Prinzessin Heinrich war eine steife, uninteressante, aber gastfreie Dame, die von ihrem Gemahl getrennt lebte und zweimal in der Woche Einheimische und Fremde mit großen Ceremonien empfing. Die Etikette, welche Friedrich in Folge einiger beißenden Antworten von auswärtigen Gesandten, hauptsächlich, wie mich dünkt, von Hugh Elliot, eingeführt hatte, war noch in voller Kraft. Wenn eine zur königlichen Familie gehörende Person am Tische Platz nahm, mußte sich das ganze diplomatische Corps entfernen. Diese Ausschließung erstreckte sich nicht auf Ausländer, die kein Amt bekleideten; es war seltsam anzuschauen, wenn unser Botschafter und andere Diplomaten fortgingen, wie unartige Schulknaben, sobald uns die Spieluhr im Appartement Ihrer königlichen Hoheit um eilf Uhr zum Souper rief.

Prinz Heinrich war damals zu Rheinsberg, wo ich ihn einige Jahre nachher mit meiner Familie besuchte. Seine Abneigung gegen den Krieg schrieb man seiner

Vorliebe für Frankreich und die Franzosen, und seiner Eifersucht auf den Herzog von Braunschweig zu, dem der König den Oberbefehl über die Armee anvertraut hatte. Er war für alles Französische dergestalt eingenommen, daß er nicht nur eine französische Schauspielertruppe in seinem Schlosse hatte, sondern auch seine Lectüre und Conversation auf diese Sprache beschränkte. Er hatte seine Muttersprache entweder ganz vergessen oder sprach absichtlich so schlecht; genug, als er den Postillons mit unerwarteter Herablassung andeutete, auf welchem Wege sie mich nach Potsdam fahren sollten, lachten sie über seine fehlerhafte und fremdartige Aussprache. Seine Privateigenschaften sowohl als seine militärische und politische Thätigkeit sind in verschiedenen Geschichtsbüchern und Memoiren erwähnt, und sein Charakter ist sehr treffend, wenn auch etwas derb, in Mirabeau's berühmten Briefen aus Berlin gezeichnet. Er war der talentvollste von den drei Brüdern Friedrichs; und wenn er ihm auch im Felde und im Cabinet nachstand, so war er doch minder undankbar gegen seine Freunde, minder unversöhnlich gegen seine Feinde, und in jeder Beziehung minder selbstsüchtig und gefühllos, als jener außerordentliche, aber grundsatzlose Mann. Die Behandlung seines Bruders August*) hatte ihn tief ergriffen; er sagte mir, er habe die Wahrheit in seinen Memoiren aufgezeichnet, und dem Andenken des Prinzen durch Aufdeckung der Gefühllosigkeit und Ungerechtigkeit des Königs den schuldigen Tribut gezollt; der Letztere aber habe seine Absicht geahnt oder erfahren, und ihn in seiner „Geschichte des siebenjährigen Krieges" so warm und so sehr über sein Verdienst gelobt, daß er (Prinz Heinrich) sich genöthigt

*) Er hieß, wie mich dünkt, der Kronprinz, und war der Vater Friedrich Wilhelms II. Man glaubt, er sei nach der Schlacht bei Kollin vor Kummer gestorben, in Folge der ungerechten Vorwürfe, die ihm der König über das Mißlingen jenes Feldzugs machte.

gesehen jene Stelle zu streichen, um sich nicht den Vorwurf des schwärzesten Undanks gegen seinen Lobredner zuzuziehen. Er errichtete indeß zu Ehren seines unglücklichen Bruders in seinem Garten ein Denkmal mit einer langen Inschrift, und hatte den Muth, dieses Denkmal während der Festlichkeiten, die er bei dem Besuche des Königs zu Rheinsberg veranstaltete, feierlich einzuweihen und zu beleuchten. Er hinterließ seine Bemerkungen über den Krieg von 1792; es findet sich darin die Sprache wieder, die zu Bellevue, der Villa seines Bruders, des Prinzen Ferdinand, geführt wurde. Dort sprach man sehr frei über den Feldzug, man lobte die französischen Generale, und entschuldigte sogar oft das Verhalten des Convents, der Clubs und der Jacobiner.

Die Tochter vom Hause, Prinzessin Louise (nachmals Fürstin Radziwill), war eine geistreiche junge Dame; dem Gerücht zufolge hatte man sie dem Prinzen von Wales zur Gemahlin zugedacht. Sie hatte die Sprache und Sitten Englands mit unläugbarem Erfolg studirt. Man sagte, Georg III. habe sich entschieden gegen jede Verbindung mit dieser Linie des Hauses Brandenburg erklärt und dabei die aus der Berliner chronique scandaleuse genommene Bemerkung gemacht, daß seine Kinder sich nicht „mit den Kindern Schmettau's" vermählen sollten. Friedrich hatte nämlich, als in den andern Linien nicht viel Aussicht auf einen Erben war, einen ausgezeichneten Genieofficier dieses Namens im Hause seines Bruders Ferdinand in der Hoffnung und Erwartung, vielleicht mit der ausdrücklichen Weisung angestellt, jedem Mangel im Hauswesen abzuhelfen. Die Prinzessin, obwohl stolz und sittsam in ihrem Benehmen, blieb nicht lange unempfänglich für die persönlichen und geistigen Vorzüge ihres Kammerherrn; Schmettau meldete alljährlich die Geburt eines Prinzen, und erhielt für die gute Nachricht jedesmal ein hübsches Geschenk; bis endlich, wie Mira-

beau erzählt, der König bei dem dritten Besuche zu ihm sagte: »Schmettau, trois! c'est assez.« Diese und ähnliche Anekdoten, welche allgemein erzählt wurden, erregten überall große Heiterkeit, nur Georg III. fand die Sache sehr bedenklich. Er war freilich in den Scrupeln, die ihm diese Gerüchte verursachten, nicht so consequent, als in den meisten andern Dingen, denn sonst würde er eine andere Verbindung seiner Familie mit dem Hause Brandenburg nicht zugegeben haben. Wenn die verbannte und geschiedene Königin von Preußen *) nicht sehr verleumdet worden ist, so sagte sie zu dem Kammerherrn, der ihr die Vermählung ihrer Tochter mit dem Herzoge von York meldete: die Parthie sei gut genug für die Tochter des Musikanten Müller.

Die Erziehung am Berliner Hofe war eben nicht geeignet, strenge Grundsätze einzuflößen; aber die Herzogin von York zeichnete sich durch ihren freundlichen, offenen Charakter, durch ihr gesundes Urtheil, durch ihre unwandelbare Anhänglichkeit an ihre Verwandten, Freunde und Untergebenen sehr vortheilhaft aus. Ihr Verstand war weit erhaben über die Täuschungen, welche eine Stellung, wie die ihrige, gemeiniglich hervorruft. Sie trug ihre Philosophie freilich nicht zur Schau, aber sie übte sie im Stillen nicht nur durch ihr würdevolles Privatleben, sondern auch durch Milderung und Bemäntelung der Verirrungen, welche sich ihre Angehörigen im öffentlichen und Privatleben zu Schulden kommen ließen. Wäre ihr Gemahl König geworden, so würde er und das ganze Land noch mehr Ursache gehabt haben, ihr frühes Ende zu beklagen. Als Herzogin von York hatte sie bei ihrem bescheidenen, anspruchlosen Wesen weniger Gelegenheit, ihre

*) Ich hätte sagen sollen: die Gemahlin Friedrich Wilhelms, denn ich glaube, er hatte sich von ihr getrennt und wieder vermählt, bevor er König wurde.

guten und glänzenden Eigenschaften zu zeigen. Die Geringschätzung der Popularität, verbunden mit der Fähigkeit sie zu erwerben, hat bei hochgestellten Personen wenigstens das Verdienst der Seltenheit und Selbstverläugnung *).

Ich habe ihren Vater Friedrich Wilhelm II. gesehen, wurde ihm aber nie vorgestellt. Er war ungeachtet seiner schlaffen Moral nicht frei von Aberglauben. Im Jahre 1792 wurde er von der damals viel Aufsehen machenden Secte der Illuminaten beherrscht. Sein Günstling Bischofswerder war Mitglied dieser Schwärmer- und Betrügerverbindung, welche sogar zu Beschwörungen und Geistererscheinungen geschritten sein soll, um den König zu ihren übrigens sehr wetterwendischen und nicht selten mysteriösen und unbegreiflichen politischen Ansichten zu bekehren. Man sprach überall in Europa von einigen schmählichen und vielen lächerlichen Täuschungen, durch die man den König zum Kriege zu bewegen suchte, und von fast eben so vielen ähnlichen Kunstgriffen, um ihm die Weiterführung des Krieges zu verleiden. Viele dieser Geschichtchen waren ohne Zweifel erdichtet, und die meisten wahrscheinlich durch das Gerücht sehr vergrößert worden; aber einige Wahrheit mußte diesen Uebertreibungen jedenfalls zum Grunde liegen, und die notorische Verbreitung solcher abergläubischer Begriffe an allen deutschen Höfen machte die Histörchen ziemlich wahrscheinlich, obwohl ich mich der einzelnen Umstände nicht genau erinnere und für die Wahrheit derselben nicht bürgen kann.

Einige Jahre später wurde es unter den servilen Lobrednern der Tyrannei Mode oder Grundsatz, die Secte der Illuminaten und alle ihre Verzweigungen zuerst mit

*) Lord Lauderdale wurde von dem Herzoge von York um Besorgung einer Grabschrift ersucht. Er wandte sich an mich, und ich glaube, daß die Zeilen, welche ich schrieb, auf ihrem Monument in Weybridge oder Walton Church zu lesen sind.

der Freimaurerei, und nachher mit den wühlerischen und unreligiösen Principien der revolutionären Clubs in Frankreich zu vereinigen. Ich halte diese Secte für gänzlich abgesondert in ihrem Ursprunge, wie in ihren Zwecken und ihrer Entwickelung. Es ist wenigstens sonderbar, daß der einzige praktische Einfluß jenes mystischen Spuks auf die politischen Ereignisse darin bestand, daß viele kleine deutsche Höfe und ein großer deutscher Hof dadurch bewogen wurden, die Menschen mit den Schrecken des Krieges heimzusuchen, um die unbeschränkte Monarchie, das Pfaffenthum und die Adelsprivilegien vom Untergange zu retten. Wenn die später entstandenen geheimen Gesellschaften (der Tugendbund in Deutschland und die Carbonari in Italien) wirklich aus jener Secte hervorgegangen sind, was sehr zu bezweifeln: so wurden alle diese Verbindungen im antigallikanischen Geiste und zu dem Zwecke gebildet, in den beiden europäischen Ländern, welche der Schauplatz ihrer Umtriebe wurden, der Macht Napoleon's zu widerstehen.

Im Jahre 1793 besuchte ich Madrid, und sowohl meine nachherigen Reisen als einige zufällige Umstände haben mich mit den Verhältnissen des dortigen Hofs besser bekannt gemacht, als sonst auf dem Continent.

Florida Blanca war nicht nur entlassen und verbannt, sondern wurde in der Citadelle von Pampeluna in so enger Haft gehalten, daß ich bei meiner Durchreise im Jahre 1793 nicht einmal die Erlaubniß erhielt, ihm ein von Lord Lansdown erhaltenes, ganz gewöhnliches Empfehlungsschreiben zuzusenden. Zu Murcia wollte er mich 1803 nicht vorlassen, und nach einigem Briefwechsel mit ihm über die Revolution von 1808, zu welcher Zeit er Präsident der Central-Junta wurde, kam ich zu spät nach Sevilla, um ihn noch zu sehen. Er starb dort

1809. Er war anfangs Gesandter in Rom gewesen, und von Carl III., wahrscheinlich auf Anempfehlung seines Vorgängers, zum Premierminister erhoben worden; denn dieser methodische und zähe Fürst hatte die Maxime, den abtretenden oder entlassenen Ministern die Ernennung ihrer Nachfolger zu überlassen. Florida Blanca, oder Manino, war ursprünglich Rechtsanwalt gewesen, und hatte die verdienstvollen Eigenschaften beharrlicher Thätigkeit und Pünctlichkeit aus seinem frühern Stande in seine neue Stellung mit herübergebracht. Er verbesserte einige Zweige der Verwaltung, und zeigte in seinen auswärtigen Verhandlungen sowohl regen Eifer als gründliche Kenntniß der Verhältnisse. Er besaß überdieß die Gewandtheit, der mächtigen Gewalt der Kirche auszuweichen und ihr gelegentlich sogar zu widerstehen, ohne ihren Grimm zu reizen oder ihren fanatischen Anhängern ein Aergerniß zu geben. Auf der andern Seite aber war er hart, rachsüchtig und ungerecht, sehr eifersüchtig auf seine Macht und stets darauf bedacht, die Ministerialgewalt auf Kosten der wenigen noch übrigen Staatsinstitutionen zu erweitern. Er suchte die Granden in bloße Anhängsel des Hofs, die Richter in servile Werkzeuge des allgewaltigen Ministers zu verwandeln. Es gelang ihm nur zu gut. Carl III. machte seinem Sohne zur Pflicht, ihn auf seinem Posten zu lassen, und Carl IV. betrachtete diese Aufforderung als Befehl.

Es brauchte Zeit und Intrigue, seine Abneigung gegen jede Veränderung zu besiegen. Vielleicht würden seine Bedenklichkeiten die Oberhand erhalten haben, hätte nicht ein Umstand dem Beschlusse das Ansehen eines Actes der Gerechtigkeit gegeben. Florida Blanca hatte gegen einen gewissen Marquis von Mancas, vormaligen spanischen Gesandten zu Kopenhagen, einen Injurienproceß anhängig gemacht. In seiner Ungeduld, ein Urtheil gegen ihn zu erlangen, war er so unbesonnen, dasselbe in einem Briefe an den Gerichtspräsidenten vorzuschreiben.

Während der Courier auf dem Wege vom Escorial nach Madrid war, starb der Präsident am Schlagfluß. Da es ein amtliches Schreiben war, so wurde es von dem Stellvertreter des Präsidenten erbrochen. Dieser war entweder ein gewissenhafter Richter, oder er gehörte der gegen den Premierminister agitirenden Partei an; genug, er schickte eine Abschrift des Briefes an den König, der, über einen so unziemlichen Eingriff in das Richteramt mit Recht entrüstet, und ohne Zweifel auch von der Königin gedrängt, den Premier absetzte und dann verhaften ließ. Die Beweggründe der Königin waren nicht so lauter, als jene, welche ihre Partei vorgab, und nach denen ihr Gemahl auch wirklich handelte. Ihre Neigung zu Liebesintriguen war dem alten Könige nicht unbekannt gewesen. Sie konnte seinem Minister kein Geheimniß sein. Carl III. pflegte über die Arglosigkeit seines Sohnes zu lächeln, der oft gegen ihn geäußert haben soll, Fürsten wären frei von dem über so viele Gatten verhängten Loose: erstens weil ihre Gemahlinen eine sorgfältigere Erziehung erhalten hätten, als andere Frauen, und zweitens, weil sie nur selten Gelegenheit finden könnten, etwaige unlautere Leidenschaften zu befriedigen. Auf derlei Bemerkungen pflegte der alte König durch Spott über die Einfalt des Prinzen *), oder durch eine dem schönen Geschlechte keineswegs schmeichelhafte Lieblingsredensart **) zu antworten.

Unter den Anbetern der Prinzessin von Asturien, die Carl III. von Zeit zu Zeit vom Hofe fortgewiesen hatte, war ein junger Leibgardist, Namens Godoy, aus Badajoz gebürtig. Sein jüngerer Bruder, Don Manuel, diente in demselben Corps und bestellte die Liebesbriefe seines ausgewiesenen Bruders an dessen fürstliche Geliebte. Aber ihre Leidenschaft war derart, daß sie durch Ausdrücke

*) Carlos, Carlos, que tonto, que eres.
**) Todas, si todas, son putas.

der Zärtlichkeit eines abwesenden Geliebten nicht lange zu befriedigen war. Don Manuel glaubte vielleicht im Interesse seines Bruders zu handeln, wenn er seinem Beispiele folgte, statt seinen Weisungen zu gehorchen. Kurz, er wußte die Zuneigung der Prinzessin zu erwerben, und bei dem Regierungsantritt ihres Gemahls war er ihr erklärter Liebhaber. Graf Florida Blanca besaß zu viel Scharfsinn, um den Charakter des jungen Günstlings nicht zu ergründen. Er bemerkte zu seinem Leidwesen, daß bloße Ehren und Auszeichnungen ihn nicht befriedigen würden, daß er nach politischem Einfluß strebte. Aber der alte Minister wollte seine Macht mit Niemanden theilen. Er fand sowohl in der großen Unwissenheit als in dem niedern Range des jugendlichen Bewerbers so plausible Gründe, daß es ihm eine Zeit lang gar nicht schwer wurde, ihm einen Sitz im Staatsrathe zu versagen. Florida Blanca's Sturz wurde daher eine unerläßliche Bedingung für Godoy's Emporkommen. Daher der Eifer der Königin, Anklagen gegen ihn zusammenzubringen und sein Sündenregister dem Könige vorzulegen. Sie wagte es jedoch nicht, Godoy auf einmal auf den höchsten Posten im Staatsdienste zu erheben. Der Marquis von Aranda, ein Grand von Aragonien, wurde durch seinen Ruf und die Wahl des Königs als der natürliche Nachfolger eines erfahrenen Premierministers bezeichnet. Er stand indeß im Verdacht, daß er seine Ernennung durch das Versprechen erkauft habe, in dem jungen Garde du Corps ein großes politisches Talent zu entdecken und ihn seinem Souverän zu einem hohen Posten im Staatsrathe zu empfehlen. Unter diesen Auspicien wurde Godoy im Cabinet angestellt. Aranda war von Charakter ein wahrer Aragonese, steif, unbeugsam und sarkastisch; in der Politik ein Franzose, aus Gewohnheit und Ueberzeugung einem engen Bündnisse zwischen den beiden Ländern zugethan; im Princip ein moderner Philosoph, wohl belesen in Voltaire, d'Alem-

bert und Helvetius, eifersüchtig auf die Kirchengewalt, erbittert gegen die Jesuiten, die während seines ersten Ministeriums unterdrückt worden waren, und nicht unempfindlich gegen das etwas übertriebene Lob, das ihm von den Pariser Freigeistern gespendet wurde, und später der Sache der französischen Revolution nicht ganz abgeneigt. Trotz seiner Anhänglichkeit an das Haus Bourbon und seiner Vertrautheit mit der guten Gesellschaft zu Paris war er daher zu einem antirevolutionären Bündnisse minder geneigt, als die meisten andern Minister in Europa und als alle übrigen Diener des mit den Bourbons so nahe verwandten spanischen Hofes. Godoy, der eine Gelegenheit suchte, sich durch Opposition gegen den Premier wichtig zu machen, erkannte bei den dringenden Vorstellungen der auswärtigen Mächte, bei den immer größeren Ausschreitungen der französischen Demokratie, so wie bei dem Nationalgefühl und der religiösen Stimmung der Spanier, den Krieg für unvermeidlich und nahe bevorstehend. Er rieth daher zum Kriege und erwarb sich dadurch die Zuneigung einer mächtigen Partei. Aranda soll, unbekümmert um die Folgen, und im Widerspruche mit seiner frühern Politik, laut sein Befremden über den vorlauten jungen Günstling geäußert und den Rath mit Verachtung zurückgewiesen haben. Wenn dem so war, so überschätzte er seine Kraft. Sein friedliches System, wie vernünftig es auch war, wurde leicht über den Haufen geworfen. Freund und Feind vereinigten sich, um es unhaltbar zu machen. Die geängstigten Großen zollten dem neuen Rathgeber eben so lebhaften Beifall, als der fanatische Pöbel. Die Hinrichtung Ludwigs XVI. schien eine Kriegserklärung zu rechtfertigen und sogar populär zu machen; englischer und deutscher Einfluß, in Verbindung mit den Bemühungen der Emigranten, suchte die Entlassung Aranda's zu bewirken. Er wurde in den Ruhestand versetzt. Das Sanfte seines Sturzes schien anzudeuten, daß Go-

doy, nunmehr Herzog von Alcudia, seine guten Dienste nicht ganz vergessen hatte, und daß er mehr eingebildet und ehrgeizig als rachsüchtig oder undankbar von Charakter war. Aranda verlor durch seine Entlassung weder an Rang noch an Einkommen; aber seine zweite kurze Verwaltung, welche im Grunde nur einem Emporkömmling den Weg bahnte, verminderte sein Ansehen und setzte ihn in der öffentlichen Meinung sehr herab.

Ich besuchte zwar die Truppenlinien bei Yrun und St. Jean de Luz, aber ich weiß wenig von den Kriegsereignissen und noch weniger von den commandirenden spanischen Generalen. Ricardos galt für einen ausgezeichneten Officier, der Graf de la Union für einen beherzten und unternehmenden jungen Mann. General Caro, den ich kannte, war ein barscher, kühner Veteran, der seine Begriffe vom Kriegswesen vermuthlich den Stiergefechten, dem Schauplatze seiner jugendlichen Heldenthaten, entlehnt hatte. O'Reilly war zum Obergeneral ernannt worden; aber er starb (Manche behaupten an Gift) bevor er seinen neuen Posten antrat*). Er war als junger irischer Abenteurer nach Spanien gekommen; in dem italienischen Feldzuge, den er als Fähnrich mitmachte, wollte ihn ein feindlicher Dragoner niederhauen; er rettete sein Leben dadurch, daß er sich für den Herzog von Arcos, den spanischen Oberbefehlshaber, ausgab. Als Gefangener wies er alle Anträge Laudon's, ihn für das kaiserliche Heer anzuwerben, beharrlich zurück und erwarb sich dadurch die Gunst des Hofes. Seine Kriegsthaten in

*) Sein Familienname war Richards; er war von englischer oder irischer Herkunft und, wenn ich nicht irre, ein Baronet. — Wer mit der neueren Militärgeschichte Spaniens bekannt ist, erstaunt über die große Anzahl von geborenen Iren unter den ausgezeichneten Officieren des spanischen Heeres. Die Bemerkungen, welche dieser Umstand über die exclusiven und unduldsamen englischen Gesetze liefert, liegen nahe genug.

Algier waren nicht glänzend und sein Benehmen in Louisiana soll seiner Menschlichkeit wenig Ehre gemacht haben. Als Gouverneur von Cadiz entwickelte er große Thätigkeit, Energie und Klugheit, und erwarb sich als scharfsinniger und zugleich entschlossener Staatsmann einen hohen Ruf. Carl III., der ihm sehr gewogen war, setzte zweimal seine Ernennung zum Premierminister durch; aber beide Male wurde die Ernennung wieder zurückgenommen und ein Anderer ernannt, ehe er nach Madrid kam. Sein Tod auf dem Wege zum Oberbefehl einer Armee schien das Verhängniß, das ihm stets im Wege stand, zu vollenden. Er war lebhaft, von schneller Fassungskraft, barsch und schlau; den Hof und das Volk, womit er zu thun hatte, kannte er genau, und er besaß Talent und Muth, um diese Kenntniß geltend zu machen; aber er war nicht frei von jenen Mängeln in Geschmack und Urtheil, welche seinen Landsleuten so oft vorgeworfen werden und dem Glück der begabtesten und verdienstvollsten Männer nicht selten im Wege stehen.

Der Triumph der Spanier in Roussillon war von kurzer Dauer. Die Franzosen drangen im Anfang des Jahres 1794 in Spanien ein, und obwohl in Spanien und der angränzenden Provinz Catalonien, welche sich sowohl durch militärischen als antigallikanischen Geist auszeichnete, der Abscheu vor dem Unglauben in voller Kraft war, so hatten die Franzosen doch große Aussicht auf Erfolg wegen der zwischen den Catalonier und dem stehenden Heere obwaltenden Eifersucht, wegen der mangelhaften Ausrüstung und unregelmäßigen Besoldung der Truppen, wegen des Mangels an militärischem Talent unter den spanischen Officieren, und der Intriguen und Cabalen im Cabinete Carl's IV. Die Gefahr wurde drohend und der Krieg unpopulär. Die Catalonier erboten sich ihre Festungen und Gränzen auf eigene Kosten zu vertheidigen, aber unter zwei Bedingungen: sie wollten ihre Officiere selbst

ernennen, und alle castilischen oder sonstigen Truppen aus dem Fürstenthum entfernen. Dieser Wink, daß die Mittel der Vertheidigung nur durch Abtretung eines Theils der Gewalt zu erkaufen sei, war wohl geeignet, das Kriegsfeuer eines entfernten Hofs zu dämpfen. Der Günstling wurde dadurch zum Frieden mit der französischen Republik gestimmt, die seit dem Sturz Robespierre's etwas minder verrufen und bei den minder entschiedenen Grundsätzen der nunmehr herrschenden Partei auch wirklich minder empörend und blutdürstig war.

Die Revolution vom Juli 1794, bekannt unter dem Namen des 9. Thermidor und durch den milden Ton der nachmaligen Regierungen, hatte im Laufe eines Jahres, im Verein mit den Siegen der Revolutionsheere, einige Mächte zum Frieden gestimmt und sogar bewogen, die Freundschaft der Republik zu suchen. Der Großherzog von Toscana schloß auf den Rath seines vormaligen Lehrers Manfredini (eines aufgeklärten Zöglings aus der Schule des Kaisers Joseph) im Februar 1795 einen Vertrag mit Frankreich. Der König von Preußen folgte diesem Beispiel, noch ehe der Sommer zu Ende war. Spanien hatte gleiche Beweggründe und größere Mittel, die Feindseligkeit der ungestümen Demokratie zu beschwichtigen. Die Provinzen waren wehrlos, aber es hatte Colonien und Geld, womit es jene auslösen konnte. Der französische Lieblingsplan — ein enges Bündniß mit Spanien, oder vielmehr eine fieberische Furcht von einer dauernden Verbündung zwischen Spanien und England — war von den Bourbons auf die Demagogen vererbt worden.

Einer der ersten Volksführer, der bei Robespierre's Sturz besonders thätig gewesen war, ließ sich ohne Zweifel durch denselben reizenden Einfluß, der ihn damals angeeifert, günstig für Spanien stimmen. Dieser Mann war Tallien, und die Dame, die ihn für sein ruhmvolles Benehmen am 9. Thermidor mit ihrer Hand

beglückte, war eine geborne Spanierin, begabt mit aller Schönheit, Anmuth und Hochherzigkeit, wenn auch vielleicht nicht ganz frei von den Schwächen der castilischen Frauen. Der edle Gebrauch, den sie von der Gewalt ihrer Schönheit machte, hätte ihr ein besseres Loos bereiten sollen, als ihr später durch die Heuchelei der consularischen und kaiserlichen Regierung und den Undank des bourboniſchen Cabinets zu Theil wurde. Sie war die Tochter eines französischen Kaufmanns, Namens Cabarrus, der durch seinen Unternehmungsgeist und seine Talente in die ehrenvolle, aber mißliche Stellung eines spanischen Staatsmannes kam. Er hatte die Bank von San Carlos gegründet, war mit den einflußreichsten Männern des Landes in Verbindung getreten, und wurde zuletzt in Folge der Aufhebung jenes Etablissements verhaftet. Während er zu Madrid in Haft war, verwendete ihn der Herzog von Alcudia auf Bitten der Gräfin von Galvez zur Eröffnung von Unterhandlungen mit der Republik, wozu sein Briefwechsel mit seiner Tochter, Madame Tallien, die beste Gelegenheit bot. Dieses Auftrags und noch mehrerer anderer entledigte er sich so gut, daß das spanische Ministerium seine Forderung an den Staat anerkannte und dieselbe mit 6 Millionen Realen liquidirte. Er wurde ohne Zweifel über die Friedensbedingungen zu Rathe gezogen, und seine Tochter war sehr thätig bei dem Abschluß des Vertrags, der zum Erstaunen der österreichischen und englischen Regierung am 22. Juli 1795 zu Basel unterzeichnet wurde.

Godoy wurde durch den lauten Beifall des Volks und des Hofs reichlich entschädigt für die Gegenvorstellungen der Alliirten und für die heftigen Angriffe der englischen Presse. Er wurde zum „Friedensfürsten" ernannt. Das Wörterbuch der Titel und Würden wurde erschöpft, um der Gunst des Hofs einen Ausdruck zu geben, und Vorrechte neuer und komischer Art wurden erfunden, um ihm

Beweise des Wohlgefallens seines Souveräns zu geben. So erhielt er z. B. das Recht, bei allen feierlichen Gelegenheiten ein Janusbild zu tragen, »ein-Sinnbild,« wie es in dem Patent heißt, „seiner Klugheit und Vorsicht, mit welcher er, gleich jenem falschen Götzen, auf die Vergangenheit zurückblickt und zugleich auf die Zukunft bedacht ist.« Er schien indeß den Wunsch zu hegen, die Ehren und Würden, mit denen er überhäuft wurde, zu verdienen, denn er bestrebte sich dem Lande einigermaßen nützlich zu werden. Wenigstens zeigte er von dem Abschluß des Baseler Vertrags bis zur Abnahme seines Einflusses im Jahre 1798, ungeachtet der schlechten Politik und der noch schlechtern Führung des Kriegs mit England, eine zu andern Zeiten seiner langen Verwaltung minder bemerkbare Neigung, Mißbräuche abzuschaffen, die Lage des spanischen Volks zu verbessern, und vor Allem jedes nützliche Talent aufzumuntern und zu belohnen. Vielleicht wurde er durch einige Vorfälle am Hofe erinnert, daß seine hohe Stellung prekär, und daß seine Geliebte kein Muster der Treue sei. Solche Besorgnisse mochten ihn wohl bewegen, nach Popularität zu streben, eine Partei für sich zu gewinnen und seine Macht wo möglich auf einen ehrenvollern und festern Grund zu bauen. Symptome von Eifersucht zeigten sich schon sehr früh; aber die Königin hatte sich so viel Mühe genommen, ihrem Geliebten die Gunst des Königs zu sichern, daß sie es damals und auch später schwer fand, ihr eigenes Werk zu vernichten.

Durch ihr geheimnißvolles Zusammenwirken schien Godoy den König in demselben Grade zu beherrschen, wie seine Geliebte. Aber er wußte wohl, daß seine Liebeshändel, welche die Letztere erbitterten, benutzt werden konnten, um das Vertrauen Carls zu erschüttern; denn die Königin hatte ihren Gemahl gelehrt, nicht nur das Talent ihres Günstlings zu bewundern, sondern auch dessen Sittenstrenge zu achten. Es ist in der That versichert wor-

den, daß seine Vermählung mit der Tochter des Infanten Don Luis ein Werk boshafter Eifersucht der Königin war. Sie soll nämlich einst mit dem König unerwartet in der Wohnung des Günstlings erschienen sein und ihn tête-à-tête mit Senora Tudo soupirend überrascht haben. Mit dieser außerordentlich schönen Dame, der Tochter eines Artillerieofficiers, war er heimlich vermählt, wenn auch, wie Manche behaupteten, durch einen nichtrechtskräftigen Contract. Der König fand, wie das Gerücht sagte, die Situation halb anstößig, halb komisch. Bald darauf vermählte er seinen Günstling, auf dringendes Zureden der Königin, mit seiner Cousine, »um denselben fortan nicht mehr in die Gefahr einer Todsünde zu bringen.“ Der Friedensfürst, der es nicht wagte seine Verbindung mit der Tudo zu gestehen, und noch weniger die Hand einer königlichen Prinzessin abzulehnen, nahm der Erstern das Versprechen ab, ihre Vermählung mit ihm geheim zu halten, und machte sich statt eines weit verzeihlichern Vergehens, der großen Sünde der Bigamie schuldig. Für die Wahrheit dieser Erzählung kann ich nicht bürgen; ich erzähle sie so wie sie mir von wohlunterrichteten Personen mitgetheilt worden ist. Es ist gewiß, daß die Vermählung mit der Prinzessin, welche 1797 Statt fand, seine Verbindung mit der Tudo nicht unterbrach. Während seines Glücks wohnte sie gewöhnlich in einem königlichen Palaste oder in einem ganz nahen Hause. Als er in Ungnade gefallen war, folgte sie ihm nach Rom, und sie wurde von ihm, von seinen Freunden und selbst von der königlichen Familie jederzeit mit Auszeichnung und Zuvorkommenheit behandelt.

Das neue verwandtschaftliche Verhältniß zum Hofe hatte in der Stellung des Friedensfürsten keine wesentliche Veränderung zur Folge; er suchte sogar eifriger als je eine Stütze in talentvollen Staatsbeamten und Reformen im Regierungswesen. Er berieth sich mit Cabarrus über

die Bildung eines neuen Ministeriums, und dieser einsichtsvolle, wohlunterrichtete Freund empfahl ihm Männer, von denen wohl zu erwarten war, daß sie seiner Wahl Ehre machen und für das Wohl des Landes wirken würden. Dieß waren Don Francisco Saavedra und Don Gaspar Melchor de Jovellanos. Der Erstere, mit dem ich später (1810) in Sevilla oberflächlich bekannt wurde, hatte in den Colonien ein hohes Amt bekleidet und war sowohl in seiner Heimath, als im Auslande als ein Mann von großen Fähigkeiten und strenger Redlichkeit bekannt. Die Franzosen nahmen immer großen Antheil an seinem Schicksal, obgleich er an dem Nationalwiderstande gegen die Regierung, welche Napoleon 1808 den Spaniern aufdringen wollte, aus Ueberzeugung Theil nahm.

Jovellanos, den ich genauer kannte und sehr aufrichtig achtete, war ein Asturier von guter Familie. In den Colegios mayores gebildet, wurde er, wenn ich nicht irre, von seinem Landsmanne Campomanes protegirt und schon in seiner Jugend wegen seiner literarischen Leistungen, seines poetischen Talents, seines Kunstgeschmacks und seiner umfassenden juridischen und staatsökonomischen Kenntnisse sehr geschätzt und ausgezeichnet. Mit seinen großen Geistesgaben standen seine moralischen Eigenschaften vollkommen im Einklange. Sein Geschmack war so lauter, wie sein Geist, und die Richtigkeit und Klarheit seines Ausdrucks ein Abbild seines wohlgeordneten Lebens. In dem Zauber seiner Rede und in der würdevollen Anmuth seines Benehmens glaubte man die Heiterkeit seines Temperaments und die Würde seines Charakters zu lesen. Erant mores qualis facundia. Er hatte Stellen in der Magistratur bekleidet, und später war ihm bald als Belohnung, bald als Vorwand, um ihn zu entfernen, die Oberaufsicht über öffentliche Anstalten in den Provinzen übertragen worden. Dieser verschiedenen Obliegenheiten entledigte er sich mit eben so viel Eifer als Einsicht, und zur allge-

meinen Zufriedenheit; denn das Wohlgefallen, mit welchem er das Emporkommen eines Mitgliedes seiner Familie, eines Commilitonen oder eines Angehörigen seiner Provinz betrachtete, artete nie in Parteilichkeit aus. Es war ein Beweis seines wohlwollenden Gemüths; und wenn sein theilnehmendes Herz seiner Anstellung im höhern Staatsdienste hinderlich war, so war dieß eben ein Beweis seiner Uneigennützigkeit. Durch seine strenge Unparteilichkeit wurde er der Königin mißfällig. Seine Weigerung, ihre Creaturen zu befördern, galt ihr für unausstehliche Härte; und wenn er fragte, in welcher Schule sich irgend ein von ihr empfohlener Ignorant die nothwendigen Kenntnisse erworben, so antwortete sie: „In derselben Akademie, wo Sie Höflichkeit gelernt haben."

Diesen bittern Spott verdiente er nicht. Niemand konnte Jovellanos eines Mangels an Höflichkeit oder Feinheit der Sitten zeihen, aber zu einer mit seinem Gewissen im Widerspruch stehenden servilen Fügsamkeit verstand er sich nie. Mit etwas mehr Grund hat man ihm übertriebene Bedenklichkeiten und unzeitigen Tadel über das zügellose Benehmen des Friedensfürsten zur Last gelegt. Auch hat man ihn undankbar genannt, weil er den Mann, durch dessen Vermittlung er seinen hohen Posten erhalten hatte, nicht vor der Ungnade des Hofes schützte. Er sah die Abnahme der Macht des Günstlings allerdings mit einiger Gleichgiltigkeit. Vielleicht beachtete er mehr die Privatlaster, welche seine Regierung in schlechten Ruf brachten, als jene Anwandlung von Staatstugend, die ihn und Saavedra in's Ministerium gebracht hatte. Aber er stand nie im Verdachte, den Sturz des Günstlings beschleunigt zu haben, und es hing auch nicht von ihm ab, demselben vorzubeugen. Er opferte einem Manne, gegen den er einige Verbindlichkeiten hatte, den er aber nicht sehr achten konnte, weder seine Stellung, noch seine Hoffnung, dem Vaterlande fortan nützlich zu sein.

Dieß ist Alles, was ihm zur Last gelegt werden konnte, selbst wenn man die keineswegs erwiesenen Thatsachen zugibt. Es war natürlich, daß der Friedensfürst die Gleichgiltigkeit des Ministers übel nahm, aber das Verschulden war gewiß nicht derart, daß die nachmaligen Verfolgungen zu rechtfertigen, zu entschuldigen oder auch nur erklärlich gewesen wären. Der Fürst war selten hart oder grausam, und ich halte die Königin für die Haupturheberin jener Verfolgungen, besonders der Haft Jovellanos' in Majorca. Saavedra erzählte ihm später, als sie 1809 in Sevilla wieder zusammentrafen, die Königin halte ihn für den Verfasser oder Verbreiter einer in Paris gedruckten obscönen Schmähschrift, die den Titel: „Les trois Reines" führte, und eine verleumderische Schilderung der politischen und Privatlaster der Königinen von Frankreich, Neapel und Spanien enthielt. Sie verbarg kaum ihre Abneigung gegen ihn, selbst während er Minister war. Die Reinheit seines Privatlebens war in der That nicht geeignet, sie mit seinen unbeugsamen politischen Grundsätzen auszusöhnen. Er war im Charakter und in politischer Unbestechlichkeit, vielleicht auch im Glauben, ein Jansenist, und stand mit vielen Jansenisten, die in Spanien und andern katholischen Ländern jederzeit die am mindesten bestechliche und consequenteste Partei waren, in genauer Verbindung.

Die Ursachen der Entfremdung zwischen dem Friedensfürsten und der Königin sind nicht leicht zu ermitteln. Die Wirkungen zeigten sich im Anfange des Jahres 1798. Auf beiden Seiten waren genügende Gründe zur Eifersucht vorhanden. Der Prinz hegte nach seiner Vermählung mit der Prinzessin immer die aufrichtigste Zuneigung zu „der Tudo," wie die Frau seiner Wahl genannt wurde; und die Königin hatte bereits vor seiner Trennung vom Hofe mit einem Officier, Namens Mallo, ein zärtliches Verhältniß angeknüpft. Sie soll ihrem neuen Günst-

linge, der übrigens ein ganz gewöhnlicher Mensch war, große Geldsummen zugewendet haben. Eine damals in Madrid verbreitete Geschichte würde, wenn sie wahr, beweisen, daß der Friedensfürst davon Kenntniß hatte und sich auf eine empfindliche Art zu rächen beschloß. Der König, die Königin und der Friedensfürst, hieß es, standen im Palast zu Aranjuez am Fenster, als Mallo vorüberfuhr. Carl IV. äußerte sein Erstaunen, daß ein junger Officier von geringem Vermögen eine so glänzende Equipage hielt. Der Fürst erwiederte, es sei leicht, wenn auch auf etwas lächerliche Art zu erklären. „Eine reiche, zahnlose alte Frau" (er wußte, daß die Königin ein in Paris verfertigtes Gebiß hatte) „ist in Mallo verliebt, und hat ihm Equipage, Pferde und Geld in Fülle gegeben; er kann also allem Luxus fröhnen, der ihm Vergnügen macht." Carl lachte laut über die Geschichte, und bei jeder Gelegenheit, wo der Name des Galans genannt wurde, erzählte er sie. Die Anekdote ist jedoch wohl zu dramatisch, um unbedingten Glauben zu verdienen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die Königin von jener Zeit an, dem bisher allmächtigen Minister auf jede Weise in der Meinung des Monarchen zu schaden suchte. Dieß gelang ihr auch vollkommen; wenn man aber die bei einem Ministerwechsel in Spanien üblichen harten Maßregeln mit der Behandlung vergleicht, die dem Friedensfürsten bei diesem Anlasse widerfuhr, so kann man sich nicht verhehlen, daß zwischen ihm und dem Hofe ein geheimnißvolles Band der Liebe oder Furcht bestanden habe *).

Inzwischen wurde die Königin immer launischer und zügelloser in ihrem Benehmen. Urquijo, der in Folge eines Bruchs mit England im Jahre 1796 abberufen wurde, versah die Geschäfte eines Staatssecretärs während der Krankheit Saavedra's, und mußte, dem Ge-

*) S. Anhang Nr. II.

brauch zufolge, Ihren Majestäten die Depeschen vorlesen. Urquijo war jung, hübsch und einnehmend von Gestalt. Die Königin widmete dem Vorleser größere Aufmerksamkeit, als den Depeschen; sie bot ihm, alle Rücksichten der Etikette bei Seite setzend, einen Sessel. Dieser Herablassung folgten bald größere Gunstbezeigungen. Er wurde Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Saavedra und Jovellanos wurden abgesetzt und verbannt. Man sprach sogar von Vergiftungsversuchen, aber ohne allen Grund; denn wie groß auch die Erbitterung der Königin oder des Friedensfürsten gegen die beiden Minister war, so hatten sie doch Mittel genug, ihren Haß zu befriedigen, ohne zu einem so abscheulichen, und zumal so gefährlichen und dennoch so unsichern Verbrechen ihre Zuflucht zu nehmen.

Die Verwaltung Urquijo's, den ich nicht persönlich kennen lernte, dauerte länger, als nach den über ihn erzählten sonderbaren Geschichten zu erwarten war. Er war unwissend, unbesonnen und im höchsten Grade anmaßend. Seine Nichtachtung der Landesgesetze und der öffentlichen Meinung verblendete ihn dergestalt, daß er die zur Ausführung seiner tollen Plane nöthige Vorsicht außer Acht ließ. Seine Feindseligkeit gegen die römische Kirche gränzte an Wahnsinn. Als er zu London vernahm, daß der General Bonaparte durch den Frieden von Tolentino und auf Fürsprache des spanischen Gesandten Azara die päpstliche Regierung geschont habe, lief er wie ein Besessener zur Stadt hinaus und stürzte sich in einen Teich. Der Arzt Carlisle, der zufällig des Weges kam, als er bewußtlos aus dem Wasser gezogen wurde, hat mir diesen fast unglaublichen, aber buchstäblich wahren Vorfall mit allen Nebenumständen erzählt.

Er wurde endlich das Opfer seiner unsinnigen Vermessenheit. Es bildete sich eine Cabale zwischen dem wieder zu Macht und Einfluß gelangten Friedensfürsten,

dem Nuntius und dem Clerus, der die Einsetzung eines Patriarchen und eine Schmälerung der geistlichen Obergewalt fürchtete. Carl IV. wurde mit der Furcht vor einem Schisma in der Kirche eingeschüchtert, und der Nuntius soll dem Könige zu St. Ildefonso eine Verwahrung gegen die Plane des reformirenden Ministers, nebst einer ausführlichen Darlegung der zu befürchtenden Folgen überreicht haben. Ob die Königin an dieser Intrigue Theil hatte, weiß ich nicht; genug, Urquijo wurde im Jahre 1800 entlassen und in die Citadelle von Pampeluna abgeführt.

Von dieser Zeit an erlangte der Friedensfürst die vorige königliche Gunst, und mit derselben seine frühere Macht wieder. Er schien nun minder geneigt, dieselbe auf eine für ihn selbst ehrenvolle und für das Land ersprießliche Weise zu gebrauchen. Er hatte seit kurzem Verpflichtungen gegen den Clerus, und war gegen den römischen Hof und die Kirche gefügiger, als seine Grundsätze oder seine Stimmung ihm früher gestattet hatten. Seine Erbitterung über Jovellanos' sogenannten Undank entfremdete ihm sowohl viele aufgeklärte und gebildete Personen, als auch die jansenistische Partei. Jovellanos wurde seiner Einsamkeit zu Gijon entrissen und in die Kerker oder Klöster zu Majorca gesteckt, mit dem schmachvollen Zusatze zu dem übrigens ohne Anklage und Proceß gesprochenen Urtheil, daß er unter der Aufsicht der unwissenden Klosterbewohner im Katechismus studiren solle. Viele dem Günstlinge oder der Königin mißfällige Personen wurden bei der Inquisition als Jansenisten angezeigt und dem empörenden Verfahren dieses erbarmungslosen Tribunales unterzogen. In dem Processe zweier Brüder, Namens la Cuesta (wenn ich nicht irre, Domherren zu Palencia) weigerte sich das Inquisitionsgericht jedoch, das blinde Werkzeug der ministeriellen Ungerechtigkeit zu werden, sprach die Ange-

klagten frei, und entschädigte sie. Der Friedensfürst war freilich im Herzen weder ein Freund der römischen Kirche noch ein Gönner der Inquisition. Noch weniger war er ein Anhänger der Franzosen, obschon ihn seine Feigheit und Eitelkeit bei manchen Gelegenheiten zum Werkzeug ihrer Plane machte. Der Krieg, den er gegen Portugal führte, war ohne Zweifel von ihnen angezettelt worden. Er war so aufgeblasen über die ganz unbedeutende Einnahme von Olivenza, daß er sich mit dem großen Könige von Preußen verglich, die übertriebenen Complimente der Franzosen als aufrichtige Zeichen der Bewunderung hinnahm, und sich in allem Ernste einbildete, sein Kriegsruhm flöße dem Consul Bonaparte großen Respect ein. Nach dem portugiesischen Feldzuge, und noch mehr nach dem Frieden von Amiens, war sein Benehmen gegen seine Verbündeten ein Gemisch von Inconsequenz, Anmaßung, Vermessenheit, Treulosigkeit und Unentschlossenheit. Bald nahm er einen drohenden, feindseligen Ton an, bestand auf einem unausführbaren oder unsinnigen Zugeständniß und instruirte seinen Gesandten, der Republik oder dem Kaiserreich den Krieg zu erklären; bald gab er, wahrscheinlich unter Mitwirkung englischer Agenten, seine Zustimmung zu der Sendung von Meuchlern nach Frankreich; bald unterwarf er sich den anmaßendsten Forderungen der französischen Regierung, und suchte von derselben irgend eine Gunst für sich selbst zu erhaschen. Durch eine unzeitige Nachgiebigkeit gegen Napoleon hätte er Spanien beinahe in einen zweiten Krieg mit England verwickelt, und gleich darauf beleidigte er den Gewaltigen durch eine öffentliche Proclamation, und noch mehr durch den Plan eines Bündnisses mit einer nordischen Macht gegen Frankreich. Die Franzosen entdeckten diesen Plan in einer Correspondenz, welche sie zu Berlin fanden, obwohl Napoleon diese Thatsache unbegreiflicher Weise nie als eine Entschul-

digung seines nachmaligen Angriffes auf Spanien erwähnt hat.

Inzwischen wurde die Aufmerksamkeit des Friedensfürsten durch Hofintriguen und Eifersüchteleien, welche seinem Geschmack und vielleicht auch seinen Talenten mehr zusagten, in Anspruch genommen. Er bemerkte bald, daß der Prinz von Asturien ihn mit Abneigung und Argwohn betrachtete. Wahrscheinlich muthmaßte oder erfuhr er, daß diese feindselige Stimmung durch geheimen Verkehr mit den Granden genährt werde. Einige der Letzteren zogen eine scharfe Gränzlinie zwischen altem und neuerworbenem Adel, obwohl ihre eigenen Titel aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich aus eben so unlauterer Quelle geflossen waren; sie gaben dem Friedensfürsten alle einem Granden gesetzlich zukommenden Titel, aber sie vermieden sorgfältig alle jene Ausdrücke, welche auf Gleichheit und Vertraulichkeit deuten und unter Spaniern von gleichem Range üblich sind. Sie nannten ihn Senor Duque, Senor Principe, Ussencia oder Alteza; aber das trauliche „tu" oder sonst ein auf Freundschaft oder Gleichheit deutendes Wort kam nie über ihre Lippen.

Der distinguirteste unter diesen Granden war der Herzog von Infantado. Er hatte die Vorzüge hoher Geburt und eines fürstlichen Vermögens, er war jung, gebildet und liebenswürdig. Dabei besaß er gute Kenntnisse und einigen Ehrgeiz. Bevor er zur Theilnahme an den Staatsgeschäften berufen wurde, vermuthete man in ihm ein politisches Talent, verbunden mit echt patriotischen Grundsätzen. Vielleicht war es ein Unglück für seine politische Ausbildung, daß er durch vertraulichen Verkehr mit Ferdinand in wichtige Geschäfte eingeweiht wurde. Der falsche, felge und rachsüchtige Charakter dieses Fürsten war ganz geeignet, alle mit ihm verkehrenden Personen selbst für die Folgezeit argwöhnisch und unentschlossen zu machen. Zur Zeit seiner Vermählung im Jahre 1802

waren jene unseligen Eigenschaften, welche so viel Elend über Spanien gebracht haben, bereits in den widerlichen Gesichtszügen des Prinzen von Asturien zu lesen. Er hatte wenig Neigung zu Studien, und noch weniger zu Unterhaltungen und geselligen Freuden. Nur selten hatten sich seine Umgebungen eines Zeichens der Zuneigung oder des Wohlwollens zu erfreuen. Er hatte einiges Talent für Mathematik, und soll sich besonders für die Fortificationskunst interessirt haben, aber er galt allgemein für schwach an Charakter und Verstand, und diese Meinung wurde auch am Hofe begünstigt. Es wurde sogar versichert, es sei schon vor seiner Vermählung und während einer Krankheit Carls IV. ein Complot gemacht worden, ihn über die Seite zu schaffen, oder ihn wenigstens für regierungsunfähig zu erklären. Demselben Gerücht zu Folge bekam Ferdinand Kenntniß von dem Complot, und fand Mittel es der französischen Regierung mitzutheilen, und der erste Consul war schon im Begriff zu seinen Gunsten einzuschreiten, als die Genesung des Königs die Pläne beider Parteien für eine Zeitlang vereitelte.

Nach der Vermählung, welche im Jahre 1802 zu Barcelona Statt fand, fürchtete man eine Zeitlang, daß keine Nachkommenschaft zu erwarten sei. Die junge Prinzessin war blaß, kränklich und häßlich, aber sanft und würdevoll in ihrem Benehmen. Sie besaß nie die Zuneigung ihrer Schwiegermutter. Bald nachher wurde ihre Schwangerschaft gemeldet; es erfolgte eine Fehlgeburt, die das Gerücht als eine Folge von Mißhandlungen oder eines noch größern Frevels der Königin bezeichnete. Bald darauf gab man sich am Hofe das Ansehen, als ob man die junge Prinzessin im Verdachte der Galanterie habe. Sie bekam mehr als einmal auf Befehl des Königs Zimmerarrest. Viel Aufsehen machte auch die mysteriöse Verhaftung und Entlassung eines in der Leibwache dienenden jungen Sicilianers, Namens Caraffa.

Um dieselbe Zeit (1804) wurde der wen Verhandhof von Castilien um Rath gefragt, ob es es angeund ausführbar sei, Ferdinand von der Erbfolg. Verzuschließen, und die Antwort lautete: „es gebe keine Autorität, welche einen beeideten, vermählten und anerkannten" (jurado, casado y honrado) Prinzen von Asturien von der Erbfolge ausschließen könnte. Diese Antwort, wenn sie wirklich in dieser Form ertheilt wurde *), war mehr mit dem alten Herkommen von Castilien und Aragonien, als mit den Wünschen eines Prinzen aus dem Hause Bourbon übereinstimmend. Sie machte die Ansprüche auf die Krone von einem vor den Cortes abgelegten Eide abhängig, und beschränkte dieselben auf „vermählte" und nachmals „anerkannte" Prinzen; dem Sinn dieses Ausspruchs zufolge gab es also eine Autorität, welche selbst einen beeideten Prinzen, wenn er entweder unvermählt war oder von der Nation nicht respectirt wurde, von der Erbfolge ausschließen konnte.

Die Prinzessin von Asturien starb bald nachher. Der allgemeine Haß gegen die Königin und ihren Günstling schrieb ihren Tod ohne Bedenken, aber auch ohne Beweise, einer Vergiftung zu. Sie hatte immer ein kränkliches Aussehen, und starb ohne Zweifel eines natürlichen Todes, der übrigens wohl durch üble Behandlung, Verdruß und Kummer beschleunigt sein mochte. Die Hofzwistigkeiten wurden mit ihr nicht begraben. Im Gegentheile, die Feindschaft zwischen dem Prinzen von Asturien und dem Günstlinge wurde noch bitterer, oder machte wenigstens mehr Aufsehen als zuvor. Ferdinand theilte seine Beschwerden zuerst seinem früheren Lehrer Escoiquiz,

*) Für die Form und die Einzelheiten dieser Verhandlung habe ich keine Beweise; aber von der Wirklichkeit des Plans, den Prinzen von Asturien von der Erbfolge auszuschließen, habe ich mich durch viele Documente, namentlich eine Rechtfertigungsschrift des damaligen Justizministers Caballero, überzeugt.

waren jene uns[illegible] [illegible]hreren Spaniern und einigen über Spa[illegible] [illegible]ath oder aus eigenem Antriebe Gesicht[illegible] [illegible] Hilfe der französischen Gesandt- h[illegible] [illegible]n zu stürzen und sich oder seine [illegible] [illegible]tze des spanischen Staatsraths zu [illegible] [illegible]e er den Antrag, sich mit dem Hause Bo[illegible] [illegible]verschwägern; ein Auskunftsmittel, auf welch[illegible] [illegible]r Folge mehr als einmal zurückkam *).

Napo[illegible] war nicht abgeneigt, mit dem Thronerben eine solche Correspondenz zu unterhalten. Er wußte wohl, daß der Friedensfürst sich mehr zu England als zu Frankreich hinneigte. Er hatte aus seinen Absichten kein Geheimniß gemacht und selbst seine geheimen Umtriebe waren der Wachsamkeit der französischen Diplomatie nicht entgangen. Beauharnais handelte wahrscheinlich dem Geiste, wenn auch nicht dem Buchstaben seiner Instructionen gemäß, wenn er die Cabalen der Prinzen von Asturien und des Herzogs von Infantado förderte und nachmals mit jener Partei in Verbindung trat. Murat hatte ihn später im Verdacht, er gebe den Anhängern Ferdinands gewissenlos die Geheimnisse seines Hofes preis; aber es ist möglich und wahrscheinlich,

---

*) Stanislaus Girardin, ein zuverlässiger Mann und Vertrauter des Königs Joseph, hat mir versichert, Ferdinand habe eigenhändig an Napoleon oder Joseph geschrieben, um ihm wegen des Sieges von Tudela Glück zu wünschen!!! und zugleich seinen Wunsch, sich mit dem Hause Bonaparte zu verschwägern, wiederholt zu erkennen gegeben. Mehrere Räthe des Kaisers wollten das Schreiben im „Moniteur" abdrucken lassen, um Ferdinands Feigheit und Charakterlosigkeit aufzudecken und seine Anhänger von ihm abwendig zu machen; allein Napoleon meinte, das Bekanntwerden dieser Correspondenz könne unangenehme Folgen haben, ohne daß der nächste Zweck der Veröffentlichung erreicht würde; der Inhalt des Schreibens sei so unglaublich schlecht, daß man dasselbe für untergeschoben halten würde. Die Veröffentlichung unterblieb.

daß Napoleon Vieles von den geheimen Verhandlungen in Spanien für sich behielt, wenn er es angemessen fand, das von seinem Gesandten befolgte Verfahren zu ändern. Es ist eine unläugbare Thatsache, daß die Partei Ferdinands auf einem innigen Bündniß mit Frankreich gegründet war, und daß das englische Interesse im spanischen Staatsrathe ausschließlich von dem Friedensfürsten vertreten war. Dieser hatte zum Unglück nicht den Muth, das System der Politik, das er so gern befolgt hätte, offen zu bekennen, oder nicht die Beharrlichkeit dasselbe durchzuführen, selbst nachdem er die Correspondenz zwischen den französischen Agenten und dem Prinzen von Asturien entdeckt hatte.

Ferdinand wurde jedoch verhaftet. Eine Wache wurde vor seine Thür im Escorial gestellt, seine Papiere wurden in Beschlag genommen und in die Gemächer des Königs gebracht. Er schrieb einen demüthigen Brief an seine Mutter. Sie antwortete, er habe den Verdacht geäußert, daß sie und die Minister seines Vaters ein Complot gegen seine Erbfolge und sogar gegen seine Person gemacht hätten, und da dieser Verdacht die Ursache oder der Vorwand der ihm vielleicht bevorstehenden Unannehmlichkeiten sei, so könne sie aus Rücksichten des Anstandes und der Ehre nichts in der Sache thun, so lange die Untersuchung nicht beendet sei. Sie sei entschlossen, keine Frage zu thun und keine Meinung zu äußern, bis sich der König von Allem vollkommen überzeugt und darüber entschieden ausgesprochen habe. Erst dann könne sie seinen Zorn beschwichtigen, oder ihren Sohn wenigstens vor dessen Folgen schützen, aber sie wolle sich nicht durch Betheiligung an den Verhandlungen einem falschen Verdachte aussetzen.

Nach zwei oder drei Tagen strenger, einsamer Haft wurde Ferdinand vor seine Eltern geführt. Die Siegel wurden in seiner Gegenwart von den seine Papiere en-

haltenden Portefeuilles abgenommen. Der Inhalt der Papiere wurde vorgelesen. Die Königin blieb nur auf dringendes Bitten Carls IV. Der Inhalt der Papiere ist, wie ich glaube, nie veröffentlicht worden. Viele derselben waren ganz unbedeutend, einige etwas verdächtig und unverständlich, aber unter ihnen befand sich der Entwurf eines Schreibens an Napoleon, bei welchem er um die Hand einer Prinzessin seines kaiserlichen Hauses anhielt, und noch eine andere sehr verdächtige Schrift, welche, wie mir die Königin und der Herzog von Infantado versicherten, Ferdinands eigenhändige Unterschrift: »Ich, der König" (Yo El Rey) enthielt. Er bestellte darin eine Person (deren Name in dem Entwurf nicht stand) zum Generalcapitän von Castilien, mit dem Befehl, den Friedensfürsten auf der Stelle zu verhaften. Die Schrift war lang, wahrscheinlich in gehöriger Form verfaßt, und enthielt die Titel und Würden der darin genannten Personen, wie es in den officiellen spanischen Documenten üblich ist. Carl IV. fragte Ferdinand mit einiger Heftigkeit, wie er es wagen könne, eine solche Schrift aufzusetzen und jene Worte zu unterzeichnen. Er sagte, es könne ihm den Kopf kosten, denn es sei nichts Geringeres als Hochverrath und beabsichtigter Vatermord. Er drohte ihm laut mit allen Folgen, wenn er nicht augenblicklich gestände, auf wessen Anstiften er einen so gefährlichen Schritt gethan. Ferdinand versicherte mit mehr Erstaunen als Schrecken, der König sei in einem großen Irrthum befangen, wenn er einen ganz harmlosen, obschon vielleicht unziemlichen Zeitvertreib als eine staatsgefährliche Unternehmung betrachte. Die Schrift, sagte er, sei nichts als ein jeu d'esprit, womit er sich an einem langen Winterabende in Gesellschaft seiner verstorbenen Gemahlin die Zeit vertrieben habe; es sei eine Parodie der officiellen Urkunden, oder höchstens eine Probe der Macht, welche sie besitzen würden, wenn die Vorsehung ihnen den königlichen Vater entrisse.

Die Königin, die mir im Jahre 1814 zu Rom diesen merkwürdigen Auftritt erzählte, versicherte mir, Ferdinand habe diese Erklärung auf eine so ungezwungene, natürliche Weise gegeben, daß sie, obschon vieler anderer Vergehen eingedenk, überzeugt gewesen sei, daß die Schrift nicht zu jener Verschwörung gehöre, zu welcher man den Schlüssel suchte, und wirklich nur eine Kinderei (quelque enfantillage) ihres Sohnes und der verstorbenen Prinzessin von Asturien sei. Aber der König, der den Angelegenheiten der Rangordnung und der Beförderungen größere Aufmerksamkeit widmete, bemerkte sogleich, daß Godoy bei einem Titel genannt wurde, der ihm erst nach dem Tode der Prinzessin verliehen worden war. Vor Aerger fast erstickend, rief Carl mit geballter Faust: „Du lügst, Fernando, Du lügst! und fürwahr, Du sollst mir's bezahlen."

Dieser Ausbruch der Wuth machte die Königin bestürzt, und mochte dem Prinzen wohl einen Schrecken einjagen. Aber dann folgte eine Scene, welche die Königin mit Recht als den höchsten Grad der Niederträchtigkeit, Feigheit und Perfidie bezeichnete. Ferdinand fiel auf die Kniee, brach in Thränen aus, und gestand das Vergehen ein, schob aber mit den feierlichsten Versicherungen der Besserung die Schuld auf alle Jene, mit denen er früherhin über derlei Gegenstände gesprochen. Er übertrieb den Haß derselben gegen den Friedensfürsten, schilderte ihre Plane als weit über die seinigen hinausgehend, nannte aus freien Stücken ihre Namen, und erbot sich, Zeugniß abzulegen zum Beweise der Schuld, welche sie um seinetwillen auf sich geladen.

Die Königin versicherte, sie habe geschaudert über das Schamlose und Niederträchtige dieser Enthüllungen. Sie setzte hinzu, der König sei zu erbittert über die Verschwörung und zu erpicht auf die Bestrafung der Verräther gewesen, um die Schändlichkeit seines Sohnes in ihrem wahren Lichte zu betrachten.

Dieß habe ich 1814 von der Königin selbst im Palast Barbarini gehört. Der dabei anwesende König, der aufmerksam zuhörte, bestätigte den größten Theil der Erzählung durch Geberden und stimmte dem Uebrigen durch sein Stillschweigen bei. Alle diese Umstände werden überdieß durch das nachmals eingeleitete Proceßverfahren bestätigt. Ich muß noch erwähnen, daß die Unterredung Ihrer Majestät mit mir den Zweck hatte, ihre Entrüstung gegen ihren Sohn zu rechtfertigen. Ihre Erzählung endete daher hier.

Die nun folgenden Nachrichten habe ich ebenfalls aus glaubwürdigen Quellen, zum Theil von dem Herzoge von Infantado. Unmittelbar nach jenem Bekenntnisse wurde der Befehl nach Madrid geschickt, den Herzog nach dem Escorial abzuführen und dort wurde eine Commission niedergesetzt, die den Hochverrathsproceß gegen ihn führen sollte. Er würde wahrscheinlich sogleich hingerichtet worden seyn, wenn er laut Befehl dorthin gebracht worden wäre; aber die Maulthiertreiber verfehlten absichtlich den Weg nach dem Escorial und brachten ihn bis St. Ildefonso, bevor sie ihren angeblichen Irrthum bemerkten. Man vermuthet, daß sie von Agenten des französischen Gesandten bestochen waren.

Inzwischen suchte Beauharnais den Zorn des Königs zu beschwichtigen, die Besorgnisse des Günstlings rege zu machen und Infantado und dessen Genossen wo möglich zu befreien, oder sie doch wenigstens vor den Folgen eines in der ersten Erbitterung eingeleiteten Criminalverfahrens zu schützen. Infantado wurde nach einigen Wochen enger Haft nach Ecija verbannt. Ferdinand hatte im Augenblicke seiner Verhaftung Mittel gefunden, ihn warnen zu lassen, und er hatte die mit „Yo El Rey" unterzeichnete Originalschrift, die ihn zum Generalcapitän von Castilien ernannte, in eine zinnerne Büchse gelegt und diese in dem Garten seiner Mutter zu

Chamartin vergraben. Diese Büchse war noch da, als die Villa im Jahre 1809 das Hauptquartier Napoleons wurde *).

Eine sofort erlassene Proclamation meldete dem Publicum das Vorhandenseyn einer Verschwörung, und der Fiscal mußte die Anklage gegen die Verschwörer entwerfen; aber das Nichterscheinen der Originalschrift, die man vergebens suchte, so wie das Gehässige der Rolle, welche Ferdinand als Mitschuldiger, Angeber und Zeuge dabei spielte, mochte den Hof wohl bewegen, das fernere Verfahren gegen die Gefangenen einzustellen; denn der Umstand, auf welchen der Herzog von Infantado hauptsächlich seine Vertheidigung gründete, würde wahrscheinlich nicht als überzeugender Beweis seiner Schuldlosigkeit angesehen worden seyn. Die Schrift, sagte der Herzog, war schwarz gesiegelt, um jeden Gebrauch derselben vor dem Tode Carls IV. unmöglich zu machen. Auf diese Art, meinte er, konnte man sie nur für eine Vorsichtsmaßregel halten, durch welche sich der Thronfolger für den Fall des Ablebens seines Vaters seine Rechte sichern wollte. Es war eine List, durch welche jeder ihm etwa zur Unterschrift aufgedrungene Act in den Augen des Publicums ungiltig wurde.

Ungeachtet alles äußern Scheines von Versöhnung zwischen allen Mitgliedern der königlichen Familie, ungeachtet der bestehenden Verträge und des beständigen Verkehres zwischen Frankreich und Spanien, war der Palast von jener Zeit an ein Schauplatz von Cabalen, Anfeindungen und Verschwörungen, und die beiden »alliirten« Regierungen in schlecht verhehlter argwöhnischer, selbst feindseliger Stimmung. Ferdinand erwartete von

*) Napoleon stellte am Morgen vor seinem Einzuge in Madrid seinen Sessel auf dieselbe Stelle, und breitete vor sich im Garten die Karten und Pläne aus.

Napoleon und den französischen Agenten ausschließlich Schutz gegen den Günstling, während dieser zwischen Trotz und Willfährigkeit gegen die französische Macht schwankte.

Inzwischen hatte sich unter aufgeklärten Spaniern eine andere Partei gebildet, als deren Führer O'Farril und Asanza anzusehen waren. Diese Partei beabsichtigte, die nahe Krisis zu benutzen, um mit Godoy's Macht zugleich die Tyrannei in Kirche und Staat zu stürzen, und sie hoffte, durch das Ansehen des Prinzen von Asturien und die Einführung wirklich nationaler Institutionen allen künftigen Mißbräuchen vorzubeugen, und Spanien unter den europäischen Staaten in eine höhere Stellung zu bringen. Einige Mitglieder dieser Partei hatten allerdings große Vorliebe für Frankreich und meinten, Napoleon werde ihre Plane begünstigen, so lange sie die Macht Spaniens im Verein mit ihm gegen England richten würden. Napoleon sah jedoch wohl ein, daß er sein eigenes Interesse nur mit Hilfe einer französischen Truppenmacht, auf den Sieg einer Partei oder den Sturz aller bauen konnte. Er benutzte daher zugleich die geheimen Aufforderungen Ferdinands und die leeren Versprechungen des Friedensfürsten, um seine Truppen gegen die Hauptstadt vorzuschieben und in die wichtigsten Festungen des Königreichs französische Besatzungen zu legen. Der Befehl zum Empfange der Truppen wurde durch List oder Einschüchterung vom Friedensfürsten selbst erwirkt; einige derselben sollen verfälscht, andere von Privatbriefen Ferdinands oder von einem Militär seiner Partei begleitet gewesen seyn. Nur an jenen Plätzen, deren Commandanten erklärte Feinde des Friedensfürsten waren, wurden jene Befehle willig vollzogen und die Franzosen als Befreier und Freunde aufgenommen. Es wurde zwar nirgends Widerstand geleistet, aber alle Befehlshaber, welche das Vertrauen des Friedensfürsten besaßen, zeigten Mißtrauen und Un-

willen. Murat, Herzog von Berg, hatte wirklich geheime Instructionen, jeden festen Platz, wo der Zutritt verweigert würde, mit Gewalt zu nehmen und so schnell als möglich gegen Madrid zu rücken. Ueber den Zweck des Feldzuges war ihm keine Sylbe mitgetheilt worden. Als er um Erklärungen zu seiner Richtschnur bat, schrieb der Kaiser eigenhändig folgende lakonische Antwort: „Habe ich Ihnen nicht Ihre Marschroute vorgeschrieben und Ihnen befohlen, bis zu einem bestimmten Tage in Madrid zu seyn? Was kann ein General in meiner Armee mehr verlangen?»

Weder der Kaiser noch seine Agenten konnten die Ereignisse von Aranjuez vorausgesehen haben. Sie mochten wohl vermuthet haben, Carl IV. und sein Hof würden, wie der Prinz Regent von Portugal, nach Südamerika fliehen, oder Ferdinand werde, um dem vorzubeugen, französische Hilfe herbeirufen und im Hauptquartier seiner Verbündeten Schutz suchen; aber es konnte nicht ihr Wunsch sein, daß der Sturz des Friedensfürsten, die Abdankung Carls IV. und die Thronbesteigung Ferdinands ausschließlich von Spaniern bewirkt würden. Ob das nachmalige Verhalten Napoleons aus der Abneigung vor einer starken und populären Regierung in Spanien oder aus einem lange gehegten machiavellistischen Plane hervorging, wird dem Biographen oder Historiker wohl ein Räthsel bleiben. Es ist gewiß, daß die Weigerung des Herzogs von Berg, den neuen König anzuerkennen, Ferdinand und seine Rathgeber in große Verlegenheit setzte, während der alte Hof durch die dem Friedensfürsten bewiesene Theilnahme und die dem Könige Carl gezollte Achtung angenehm überrascht wurde. Murat versicherte mir im Jahre 1814, er habe keine Instructionen gehabt, und Beauharnais habe die seinigen wahrscheinlich überschritten, indem er sowohl vor, als nach den Vorfällen zu Aranjuez der Partei Ferdi-

nands Vorschub geleistet. Diese Ansicht Murat's wurde durch keine nachmaligen Entdeckungen geändert. Im Gegentheil, seine Anhänger äußerten noch lange nachher den Argwohn, Beauharnais habe die französische Regierung an Ferdinand und dessen Partei verrathen; eine Behauptung, aus welcher vielleicht nur Feindseligkeit gegen die Familie Beauharnais sprach.

Carl IV. sprach am Abend vor dem Tage, an welchem er abdankte, ganz heiter und unbefangen von seinem Entschlusse; er sagte zu dem diplomatischen Corps, er sei alt und der Staatsgeschäfte überdrüssig, und es sei billig, daß ihm sein Sohn die Last abnehme. Aber am andern Morgen war er ganz verändert, und ehe 48 Stunden verflossen waren, ließ er Murat danken, daß er die Anerkennung Ferdinands aufgeschoben, und ersuchte ihn, Napoleon zu versichern, daß ihn nur die Furcht vor Verwirrung und Blutvergießen hätte bewegen können, in die Usurpation seines Sohnes zu willigen.

Der Friedensfürst war zu Aranjuez vom Pöbel aus einem Versteck hervorgezogen worden. Er wurde mißhandelt und selbst verwundet, aber aus größerer Gefahr von Ferdinand gerettet, der bei dieser Gelegenheit den einzigen Zug von Talent, Entschlossenheit und Großmuth zeigte, der aus seiner schmachvollen, feigen und treulosen Laufbahn hervorleuchtet. „Wenn Jemand hier ist," sagte er, „der mehr Ursache hat, als ich, gegen Manuel Godoy erzürnt zu sein, so möge er Gerechtigkeit an ihm üben; wenn nicht, so lasse man mich handeln, wie meine Ehre und mein Versprechen von mir fordern; ich werde keine Gewaltthat dulden."

So schnell erfüllte er das seiner Mutter gegebene Versprechen. Als nämlich die Königin hörte, daß ihr Günstling dem Pöbel in die Hände gefallen sei, beschwor sie ihren Sohn, ihm zu Hilfe zu eilen, während ihn sein Vater versicherte, er wolle in Alles willigen, um Blutver-

gießen und vor allem die Ermordung des Friedensfürsten zu verhindern.

Der gestürzte Günstling wurde als Gefangener nach Madrid gebracht, und dort oder im Escorial (mich dünkt auf Ansuchen Ferdinands selbst) einer französischen Wache übergeben. Später wurde er nach Bayonne gebracht. Murat nahm ihn in seinen Wagen, um ihn gegen Insulten zu schützen; der Gefangene zeigte dabei, wie mir Murat erzählte, die feigste Furcht, und kroch auf den Fußboden des Wagens, wenn ihnen spanische Soldaten oder Bauern begegneten. Ich finde dieß wohl glaublich. In der That, die Unentschlossenheit, Eitelkeit und vor allem die Unwissenheit Don Manuel Godoy's würde ihn in den meisten Ländern zum Premierminister unfähig gemacht haben, und er muß wohl einige andere gute Eigenschaften des Geistes und Herzens haben, um so lange am Staatsruder Spaniens zu bleiben. Seine Unwissenheit war so groß, daß der Geschäftsträger *) der Hanseestädte mir erzählte, die von ihm vertretenen Staaten wären in den aus Godoy's Bureau kommenden diplomatischen Noten oft »Islas Asiaticas" statt „Villas Hanseaticas" genannt worden. Derselbe Diplomat versicherte, Godoy sei bereits einige Zeit Minister des Auswärtigen gewesen, ehe er die Entdeckung machte, daß Preußen und Rußland zwei verschiedene Länder sind; indem Sandoz, der preußische Gesandte, eine zeitlang zugleich für den russischen Hof die Geschäfte zu Madrid besorgte.

Da ich weder die Laster dieses mächtigen Günstlings beschönige, noch seine Lächerlichkeiten mildere, sondern dieselben wieder erzähle, wie sie mir geschildert wurden, so kann ich andererseits den günstigern Eindruck, den seine flüch-

*) Andréoli, ein geborner Venetianer, der zugleich Secretär der österreichischen Gesandtschaft zu Madrid, und selbst, obwohl eine komische Mischung von Schlauheit und Einfalt, in Geschichte und Geographie sehr wenig bewandert war.

tige persönliche Bekanntschaft auf mich machte, nicht unerwähnt lassen. Sein Benehmen, obwohl etwas nonchalant, war anmuthig und einnehmend. Obgleich er weder wissenschaftliche Bildung noch Belesenheit hatte, war seine Sprache doch zugleich elegant und ausdrucksvoll; und ungeachtet seiner niedrigen Herkunft zeigte er in seiner Haltung mehr als die meisten andern Spanier jene Mischung von Würde, Höflichkeit, Anstand und Ungezwungenheit, die nur in gebildeter Gesellschaft erworben wird. Er schien für eine hohe Stellung geboren. Er würde überall für den Ersten in der Gesellschaft angesehen worden sein. Meine Unterredungen mit ihm waren zu flüchtig, als daß ich über seinen Verstand ein Urtheil fällen könnte. In einer Angelegenheit jedoch, welche zwar für das Publicum unwichtig, aber für die betheiligten Parteien von großer Wichtigkeit war, benahm er sich nicht nur mit großer Höflichkeit gegen mich, sondern legte auch Menschlichkeit und Großmuth an den Tag.

Ein junger Engländer, Namens Powell, hatte vor dem Kriege zwischen England und Spanien unter dem General Miranda oder einem andern südamerikanischen Abenteurer Dienste genommen, und einen Feldzug zur Befreiung der spanischen Colonien mitgemacht. Er wurde gefangen. Nach dem Gesetz hatte er das Leben verwirkt, aber er wurde zu langjähriger Haft in der ungesunden Festung Omoa verurtheilt. Als sein Vater, der Oberrichter von Canada war, die Unglücksbotschaft vernahm, eilte er nach England. Zum Unglück hatten die Feindseligkeiten unter Umständen begonnen, welche wohl geeignet waren, sowohl die spanische Regierung als das spanische Volk zu erbittern. Der Oberrichter war entschlossen, sich persönlich für seinen Sohn zu verwenden und wenigstens dessen Versetzung in ein anderes Gefängniß zu erwirken, da die Freigebung desselben nicht zu hoffen war. Er ging nach Spanien und wandte sich, mit einem Empfehlungs-

schreiben von mir versehen, an den Friedensfürsten. Dieser empfing ihn in Aranjuez, und sobald er den Brief gelesen und den Wunsch des betrübten Vaters vernommen hatte, ging er zum Könige und erwirkte die Freilassung des jungen Mannes. Mit dieser wahrhaft humanen Handlung noch nicht zufrieden, äußerte er mit wohlwollendem Lächeln, ein Vater, der eine so weite Reise gemacht habe, um seinem Sohne nützlich zu sein, werde diesem wohl gern selbst die erfreuliche Nachricht bringen wollen, und er gab ihm einen Reisepaß mit einem Erlaubnißscheine, auf einer spanischen Fregatte nach Ostindien zu reisen.

Als ich den Friedensfürsten lange nachher in Verona sah, klagte er, daß er durch den Tod Carls IV. in eine sehr mißliche Lage kommen würde, und wünschte zu wissen, ob er in England ein Asyl finden könne. Sobald als ich im Jahre 1819 das gefürchtete Ereigniß vernahm, wandte ich mich an Lord Liverpool mit der Bitte um einen Paß für den Friedensfürsten. Lord Liverpool sagte, ein englischer Paß, der einem Ausländer ausgestellt werde, sei als eine Einladung zu betrachten, und die Regierung könne es nicht angemessen finden, den Friedensfürsten nach England einzuladen; aber er ermächtigte mich, ihm anzuzeigen, daß er ungehindert herüber kommen könne, und daß man seiner Person und seinem Eigenthume den vollsten Schutz gewähren werde. Auf die Mittheilung, die ich ihm von dieser Zusicherung machte, antwortete mir der Friedensfürst: er habe viele Jahre über die Hilfsquellen eines der reichsten Länder Europa's verfügt und das Glück vieler Tausende gemacht, aber ich sei der einzige Sterbliche, der sich seit seinem Sturz irgend eines von ihm erhaltenen großen oder kleinen Dienstes erinnert habe; mein Brief habe ihm daher große Freude gemacht. Er kam indeß nicht nach England *).

*) S. Anhang Nr. III.

Die Ereignisse zu Bayonne sind von vielen Spaniern und Franzosen, die als Augenzeugen oder handelnde Personen dort waren, verschieden erzählt worden. Ich hatte keine Gelegenheit, merkwürdige oder sonst unbekannte Thatsachen zu erfahren. Die frühern Ereignisse in Spanien, über welche ich in England von dem Herzoge von Infantado, in Rom von dem Könige und der Königin, und in Neapel von dem Könige Joachim, sowie von einigen andern wohlunterrichteten Personen genauere Kunde erhielt, habe ich mit einiger Ausführlichkeit erzählt, weil die Stellung der damaligen Parteien von mehreren englischen Schriftstellern entweder gänzlich mißverstanden, oder absichtlich falsch dargestellt worden ist, und weil eine genauere Kenntniß derselben nothwendig ist, um den künftigen Geschichtschreiber des spanischen Krieges und der spanischen Revolutionen in den Stand zu setzen, die Ursachen und Triebfedern jener denkwürdigen Kämpfe gehörig zu würdigen und getreu darzustellen.

Ein besonderer Umstand, der den Charakter Napoleons in einem der unklarsten Stadien seiner Laufbahn betrifft, verdient hier eine Erwähnung. Er wußte, daß ihm die Regierung Carls IV. in einer offenen Proclamation Trotz geboten hatte; er ermittelte bei der Einnahme von Berlin im Jahre 1806, daß die spanische Regierung ein Bündniß gegen Frankreich zu Stande zu bringen suchte, und er wußte wohl, daß sie bereits im Jahre 1803 eine Verschwörung gegen seine Person insgeheim begünstigt und die Mitschuldigen des bekannten Georges mit Pässen nach Frankreich versehen hatte. Dennoch hat er weder in einer Zeitung, noch, so viel mir bekannt, in einer Privatunterredung jene Thatsachen als Motiv oder Entschuldigung seines Eindringens in Spanien und der Entthronung der dortigen bourbonischen Dynastie angeführt. Carl IV. sprach mit mir mehr als einmal über Bonaparte und seine persönliche Ab-

neigung gegen denselben. Es war in der That komisch, einen Mann, der eine Krone verloren hatte, von dem größten Manne unserer Zeit, der eine Krone gewonnen, in Ausdrücken des Hohnes und der Verachtung sprechen zu hören. Er sagte, Napoleon könne keine Sprache richtig sprechen oder schreiben, und erzählte mit großer Selbstgefälligkeit, er (Carl) habe zu Bayonne und an andern Orten ein Tagebuch geführt: ein Beweis von Genialität, deren er Napoleon nicht fähig hielt. Das Tagebuch des königlichen Verbannten würde, wenn es aufzufinden wäre, den literarischen Ruf der spanischen Bourbons wohl schwerlich erhöhen; aber wie gefühllos, einfältig und leichtgläubig er auch war, so wußte er doch ohne Zweifel um manche unbekannte Thatsachen, und es ist zu bedauern, daß das Manuscript, auf welches er sich so viel einbildete, der spanischen oder römischen Regierung in die Hände gefallen, und wahrscheinlich vernichtet worden ist. Die Memoiren des geistreichen Chevalier Azara, der viele Jahre Gesandter in Rom und Paris war, haben vielleicht dasselbe Schicksal gehabt. Seine Papiere waren noch in Paris, als er sechs Monate nach seinem Rücktritt zu Burgos starb. Die französische Regierung wollte sie zurückbehalten, aber wenigstens ein Theil derselben, worunter eine Geschichte Italiens, wurde von seinem Bruder gerettet und nach Spanien gebracht. Diese Papiere, wenn sie noch vorhanden sind, müssen werthvoll sein. Er pflegte eine Menge Anekdoten mit großem Humor und großer Genauigkeit zu erzählen, und er wußte um viele Geheimnisse der päpstlichen Regierung. Niemand war der Demokratie oder dem Franzosenthum weniger geneigt, aber durch den antirevolutionären Krieg und das Benehmen der alten Regierungen Europa's, besonders Englands, wurde er zu beiden hingezogen. „Ihr Mr. Pitt," sagte er im Jahre 1802 zu mir, „hat den mir unerklärlichen Beschluß ge-

faßt, daß jeder Fremde entweder ein französischer Jacobiner oder ein Mönch aus dem zehnten Jahrhundert sei. Ich traf meine Wahl mit einiger Schwierigkeit und großer Bekümmerniß; und so sehen Sie mich, einen Malteserritter, einen Diener Seiner allerkatholischsten Majestät, Gesandten und vertrauten Rathgeber bei Seiner Heiligkeit dem Papste, mit bourbonischen Orden und Titeln bedeckt — Sie sehen mich hier, den sechzig Jahre alten Chevalier Azara von Aragonien, als französischen Jacobiner! der einem Abenteurer an der Spitze der Republik den Hof macht und Sie zum Hochzeitschmause seines Adjutanten (Duroc) einladet. Und dieß Alles, weil der Minister eines protestantischen Staats und parlamentarischen Königs erklärt hat, daß jeder Katholik oder Spanier, der sich nicht dazu verstehen will, ein Fanatiker, ein Frömmler, ein bloßer Klosterbruder oder Mönch zu sein, ein Feind der socialen Ordnung, der Religion und geordneten Staatsverfassung und was sonst noch sein soll!" In seiner Schilderung war gewiß viel Humor, und in der Lehre, die daraus zu ziehen, viel Wahrheit und Philosophie.

Nach der Schlacht von Baylen und der Bildung der Central-Junta machte ich eine neue Reise mit meiner Familie nach Spanien. Die Junta war zu hastig gewählt worden, und bestand aus Mitgliedern, die nicht zu einander paßten. Letztere wurden von Aranjuez vertrieben, als sie kaum ihre Sitze eingenommen hatten, und ehe sie sich über das zu errichtende Regierungssystem ausgesprochen hatten. Ich sah sie in Sevilla; sie waren mit den Ceremonien und Förmlichkeiten ihrer neuen Regierungsgewalt zu sehr beschäftigt. Es befanden sich unter ihnen allerdings einige vormalige Minister und Staatsbeamte von sehr ehrenhaftem Charakter, freisinnigen Ansichten und ausgezeichneten Talenten. Der hervorragendste unter diesen war Don Gaspar Melchor de Jovellanos;

aber auch selbst sie waren von ihrem frühern Wirkungskreise her etwas zu scrupulös in der Beobachtung technischer Regeln, die sich mit dem Drange der Verhältnisse nicht vertrugen, und sie hegten eine gewisse Scheu vor jenen durchgreifenden Maßregeln, welche in Revolutionen und Bürgerkriegen nothwendig sind.

Die Wahl der Minister machte ihnen Ehre. Unter ihnen war der ehrwürdige Saavedra, und der noch ältere Hermida, Justizminister, ein kenntnißreicher, entschlossener Mann, wenn auch nicht frei von Vorurtheilen und Launen. Garay vereinigte als Minister der auswärtigen Angelegenheiten Eifer und Umsicht mit mehr Weltkenntniß und Feinheit des Benehmens, als man bei den spanischen Staatsmännern gewöhnlich findet. Er war eines der thätigsten Mitglieder eines Clubs, »la Junta Chica« *) genannt, der die aufständische Presse leitete, und auf die Einberufung der Cortes, die Erlassung freisinniger Gesetze und die Einsetzung einer populären Regierung hinzuwirken suchte.

Dieser Club bestand aus jungen Männern von mehr Feuer und Phantasie, als Erfahrung oder Klugheit, welche ihre Begriffe von Freiheit mehr den französischen Encyklopädisten, als dem Studium der alten Institutionen oder den damaligen Bedürfnissen ihres Vaterlandes entlehnt hatten. Sie waren vielleicht fähiger ihren Abscheu gegen Aberglauben und Mißbräuche an den Tag zu legen, als die Kirche oder den Adel zu einer vernünf-

*) Der Herzog von Altamira, Marquis von Astorga, war der kleinste Mann, den ich je gesehen, sogar kleiner als manche Zwerge, die für Geld gezeigt werden. Er war Präsident der Junta, und fuhr gewöhnlich mit einer Escorte aus, wie eine königliche Person. Man nannte ihn „Rey Chico," ein Spitzname, den einst ein König von Granada geführt hatte, und in Anspielung auf diesen Spitznamen nannte sich der erwähnte Club „la Junta Chica" (die kleine Junta).

tigen Abhilfe zu veranlassen, und mit Hilfe dieser beiden mächtigen Corporationen zuerst die Unabhängigkeit zu erringen und sodann freie Institutionen einzuführen. Durch die unreifen Plane dieser Partei einerseits, und die ebenso unpolitische und vielleicht minder ehrlich gemeinte Unschlüssigkeit der Junta in der Einberufung der Cortes anderseits, wurde die Kluft zwischen Denen, welche den Franzosen aus verschiedenen und selbst entgegengesetzten Gründen Widerstand geleistet hatten, beträchtlich erweitert. Als sich daher die Cortes versammelten, waren einige Abgeordnete mehr auf die Zerstörung der Kirchengewalt und die Abschaffung der Adelsprivilegien, als auf Bekämpfung des gemeinsamen Feindes bedacht; und andere eiferten mehr für eine Umgestaltung der innern Verwaltung, als gegen die Mißbräuche, oder selbst gegen die Fremdlinge, die ihre nationale Unabhängigkeit bedrohten. Die Volksredner, welche den Beifall von Cadiz, der am wenigsten aristokratischen und frömmelnden Stadt Spaniens, irriger Weise für die Meinung der Nation hielten, schmeichelten der erstern Partei natürlich mehr als der letztern. Daher kam es, daß ihre Verhandlungen und selbst die Puncte der von ihnen zusammengestellten Verfassung mit den Wünschen oder Bedürfnissen des von ihnen vertretenen Volks eben nicht übereinstimmten, obwohl sich nicht läugnen läßt, daß manche der gegen sie erhobenen Beschuldigungen unwahr sind. Die hervorragendsten waren Don Augustin Arguelles und der Marquis von Matarrosa, beide aus Asturien gebürtig, und Vertreter dieser Provinz. Ich kannte Arguelles zu Oviedo im Jahre 1793 als sehr jungen Mann. Im Jahre 1806 kam er in einem geheimen Auftrage nach England, dessen Vollziehung aber durch die Ereignisse jenes Jahres vereitelt wurde *).

*) Hauptsächlich durch die Schlacht bei Jena; denn ich vermuthe (obgleich ich es nicht gewiß weiß), daß seine Sendung mit

Bis zur spanischen Revolution blieb er in leidendem Gesundheitszustande zu London, und als er sich zu Portsmouth nach Lissabon einschiffen wollte, traf er daselbst Don Andres de la Vega und Matarrosa, welche mit einem Auftrage der muthigen Insurgenten des Städtchens Oviedo an die englische Regierung aus Asturien herübergekommen waren. Er war ein belesener, geistreicher Mann und hatte unsere Literatur und Geschichte während seines Aufenthalts zu London mit großem Erfolge studirt, obwohl er durch zufällige Umstände eine sehr falsche und ungünstige Meinung von Englands auswärtiger Politik erlangte.

Bei der Eröffnung der Cortes erlangte er sogleich ein großes Uebergewicht über seine Collegen; er wurde bald der Führer der Volkspartei in der Versammlung. Das für jeden Redner so gefährliche Haschen nach Beifall, und der Argwohn, den die meisten Spanier gegen Ausländer hegen, verleitete ihn vielleicht zu manchen Fehlgriffen als Gesetzgeber und Staatsmann. In jeder unparteiischen Geschichte jener Zeit muß Arguelles seinen Antheil bekommen an dem Tadel, der die Mängel der Verfassung, das unzeitige Mißtrauen gegen Lord Wellington und die Engländer, und die ungerechte, unpolitische Behandlung der amerikanischen Colonien trifft; aber seine strenge Rechtlichkeit und sein seltenes Rednertalent wurden selbst damals anerkannt, und erhoben die Cortes in der Achtung von Europa.

In der Folge hatte er mit noch größerm Mißgeschick zu kämpfen. Trotz seiner wankenden Gesundheit ertrug er die Leiden, die der gefühllose, undankbare Fer-

dem Plan eines Bündnisses mit den nordischen Mächten gegen Frankreich im Zusammenhange stand. Dieser Plan ward durch die Niederlage der Russen vereitelt, aber die Theilnahme Spaniens an demselben wurde, wie bereits erwähnt, von den Franzosen in Berlin entdeckt.

dinand über seine Wohlthäter und Vertheidiger verhängte, mit Gleichmuth und Standhaftigkeit. Achtzehn Monate saß er zu Madrid in einem feuchten, dunklen Kerker, ohne Bücher und Schreibmaterialien, von allem Verkehr abgeschlossen. Von Allem, was um ihn her vorging, vernahm er nichts als das Toben der betrunkenen Soldaten, die Klagen seiner Leidensgefährten Martinez de la Rosa und Manuel Quintana, welche neben ihm eingekerkert waren, und einmal die festlichen Klänge eines Bankets, welches der König in den über den Kerkern befindlichen Salons gab. Arguelles wurde nachher in die Festung Melilla, an der afrikanischen Küste, gebracht. Die verhältnißmäßige Milde der Behandlung, die ihm dort zu Theil wurde, ist der Theilnahme der Garnison, der Humanität des Gouverneurs und der Vermittelung seiner Freunde, keineswegs aber einer mildern Stimmung Ferdinands zuzuschreiben.

Die nachmalige Laufbahn Arguelles' ist wohlbekannt. Während seines Ministeriums und der Sitzungen der Cortes zeichnete ihn Ferdinand vor seinen Collegen durch deutliche Zeichen seiner Abneigung aus, und zeigte dadurch seinen Scharfsinn im Auffinden der Eigenschaften, welche der Tyrannei am gefährlichsten sind, nämlich: Consequenz, Beharrlichkeit und Sittenstrenge im öffentlichen und Privatleben.

Matarrosa war kaum zwanzig Jahre alt, als er die Nachricht von dem Gemetzel, welches am 2. Mai zu Madrid Statt fand, nach der kleinen Hauptstadt von Asturien brachte. Mit beispielloser Schnelligkeit organisirte er in dem Fürstenthume den Aufruhr, und ging sodann mit der Nachricht und mit dem Ansuchen um Beistand nach England. So wurde er frühzeitig in die öffentlichen Angelegenheiten eingeweiht. Seine Dienste, vereinigt mit glänzenden Naturgaben, machten ihn zum Lieblinge der ersten Cortes zu Cadiz. Er war gewiß mehr zu

entschuldigen als viele seiner Collegen, wenn er unbesonnen nach Popularität haschte und den lauten Beifall des Volks eine Zeitlang der ruhigern Zustimmung seines einsichtsvollen Landsmannes Andres de la Vega vorzog.

Als Ferdinand zurückkehrte, entkam er aus Spanien, und wurde in seiner Abwesenheit zum Tode verurtheilt. Er blieb in Frankreich bis zur Wiedereinführung der spanischen Verfassung im Jahre 1820. Dann wurde er zuerst Minister, und nachher ein thätiges und nützliches Mitglied der Cortes. Die Erfahrung hatte seine Talente zur Reife gebracht, und seine Grundsätze gemäßigt, aber keineswegs geändert. Sein öfterer Aufenthalt zu Paris und die Lebensweise, die er dort führte, war seiner Popularität eben nicht günstig. Ueberdieß besaß er ein bedeutendes Vermögen, das er während seiner Verwaltung vielleicht noch vermehrte, und er mochte wohl, gleich dem Soldaten des Lucullus, weniger Lust haben, die Bresche zu erstürmen, als im Beginn seiner Laufbahn. Er nahm einige Zeit vor dem Ausbruche des Krieges von 1823 seine Entlassung und wurde von dem Herzoge von Wellington, der 1822 auf dem Wege nach Verona mit ihm in Paris zusammentraf, in Rath genommen. Bei diesem Anlasse gestand er die Mängel der Verfassung ein, wies aber jede fremde Einmischung oder Einschüchterung zurück. Als der Krieg ausbrach, zog er sich nach England zurück; nach dem unglücklichen Schlusse desselben ging er wieder nach Paris. Er lebte dort zwar mehr wie ein Atticus denn wie ein Cato; aber er ist frei von dem Vorwurfe, seine Grundsätze geändert oder einem mächtigen Feinde nachgegeben zu haben.

Die Berühmtheit der spanischen Generale in dem Revolutionskriege ist nicht groß genug, um die Neugier auf ihre Geschichte oder persönlichen Eigenschaften zu lenken; ich hatte überdieß auch wenig Gelegenheit, sie genauer kennen zu lernen. Ich kenne nur einige von ihnen. Der

Marquis von Romana, mehr Soldat als Feldherr, besaß viel wissenschaftliche Bildung und war ziemlich originell in seinem Wesen. Nach erfolgreichen Studien hatte er sich im Kriege durch persönlichen Muth, und im Frieden durch seltsame Abenteuer mit Zigeunern in Gesellschaft des Lords Mount Stuart ausgezeichnet. Er hatte eine große Vorliebe für alles Englische; er war bei den Soldaten sehr beliebt, weil er sowohl ihre Beschwerden und Entbehrungen als auch ihren Franzosenhaß theilte.

Der General Blake, ein vom Unglück verfolgter Feldherr *), stand ungeachtet seines beständigen Mißgeschicks in hoher Achtung unter den Officieren der spanischen Armee. Nach der Einnahme von Corunna flüchtete seine Gemahlin nach Plymouth. Sie glaubte sich von unserer Regierung vernachlässigt, und dieser Umstand bestärkte den General Blake in den Vorurtheilen, die er als geborner Ire gegen England hatte. Er schürte in den Spaniern die unzeitige Eifersucht auf ihre Bundesgenossen, durch welche das Gelingen der Operationen gegen den gemeinsamen Feind lange verzögert und beinahe vereitelt wurde.

General Castanos war am Hofe alt geworden, und für das Hofleben mehr geeignet als für das Lager. Die Hitze, das viele Gepäck, welches die Franzosen bei sich führten, und der Eigendünkel ihres Oberbefehlshabers halfen ihm den Sieg von Baylen gewinnen. Er war so verständig und bescheiden, den Sieg diesen Umständen zuzuschreiben. Der französische General Dupont war so

*) In mehr als einer seiner gut geschriebenen Depeschen spricht er von seiner „mala estrella“ (Unglückästern). Ich bin im Besitz seiner (nur im Manuscript vorhandenen) Beschreibung seines Feldzugs in Altcastilien und Biscaya. General Foy, der dieses Manuscript bei der Bearbeitung einer Geschichte des spanischen Krieges benutzte, erklärte dasselbe für die Arbeit eines ausgezeichneten Officiers.

abgeschmackt, selbst in seinem Aerger noch eitel zu sein. Als er dem General Castanos seinen Degen überreichte, sagte er: »Sie können auf diesen Tag stolz sein, General; es ist merkwürdig, daß ich bis jetzt noch keine regelmäßige Schlacht verloren habe, — ich habe mehr als zwanzig Schlachten geschlagen, und habe sie alle gewonnen.« — »Es ist um so merkwürdiger,« erwiederte der sarkastische Spanier trocken, »weil ich in meinem Leben noch keine Schlacht geliefert habe.«

Albuquerque galt für einen geschickten General im Felde. Außer dem Felde war er unfähig. Die Rügen über sein Benehmen ergriffen ihn dergestalt, daß er drei Nächte wachte und fastete und auf eine Antwort sann. Er starb unter dem Beistand eines französischen Arztes an einem Fieberanfall, den er sich in seiner Trostlosigkeit zugezogen hatte.

La Cuesta, Ballesteros und O'Donnell (Abisbal) sah ich nie. Der Erstere wurde als ein merkwürdiges und fast lächerliches Muster eines querköpfigen Spaniers geschildert. Er war achtzig Jahre alt, als er den Oberbefehl erhielt, hochmüthig, argwöhnisch, unwissend und halsstarrig, aber ausharrend in Strapazen, der Hinterlist eben so unfähig wie der Furcht; dabei hielt er so pedantisch an äußern Formen, daß er einem Ehrenpuncte sein eigenes Interesse und den Ruhm der Sache, die er vertheidigte, zum Opfer gebracht haben würde. Nach seiner Meinung war es minder schmachvoll, zehn Schlachten zu verlieren, als die einmal getroffenen Anordnungen zu verändern, oder im Verkehr mit einem ihm untergebenen Officier oder einem Verbündeten nur ein Titelchen in der Etikette nachzugeben.

Ballesteros war von demselben Geiste beseelt, obgleich er ursprünglich aus den Reihen der unregelmäßigen Truppen hervorgegangen war; aber er war in einem rüstigen oder doch gefügigen Alter, und er war, meiner

Ueberzeugung nach, ein aufrichtiger Patriot, ungeachtet des nachmaligen Anscheins vom Gegentheil. Nicht so O'Donnell; er behielt mehr von der Nation, von der er abstammte, als von jener, in welcher er geboren und zum Krieger gebildet worden war. Er zeigte allerdings größeres Talent und hatte mehr Glück als alle die andern spanischen Generale; aber er war wankelmüthig, unbillig, ohne Treue und Glauben.

Unter den Guerillaführern stand Mina am höchsten in Lord Wellington's Achtung, und er rechtfertigte diese günstige Meinung durch sein nachmaliges Verhalten. Er hatte wirklich viel Mutterwitz in allen Dingen*), dabei Muth, Thätigkeit, und den scharfen richtigen Blick, den coup d'oeil im Kriege.

Die verständigste Wahl, oder vielmehr der glücklichste Zufall für den Krieg der Verbündeten auf der Halbinsel, war die Anstellung Don Miguel Alava's als Verbindungscanal zwischen dem englischen Hauptquartier und der spanischen Regierung. Er hatte den in Spanien nicht geringen Vorzug einer seemännischen Bildung. Er kannte den Dienst, und war dennoch mit der Hofsitte und der am Hofe herrschenden Stimmung vertraut. Seine ritterliche Offenheit und Biederkeit erwarb ihm bald die Zuneigung des englischen Heeres, und das Vertrauen und die Freundschaft Lord Wellington's. Er war nicht frei von einigen Vorurtheilen seiner Landsleute, aber er war nicht argwöhnisch, wie die meisten Spanier. Trotz seines ungestümen Temperaments und seiner oft unbesonnenen Reden erregte er doch nie Mißfallen oder Aergerniß; er war so ehrlich und offenherzig, so heiter und zutraulich, daß er Jederm anns Freund war.

*) Die Spanier haben hierfür den sonderbaren Ausdruck „Gramatica parda" (dunkle Grammatik), Klugheit und Tact ohne wissenschaftliche Bildung. Diesen Ausdruck hörte ich öfters auf Mina anwenden.

Alava wurde nach der ersten Rückkehr Ferdinands eingekerkert, aber durch die persönliche Fürsprache Lord Wellington's wieder in Freiheit gesetzt. Er wurde sodann zum Gesandten in den Niederlanden ernannt; diese Stelle bekleidete er nicht lange, er kehrte nach Spanien zurück und lebte zu Vittoria als Privatmann, als die Verfassung zum zweiten Male angenommen wurde. Es war ein großes Versehen von den nachherigen Regierungen, ihn nicht als Gesandten nach London zu schicken. Bald wurden sie durch die Pedanterei, keinen Deputirten anzustellen, bald durch den Wunsch, den für einen solchen Posten ganz untauglichen Herzog von Frias zu belohnen, zur Vernachlässigung einer so nahe liegenden und so ersprießlichen Wahl bewogen. Ich bin überzeugt, daß Alava den Herzog von Wellington von der Möglichkeit und Zweckmäßigkeit des zeitigen Widerstandes gegen die französische Invasion in Spanien überzeugt haben würde. Er würde seinem Vaterlande wahrscheinlich die nachmaligen Drangsale und Demüthigungen erspart haben.

Der General Alava erkannte die Mängel der spanischen Verfassung, aber er fühlte auch die Schmach, sich durch fremde Drohungen zu einer Abänderung derselben bestimmen zu lassen, und hielt mit edler Baharrlichkeit an der Sache seines Vaterlandes fest. Ferdinand, der von ihm nach Porto Santa Maria geleitet wurde, ersuchte ihn dringend zu bleiben, aber Alava traute ihm nicht, und erinnerte ihn etwas barsch, daß er vormals sein Vertrauen durch Einkerkerung belohnt habe. Er entkam nach Gibraltar, und schiffte sich dort nach England ein. Der Herzog von Wellington empfing ihn mit aufrichtiger Herzlichkeit. Dieselben Eigenschaften, die ihn mit den englischen Officieren befreundet hatten, machten ihn auch in der Londoner Gesellschaft populär. Er war überall willkommen, außer am Hofe. Georg IV., der in Folge der Ausschließung des Hauses Stuart seine

Krone trug, schien es einem Spanier sehr übel zu nehmen, daß er in dem Augenblicke allgemeiner Gefahr an der temporären Entthronung eines Königs Theil nahm, der unkriegerischer als Jacob I., treuloser als Carl I. und Carl II., und unmenschlicher als Jacob II. war.

Von Portugal und den Portugiesen ist mir wenig bekannt, das für die Leser das Interesse der Neuheit haben könnte. Der König und die Königin bieten in Grundsätzen, Charakter und Benehmen die auffallendsten Gegensätze, und haben einen natürlichen Abscheu gegen einander. Beide haben wirklich nichts mit einander gemein, als eine widerliche Häßlichkeit der Person und ein auffallend linkisches Benehmen. Der König meint es gut, aber er ist schwach und feig, und fürchtet sich so sehr, von seinen Ministern regiert zu werden, daß er das Opfer niedriger Cabalen wird und nie einen festen Entschluß zu fassen vermag. Der übertriebene Eifer der Königin in der Sache des Despotismus, irrigerweise Legitimität genannt, soll seine Abneigung gegen eine repräsentative Versammlung und eine constitutionelle Regierungsform gemildert haben. Die Königin ist rachsüchtig, ehrgeizig und selbstsüchtig, und hat eine ungemeine Neigung zu allen Arten von Intriguen, sowohl politischen als Liebesintriguen.

Die portugiesischen Staatsmänner sind im Allgemeinen nicht ohne Talente oder Kenntnisse. Die Eitelkeit spielt bei ihnen oft die Rolle eines erleuchtetern Patriotismus; aber sie sind voll von kleinen Eifersüchteleien und Kunstgriffen, und mehr schlau in ihren Verhandlungen mit mächtigen Staaten, als weise in der Leitung ihres eigenen Staats. Aranjo, ein fähiger Mann, hoffte die Plane Englands und Frankreichs durch Schmeicheleien zu vereiteln, und brachte es durch diese Achselträgerei endlich dahin, daß Portugal in den Besitz der einen Macht kam, und der

König sammt Brasilien der Willkür der andern preisgegeben wurde. Souza, Graf Funchal, war dem Hause Braganza aufrichtig zugethan und gab sich alle Mühe, die Institutionen seines Vaterlandes der englischen Staatsform nachzubilden. Er lebte in unaufhörlicher Fehde mit den Reformern, und verscherzte die Gunst seines Souveräns durch Ablehnung des Postens, der allein ihn in den Stand gesetzt haben würde, seine Plane zu verwirklichen. Seine Ansichten waren richtig und aufgeklärt; aber er wählte nicht den rechten Weg, um sie geltend zu machen. Seine Entwürfe schlugen daher fehl, und es bedurfte seines ungemein heitern Temperaments und seines Sinnes für gesellige Freuden, um ihn über seine vielen politischen Täuschungen und persönlichen Kränkungen zu trösten.

Ich war nie in Rußland, und Oesterreich lernte ich nur auf meiner Durchreise im Frühjahr 1796 kennen. Die Regierungen und Staatsmänner beider Länder sind mir fast unbekannt.

Kaiser Franz II. ist gemeiniglich als ein milder und wohlwollender, zwar nicht mit glänzenden Eigenschaften begabter, aber gerechter und unparteiischer Regent geschildert worden. Dem mag so sein; aber die während seiner ganzen Regierung von den österreichischen Staatsmännern befolgte Politik steht mit dieser Schilderung im Widerspruch *). Allem Gesetz, oder wenigstens der Sitte

*) 1837. Nachdem ich dieß geschrieben, sah ich Federico Confalonieri. Er war um das Jahr 1823 gesetzwidriger Weise verhaftet und zum Tode verurtheilt worden. Auf Verwenden der Kaiserin und anderer hochgestellten Damen wurde er zu fünfzehnjähriger strenger, meistens einsamer Haft in einer mährischen Festung begnadigt. Confalonieri schreibt seine Verfolgung, und vor Allem die ungewöhnliche, erbarmungslose Strenge seiner Gefangenschaft hauptsächlich dem Fürsten Metternich zu. 1835 wurde er aus seiner Haft entlassen.

civilisirter Nationen zum Trotz, wurden die Feinde Oesterreichs, sie mochten nun dem Civil oder dem Militär angehören, sie mochten bewaffnet oder unbewaffnet, auf feindlichem oder neutralem Gebiet betreten werden, gleich Hochverräthern ergriffen und eingekerkert. Dieses Schicksal hatten Semonville, Maret *), Beurnonville, Lafayette und seine Gefährten. Der Gattin des Letztern, einer ebenso fleckenlosen als entschlossenen jungen Dame, wurde die Erlaubniß, ihren Gemahl zu besuchen, unter der schmachvollen Bedingung ertheilt, daß sie bei ihm im Gefängniß bleibe. Die französischen Abgesandten wurden innerhalb der Festungswerke von Rastatt ermordet, und die Mörder wurden weder bestraft, noch zu deren Ermittelung überhaupt Schritte gethan. Dieselbe Politik, welche einen Usurpator und Tyrannen durch Aufopferung einer österreichischen Prinzessin zu versöhnen suchte, ließ denselben nachher im Stich, war bei seiner Entthronung thätig und bewirkte die Enterbung des Sprößlings dieser von ihr selbst sanctionirten, sogar ernstlich gewünschten Ehe. In Italien zeichnete sich die damalige österreichische Politik im Vergleich mit der frühern sehr unvortheilhaft aus. Die Freiheiten der Italiener wurden sehr beschränkt; das abwechselnde Besitznehmen und Aufgeben, Eintauschen und Zurücknehmen der italienischen Ländergebiete hatte zur Folge, daß sie die Unterthanentreue als eine bloße Convenienzsache betrachteten. Die damaligen österreichischen Staats-

*) Die beiden Ersten, welche auf einer diplomatischen Sendung waren, wurden auf neutralem Gebiet verhaftet und während ihrer 22 Monate langen Haft, mehr als Verbrecher denn als Kriegsgefangene behandelt, obgleich sie eigentlich keines von Beiden waren. Sie wurden sogar mit Ketten beladen. Es ist hierbei zu bedenken, daß diese Verbrechen nicht in aufständischen oder durch Bürgerkrieg zerrütteten Ländern, sondern in erblichen Monarchien, welche für die Sache der Religion und der gesetzlichen Ordnung kämpften, begangen wurden.

männer hatten die Befriedigung, daß sie selbst jene Illusionen zerstörten, die sie den Menschen aufzuzwingen suchten.

Die Gehässigkeit, welche dieser Politik anklebt, fällt größtentheis auf den Fürsten Metternich. Dieser Minister, ursprünglich ein Anhänger der französischen Faction, und dann ein Werkzeug Napoleons, hat seit dem Sturz dieses großen Mannes ohne Zweifel dessen System angenommen. Er scheint kaum durch ungewöhnliche Geistesgaben zu jener gebietenden Stellung im Rathe der Nationen berufen, die er nach der allgemeinen Meinung seit einigen Jahren einnimmt. In dem sehr kurzen Verkehr, den ich mit ihm hatte, schien er mir in jenen Eigenschaften, welche in wichtigen Angelegenheiten ein Uebergewicht sichern, wenig über den gewöhnlichen Staatsmännern und Hofleuten des Continents, dem Kaiser von Rußland aber offenbar nachzustehen. Andere behaupten das Gegentheil, zumal Jene, die der traurigen, aber nur zu verbreiteten Ansicht sind, daß die Verstellungskunst zur Regierung der Menschen nützlich und nothwendig sei. Seine Manieren hält man für einnehmend. Bei der oberflächlichen Bekanntschaft, die ich zu London mit ihm machte, habe ich in seinem ganzen Wesen nichts Außerordentliches gefunden; er benahm sich wie es von einem Deutschen zu erwarten ist, der in dem neuesten Moderomane französische Lebhaftigkeit studirt hat. Ich sah wenig von einem scharfsinnigen, beobachtenden Staatsmanne, oder von einem an sehr feine, geistreiche Gesellschaft gewöhnten Hofmanne *).

Das Benehmen Alexanders, des Kaisers von Rußland, gab vielleicht Anlaß zu dem gleichen Tadel. Aber er besaß offenbar eine feine Bildung, und sein Wunsch

*) Seine Depeschen und Staatsschriften haben in den letzten Jahren (ich schreibe diese Note im Jahre 1837) den Charakter spitzfindiger, mit Sorgfalt ausgearbeiteter Abhandlungen über Staatsrechtsfragen oder pedantischer Redeübungen angenommen.

zu gefallen, beruhte nicht blos auf Eitelkeit, sondern auf einem höhern Pflichtgefühl und wahrer Gutmüthigkeit. Napoleon, der sich dem Einflusse Alexanders zu sehr hingegeben hatte, beschuldigte ihn später, als er mit ihm gebrochen, der Hinterlist und Falschheit *). „C'est un véritable caractère grec," sagte er zu Lord Ebrington auf der Insel Elba. Diese Worte bedeuten in dem Munde eines Corsicaners den höchsten Grad von Verrath und Betrug. Aber Wankelmuth und Inconsequenz sind noch keine Beweise von Treulosigkeit. Alexander war durch seine Geburt in eine Stellung gesetzt, und hatte von Laharpe eine Erziehung erhalten, welche das Maß seiner Geistesgaben weit überstieg. Ein solches Mißverhältniß zwischen der angebornen Fassungskraft und der Masse des Erlernten kann wohl einige Verwirrung und Regellosigkeit herbeiführen. Ueberdieß hatte der Kaiser einen Anflug von Romantik und einige Anlage zur Geistesverwirrung, welche in der unbeschränkten Gewalt und den Zeitverhältnissen wohl noch größere Nahrung finden mochte, als unter gewöhnlichen Verhältnissen der Fall gewesen wäre. Ich bezweifle kaum, daß seine Bewunderung für Napoleon ungeheuchelt war und sich in seinem Geiste mit dem dunklen Bewußtsein vereinigte, daß ihn die Vorsehung zu seinem Gehilfen und Führer erkoren. Als er ihn

*) Pozzo di Borgo hatte zwar keine so arge Meinung von Alexander, aber er theilte doch die Ansicht Napoleons, daß der russische Kaiser vom Anfange bis zu Ende nur eine einstudirte Rolle gespielt habe und stets mit dem Plane umgegangen sei, die Macht des Eroberers zu stürzen. Ich bin trotz dieses gewichtigen Ausspruchs der Meinung, daß Alexanders Bewunderung und Ergebenheit eine Zeit lang ungeheuchelt war. Spätere Ereignisse in seiner Laufbahn zeigen, daß er solcher Gefühle fähig war, und es war begreiflich, daß er nach seiner Verbündung mit dem Feinde Napoleons seine frühere Zuneigung zu Letzterem nicht eingestand.

daher im Theater zu Erfurt *) aus seinem Nachdenken oder Schlummer weckte und begeistert seine Hand faßte, als er von der Bühne hörte, daß

»L'amitié d'un grand homme est en bienfait des cieux,«

wetteiferte er keineswegs mit dem Talent des großen Schauspielers, der jene Worte sprach, sondern gab seinen damaligen Gefühlen einen ehrlichen, ungeheuchelten Ausdruck.

Alexander begann indeß während jener denkwürdigen Zusammenkunft bereits einige Besorgnisse über Napoleons Plane zu hegen, und sogar über sein Benehmen empfindlich zu werden. Talleyrand **), der über seinen Friedensplanen die Pflichten seiner officiellen Stellung zu vergessen schien, gab dem Kaiser von Rußland heimlich zu verstehen, daß die Zusammenkunft den Zweck habe, ihn in ein Bündniß gegen Oesterreich zu ziehen, und gab ihm sogar den Rath, nicht nach Erfurt zu gehen, oder doch Napoleons Zumuthung, Krieg gegen Oesterreich zu führen, entschieden entgegen zu treten. In Erfurt hatte Alexander ohne Zweifel vielfache Gelegenheit, mit Talleyrand zusammen zu treffen, und die für ihn höchst schmeichelhaften Gesinnungen dieses Ministers ***) waren keineswegs geeignet, und auch vielleicht nicht darauf berechnet, sein Vertrauen zu Napoleon zu befestigen. Einige zu lebhaftem Wortwechsel führende Dif-

*) Der Marschall Soult, der Zeuge dieses Auftritts war, sagte mir, Napoleon habe geschlummert, als Alexander seine Hand faßte und bemerkte, daß jene schöne Stelle zu ihm gesprochen zu sein scheine.

**) Dieß ist mir von einem durchaus glaubwürdigen, wenn auch indiscreten Freunde Talleyrand's erzählt worden.

***) Als die Conferenzen zu Erfurt beendet waren und die beiden Kutschen vor der Thür hielten, um die beiden Kaiser auf entgegengesetzten Wegen in ihre Staaten zu führen, flüsterte Talleyrand dem russischen Kaiser vor dem Einsteigen zu: »Ah, si Votre Majesté pouvait se tromper de voiture!«

ferenzen fanden Statt. Alexander änderte seine Meinung wahrscheinlich nicht, wenigstens war von keinem Wechsel der Politik die Rede; aber er verließ Erfurt weniger zufrieden mit seinem großen Verbündeten, und mit geringerem Vertrauen auf dessen System. Seine Vorliebe für Napoleon dauerte jedoch fort, und erst als die unabweisliche Nothwendigkeit ihn von der Politik des Letztern losriß, erfolgte der Bruch zwischen Frankreich und Rußland. Wäre Napoleon nicht so maßlos in seinen Entwürfen gewesen, und hätte er die Erfüllung aller lästigen Bedingungen der von ihm dictirten Verträge nicht so streng gefordert, so würde er seinen überwiegenden Einfluß auf Alexanders Entschließungen wahrscheinlich nicht verloren haben; und wäre Alexander wirklich und buchstäblich so mächtig gewesen, als sein Titel „Autokrat" voraussetzen läßt, so würde er nach der Einnahme von Moskau gewiß nicht in denselben Zustand der Abhängigkeit zurückgekehrt sein, den er sich seit den Conferenzen von Tilsit gefallen ließ.

Die Gegenvorstellungen seiner Verbündeten, besonders Bernadotte's, der in unzweideutiger Weise dargelegte Entschluß der Armee *), sich keinen Frieden, den er etwa unterzeichnen würde, gefallen zu lassen, und die Unzufriedenheit des Adels und selbst seiner Familie, — dieß Alles, vereinigt mit zahllosen Nebenumständen, war stärker als seine persönliche Zuneigung, entriß ihn dem bisherigen Zustande des Schwankens und der Feigherzigkeit, und machte ihn, seinem Willen und seiner Natur zum Trotz, zum Eroberer und Helden.

Der nun folgende rasche Glückswechsel mußte ihn

*) Sir Robert Wilson; bestätigt durch andere Zeugen und viele Umstände. Man kann noch hinzufügen, daß der kluge und gewandte Pozzo di Borgo schon damals, und auch später, alle Mittel der Ueberredung und Intrigue anwandte, um Alexander auf immer mit Napoleon zu entzweien.

überzeugen, daß kein unabänderliches Geschick die Siegesgöttin an den Wagen des französischen Kaisers gefesselt hatte. Es war eine verzeihliche und sogar liebenswürdige Schwäche bei ihm, daß er geblendet wurde durch eine Popularität, mit welcher er seine Leutseligkeit und die verhältnißmäßige Milde seiner Entschließungen bei der ersten Einnahme von Paris belohnt sah. Es bedurfte damals aller Ueberredungsgabe und Schlauheit Pozzo di Borgo's (und wenige Menschen waren mit diesen Eigenschaften in höherm Grade begabt) sowohl, als des Zusammentreffens glücklicher Umstände, um ihn zur Einwilligung in die erzwungene Restauration der Bourbons zu bewegen. Als ich ihn in England sah, und noch viele Monate nachher, war er für die »Idées libérales*),« wie er sich ausdrückte,

*) Er führte zu jener Zeit nicht nur eine »liberale Sprache,« sondern schmeichelte auch der »liberalen Partei« in einer Weise, welche einen hohen Grad von Leichtsinn und Wankelmuth bekundete, vielleicht auch von noch schlimmern Charakterfehlern oder von jenen perfiden Grundsätzen herrührte, welche in Rulhières' Geschichte von Polen als die Hauptbestandtheile der russischen Politik genannt werden. Lafayette erzählte mir, daß er mit Alexander bei der Frau von Staël zusammengetroffen sei. Der Kaiser nahm ihn bei Seite und beklagte sich über die engherzigen Vorurtheile und das unziemliche Benehmen »de vos Bourbons.« Lafayette erwiederte, daß er diese Vorurtheile nicht hege, und sprach die Hoffnung aus, daß sie durch Unglück und Erfahrung eines Bessern belehrt wären. »Du tout,« antwortete der moskowitische Philosoph und Kaiser, »ils ne sont ni corrigés, ni corrigibles.« Lafayette war nicht sehr geneigt, die Unterredung fortzusetzen, aber er konnte der Versuchung nicht widerstehen, zu fragen, warum er die Bourbons wieder eingesetzt habe, wenn er von ihrer Unfähigkeit überzeugt sei. »Ce n'était pas moi,« erwiederte Alexander; »ils sont venus comme une inondation, l'un de Nancy, l'autre de l'Angleterre.« Diese letztere Angabe war falsch; sie hat allerdings den Anschein, als ob sich Alexander die Liberalen geneigt machen wollte, und spricht für Napoleons Ansicht von der Falschheit seines Charakters.

sehr eingenommen. Er hatte dieselben freilich nicht zu »idées nettes" verarbeitet, aber sie machten ihn geneigt, andern Ländern Repräsentativverfassungen zu geben, und sogar sein eigenes Land auf einige Reformen in diesem Sinne vorzubereiten. Durch die Atmosphäre des Wiener Congresses und die Verhandlungen über Polen wurde sein Streben nach Popularität bald nachher gelähmt. Erstaunen, Unwille und Furcht bei der unerwarteten Rückkehr Napoleons im Jahre 1815 stellten ihn in dem nun folgenden Kriege und in den nachmaligen Verträgen an die Spitze der Gegenpartei. Eine Mischung von Politik und Aberglauben brachte die heilige Allianz zu Stande. Alexander mengte einige mysteriöse Begriffe von Pflichten gegen Gott mit weltlicher Politik und ehrgeizigen Planen zusammen. Er stand damals unter dem Einfluß einer lievländischen Dame, der Frau von Krudner, welche sich in ihren jüngern Jahren durch ihre Schönheit und ihre etwas zügellose Feder einige Berühmtheit erworben hatte, und dann eine Geisterseherin und Betschwester geworden war. Sie gab vor, oder bildete sich wirklich ein, daß sie die Absichten der Vorsehung errathen könne. Alexander wurde allerdings bald bewogen, sie aus seiner Nähe zu entfernen, aber er wurde fortan nicht wieder frei von dem vielleicht immer gehegten Glauben an eine übernatürliche Einwirkung auf die Weltbegebenheiten, und insbesondere auf seine persönlichen Angelegenheiten*). So schrieb er eigenhändig einen Einladungsbrief an eine unwissende, ungebildete Person in den Pyrenäen, die sich für eine Prophetin ausgab**).

*) Talleyrand erzählte mir (28. October 1830), Ludwig XVIII. habe seine Einwilligung zur Vermählung des Herzogs von Berry mit einer Schwester Alexanders verweigert, weil er überzeugt war, daß die Anlage zum Irrsinn in dem russischen Kaiserhause erblich sei.

**) Ihr Name war Madame Bouche. Sie gab vor, den Erzengel Michael gesehen zu haben. Sie wurde auf Kosten des Kai-

Andere Züge von Leichtgläubigkeit und Aberglauben sind mir von Personen erzählt worden, die mit den Geheimnissen seines Hofs wohlbekannt waren. Eine gleichsam krankhafte Ehrerbietung gegen Napoleon zog ihn lange Zeit zu einer Politik hin, welche unter dem Namen des Continentalsystems mit den Wünschen und Interessen seiner Unterthanen im Widerspruch stand; ein ehrenhaftes, aber vielleicht eben so krankhaftes Pflichtgefühl bewog ihn nachmals zur Annahme eines Princips, das unter dem Namen der Legitimität das Aufgeben der Nationalvorurtheile und das Verzichtleisten auf den Lieblingsplan des russischen Cabinets, die Vertreibung der seinem Glauben und seiner Politik gleich feindlichen Türken, erheischte.

In der innern Regierung seines großen Reichs war er, wenn auch nicht jederzeit consequent und einsichtsvoll, wenigstens frei von jedem Vorwurf der Ungerechtigkeit, Härte und Rachsucht — kein geringes Lob für einen Mann, der beinahe ein Vierteljahrhundert unbeschränkte Gewalt hatte über viele Millionen seiner Mitmenschen, zumal in einem Lande, das an die Ungerechtigkeiten und empörenden Grausamkeiten der frühern Herrscher gewöhnt war. Daß er um die Ermordung seines Vaters gewußt habe, ist nicht erwiesen, und wahrscheinlich auch nicht buchstäblich wahr. Daß er es mit den strengen Maximen politischer Moral, die er Andern aufzudringen suchte, in Bezug auf sich selbst nicht ganz genau nahm, ist nicht in Abrede zu stellen. Er nahm nicht nur die Krone an, die ihm in

---

fers nach Petersburg gebracht, und blieb dort einige Zeit. Ob er wirklich eigenhändig an sie schrieb, kann ich nicht mit Gewißheit behaupten, es ist mir erzählt worden. Nachher habe ich gehört, ein Agent oder Gesandter habe die Weisung erhalten, an sie zu schreiben, und sie mit Reisegeld zu versehen. Diese Einzelnheiten sind unwesentlich, die Hauptsache ist wahr — er hat sie befragt. Sie war mehr als fünfzig Jahre alt, und er hatte sie nie gesehen bis er sie kommen ließ.

Folge eines Verbrechens zugefallen war, sondern ließ auch die Verbrecher weder zur Verantwortung ziehen, noch bestrafen. Er übertrug sogar Einigen von ihnen, namentlich Bennigsen, dem eigentlichen Mörder, wichtige Stellen im Staatsdienste. Pahlen, sein hauptsächlicher Rathgeber, wußte ohne allen Zweifel *), und theilte ihm wahrscheinlich mit, daß ein Plan im Anzuge war, Paul zur Abdankung oder zu großen Zugeständnissen zu zwingen. Wenn sie mit den nähern Verhältnissen nicht bekannt waren, so war dieß eine Folge ihrer klugen Vorsicht und zarten Rücksicht. Die Namen der Verschwörer waren ihnen bekannt. Alexander war zwar noch jung, aber weder so unbekannt mit der Geschichte und den Gebräuchen seines Vaterlandes, noch so beschränkt an Geist, daß er das Ende einer erfolgreichen Verschwörung gegen einen Autokraten nicht hätte voraussehen können. Er kannte den Zweck des Complots und that nichts, um demselben Einhalt zu thun; er kannte die Gewaltthat, erntete aber doch die Früchte der Katastrophe.

Andererseits aber dürfen wir einige zu seiner Entschuldigung dienende Umstände nicht übersehen. Erstens hatte er gegründete Ursache, nicht nur um seine persönliche Sicherheit, sondern auch um die Sicherheit seiner zärtlich geliebten Mutter besorgt zu seyn. Er war täglich Zeuge des Elends, das der Wahnsinn Pauls über einzelne Personen verhängte, und es konnte ihm nicht entgehen, daß dem Reiche Zerrüttung und Verderben drohte. Gerechtigkeit und Menschlichkeit forderten Abhilfe. Die Ausschreitungen des Despotismus lassen sich nicht mildern oder zügeln; nur Gewalt kann ihnen ein Ende machen. Wer

*) Dieß ist mir von einem ehrenhaften Manne, der ein Vertrauter Pahlen's war, nachgewiesen worden. Aus derselben Quelle erfuhr ich viele mit der Verschwörung verknüpfte Umstände, die ich sorgfältig aufgezeichnet habe, und die nachmals auch durch andere Zeugnisse bestätigt worden sind.

daher mit solchen Aeußerungen roher Willkür in Berührung kommt, muß sowohl im Princip, als im praktischen Leben mit Gewaltmitteln vertrauter seyn und für deren Anwendung leichter Verzeihung finden, als Personen, die nie mit so empörenden Symptomen zu thun hatten. Die Ermordung eines Kaisers, selbst durch Mitglieder seiner eigenen Familie, ist in Rußland und der Türkei kein ungewöhnliches Ereigniß, das dort nicht denselben Abscheu erregt und nicht erregen kann, wie unter den Angehörigen civilisirterer Staaten. Stillschweigende Zustimmung, selbst Theilnahme an Mordplanen ist in despotisch regierten Ländern ein minder gräßliches Verbrechen, als in Staaten, wo weise Gesetze und Gesittung derlei blutige Abhilfe ungewöhnlich und unnöthig machen. Hätte Alexander das Complot angezeigt oder auch nur die Ausführung desselben vereitelt, so würde er ein unvermeidlich gewordenes Ereigniß nur verzögert haben, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde er inzwischen entweder als ein Opfer des Argwohns seines Vaters gefallen sein, oder am Ende sein Schicksal getheilt haben, um die Strafloſigkeit der Verschwörer zu sichern.

Solche Auftritte erregen mit Recht den Abscheu jedes Redlichen; aber dieser Unwille sollte sich nicht sowohl gegen die handelnden Personen kehren, als vielmehr gegen das System, welches solche Verbrechen hervorruft und gewissermaßen nothwendig macht. Es ist seit einigen Jahren Mode geworden, die Legitimität und das erbliche Recht auf die Regierungsgewalt als fast gleichbedeutend zu betrachten; eine Mode, die auch von dem in Rede stehenden Fürsten sanctionirt worden ist. Aber Legitimität (wenn dieses Wort wirklich eine Bedeutung hat) bedeutet Achtung vor dem Gesetz, Heilighaltung des Gesetzes. Nun gibt es aber kein Regierungssystem, in welchem die Gesetze Gottes und der Natur so nothwendig verletzt, und die menschlichen Gesetze in der Wirklichkeit so oft umgestoßen

werden, als in dem erblichen Despotismus. Im Anfange der Regierung Alexanders hatte der Graf Pahlen großen Einfluß auf ihn; aber der Graf Woronzow verrieth dem jungen Monarchen die geringe Meinung, die der Minister von den Geistesgaben seines Herrn hatte, und die er im Vertrauen alter Freundschaft unbesonnener Weise seinem Landsmanne zu London mitgetheilt hatte. Pahlen wurde entlassen. Absichtlich ausgesprengte Gerüchte, daß seine muthmaßliche Theilnahme an dem Complot, welches Paul Thron und Leben kostete, seine ostensible Macht anstößig mache, diente zur Bemäntelung der wirklichen Ursache seiner Entlassung.

Czartorisky, sein Nachfolger, zeichnete sich sowohl durch Fähigkeit als durch Redlichkeit und Uneigennützigkeit aus. Sein Ministerium war nicht glücklich, aber es gelang ihm doch, dem Kaiser und der Kaiserin höhere und freisinnigere Ansichten über die Regierung Polens wie Rußlands beizubringen, als bis dahin in das Petersburger Cabinet gelangt waren. Nächst Laharpe, verdient hauptsächlich Czartorisky den Dank Rußlands und der Welt für die Wohlthaten, welche die vorherrschend humanen Grundsätze Alexanders verbreitet haben. Aber er war ein Pole, und folglich ein Gegenstand des Neides und Argwohns der Russen; vielleicht war er eifriger, als kluge Vorsicht gestattete, auf das Interesse seines Heimathlandes und die Abhilfe der Beschwerden bedacht. Er verlor seinen Einfluß auf die Regierungsmaßregeln Alexanders, aber nicht dessen Zuneigung, bei dem Mißlingen des Bündnisses im Jahre 1805. Nach dem Tilsiter Frieden trat er aus dem Staatsdienste, und es gereichte ihm am Petersburger Hofe wohl nicht zur Empfehlung, daß er 1814 bei der Neugestaltung Europa's für die Wiederherstellung Polens so warm und eifrig das Wort führte.

Alexander, der es Napoleon nachzuthun suchte,

stand in dem Wahne, daß er jeden Verwaltungszweig seines ausgedehnten Reiches zu leiten vermöge. Seine Absichten waren gut, seine Unparteilichkeit unterliegt keinem Zweifel, aber er besaß weder Scharfsinn noch Kenntniß genug, um sich vor den Folgen der Mißdeutung oder den Fehlgriffen der Unwissenheit zu sichern. Seine beharrliche Thätigkeit war wohl geeignet, seine Gesundheit zu schwächen und seinen Geist zu zerrütten, reichte jedoch für die überhäuften Geschäfte nicht aus. Dadurch entstanden oft Verzögerungen, welche einer Rechtsverweigerung gleichkamen. Die gegründeten Beschwerden häuften sich, das leise Murren war zur Zeit seines Todes bereits zur lauten Klage geworden *). Wenn dieses Beispiel beweist, wie wenig Sicherheit die unbeschränkte Gewalt der Fürsten gewährt, so zeigte seine Verwaltung, daß die besten und seltensten Eigenschaften eines Souverains nicht im Stande sind, unter dem widersinnigen System, das ihn kraft seines Geburtsrechts mit der ganzen Staatsgewalt bekleidet, das Wohl seines Volks zu sichern.

Einzelne hochbegabte Geister, wie Cäsar oder

*) Alexander war vielleicht zu keiner Zeit seiner Regierung so populär oder so sicher in Rußland, wie der scheinbare Ruhm seiner Thaten anzudeuten schien, oder wie man im Auslande glaubte. Der Marschall Soult sagte mir, er habe in Tilsit von einer sehr weitverzweigten Verschwörung gegen Alexander gehört, an welcher Bennigsen, der Mörder seines Vaters und der Befehlshaber seiner Armee, betheiligt sei. Ohne seine Regierung über diese Angelegenheit um Rath zu fragen, setzte er Alexander in einem Privatbriefe von dem ganzen Anschlage in Kenntniß, und machte die Verschwörer namhaft. Er zeigte mir die Antwort Alexanders auf jenen Brief. Der Kaiser dankte Soult in den wärmsten Ausdrücken für die Nachricht und meinte, sie werde ihm sehr nützlich sein, obwohl er glaubte, die Sache werde wohl nicht ganz so wichtig (tout à fait si conséquent) seyn, wie der Marschall vermuthe. Soult erklärte mir mit einiger Bitterkeit, daß dieser Brief zugleich mit einem andern, in welchem ihm Alexander ein Asyl in seinen Landen verweigerte, veröffentlicht werden solle.

Napoleon, scheinen auf den ersten Blick eine Ausnahme für diese Bemerkung zu bieten. Aber wann oder wo ist ein Cäsar oder Napoleon in einem Palast geboren? Ist es denn erwiesen, daß diese beiden wunderbaren Männer neben ihrem Riesengeiste, der sie in den Stand setzte, viele Millionen ihrer Mitmenschen nach Willkür zu regieren, nicht noch andere Eigenschaften besaßen, welche die aus ihrer rastlosen Thätigkeit und unermüdlichen Wachsamkeit entspringenden Wohlthaten überwiegen?

Wer die nachfolgenden, gewiß von keiner feindseligen Feder geschriebenen Seiten liest, wird wahrscheinlich die Züge eines solchen Charakters selbst in den flüchtigen Umrissen erkennen, mit denen ich den wunderbarsten Mann unserer Zeit, Napoleon Bonaparte, zu schildern versuche.

Ich stelle nun einige oberflächliche Bemerkungen zusammen, welche ich im Jahre 1821 zu Paris niederschrieb, als ich die Nachricht von dem Tode Napoleons erhielt. Diese Notizen enthalten ein treues Bild des Eindrucks, den jenes Ereigniß auf mein Gemüth machte. Der Leser wird zwar bemerken, daß ich persönlich nur selten mit Napoleon in Berührung gekommen bin; dagegen aber hatte ich vielfältige Gelegenheit, von wohlunterrichteten Personen auf eine leichtere Art Nachrichten zu erhalten und niederzuschreiben, als wenn ich meine Bemerkungen in die Form einer regelmäßigern und methodischern Erzählung gebracht hätte. Alle Thatsachen, an deren Wahrheit ich in der Folge zu zweifeln Ursache hatte, oder für welche von andern Schriftstellern bereits eben so gute oder noch bessere Gewährsmänner angeführt wurden, als ich zu nennen vermag, habe ich unerwähnt gelassen.

Der Kaiser Napoleon starb auf der Insel St.

Helena am 5. Mai 1821. Einige Stunden bevor die Nachricht in Paris allgemein bekannt wurde, erhielt Lady Holland ein Billet, welches ihr mit kurzen Worten, aber mit dem Ausdruck der Bekümmerniß das Ereigniß anzeigte *). Das Billet war mit Bleistift geschrieben, ohne Unterschrift und Datum.

Die Nachricht war von Calais durch den Telegraphen angelangt. Nach einigen Tagen erhielt Lady Holland die folgenden beiden Briefe von Sir Hudson Lowe:

„St. Helena, 6. Mai 1821.

„Mylady!

„Die mitleidige Theilnahme, welche Sie dem merkwürdigen Manne, der so lange unter meiner Obhut war, von jeher in so edelmüthiger Weise gezollt haben, legt mir die Pflicht auf, die erste sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, um Sie von seinem gestern Abends zehn Minuten vor sechs Uhr erfolgten Ableben in Kenntniß zu setzen. Die öffentlichen Berichte machen es überflüssig, die Ursachen seines Todes hier ausführlich zu erörtern. Sein Vater starb an demselben Uebel, einer krebsartigen Verhärtung der Magendrüsen, nahe dem sogenannten Pylorus. Die Kunst der Aerzte vermochte ihn nicht zu retten. Es ist ihm jede hier auf der Insel zu erlangende Hilfe zu Theil geworden. Er schien sein nahes Ende zu ahnen, und wollte außer seinem Leibarzte, dem Professor Antomarchi, nur Einen englischen Arzt zulassen. Er starb dem Anschein nach ohne große Schmerzen ꝛc. ꝛc.

H. Lowe.“

„St. Helena, 15. Mai 1821.

„Mylady!

„Bei der Durchsicht der von Bonaparte hinterlasse-

*) Ich glaube, die Worte waren: „Le grand homme est mort.“ — S. Anhang Nr. IV.

nen Effecten, welche ich in Gemeinschaft mit dem Grafen Montholon und seinem Kammerdiener Marchand vornahm, bemerkte ich zwei ciselirte goldene Tabaksdosen. In dem Deckel der einen Dose ist ein sehr großer Camee gefaßt, der eine Ziege mit einem Rehkalbe, an einem Weinstocke fressend, darstellt. Der Graf Montholon sagte mir, es sei ein Geschenk, welches Bonaparte bei dem zu Tolentino geschlossenen Frieden von dem Papste Pius VII. *) erhalten. Die andere Dose ist einfacher, auf dem Deckel ist blos ein N eingravirt, oder vielmehr mit der Spitze eines scharfen Instrumentes eingeschnitten. Nachdem ich verschiedene andere in der Wohnung befindliche Gegenstände in Augenschein genommen hatte, kehrte ich zu der Stelle zurück, wo die Dosen lagen. Ich nahm die erstere in die Hand, um die Schönheit des Camee zu bewundern; als ich darauf den Deckel öffnete, bemerkte ich am Boden der Dose eine genau nach deren Größe geschnittene Karte, und die folgenden von Bonaparte eigenhändig darauf geschriebenen Worte: „L'Empereur Napoléon à Lady Holland, témoignage de satisfaction et d'estime." Auf der Rückseite der Karte stand von einer andern Hand geschrieben: „Donné par le Pape Pius VII. (VI.) à Tolentino, 1797." Graf Montholon und Marchand drückten ihr Erstaunen über die von mir gemachte Entdeckung**) aus, und sagten, sie

*) So steht es irrthümlich im Manuscripte, statt Pius VI.

**) Ich weiß nicht, ob Sir Hudson Lowe damit nicht sagen wollte, daß die Dose ihre Bestimmung nicht erreicht haben würde, wenn er die Entdeckung nicht gemacht hätte. Es sind mir wenigstens zu wiederholten Malen Bemerkungen in diesem Sinne gemacht worden. Aber das Vermächtniß ist in dem Testamente ausdrücklich benannt worden, und bildet sogar einen der ersten Artikel desselben. Jede Vermuthung eines Wunsches oder einer Absicht, der Lady Holland die Dose vorzuenthalten, würde daher eben so grundlos als bosheft seyn.

hätten von dieser Karte nichts gewußt; aber Graf Montholon setzte hinzu, er sei beauftragt worden, Ihnen, Mylady, die Dose zum Geschenk zu machen. Die andere goldene Dose, mit dem N auf dem Deckel, war, wie mir Graf Montholon sagte, dem Doctor Arnott zum Geschenke bestimmt. Sie war halb mit Schnupftabak gefüllt, da es die letzte Dose war, deren sich Bonaparte bedient hatte, und das N hatte er selbst auf den Deckel geschnitten. Auch eine „somme d'argent" hatte er für Dr. Arnott bestimmt. Ich habe Lord Bathurst von diesen Vermächtnissen in Kenntniß gesetzt ꝛc.

H. Lowe."

Das in dem vorstehenden Briefe benannte Vermächtniß, welches einige Monate nachher der Lady Holland zu Holland House von den Grafen Montholon und Bertram mit großen Förmlichkeiten *) übergeben wurde, fand bald nachdem Napoleons Tod zu Paris bekannt geworden war, in den Zeitungen eine Erwähnung. In Folge dieses Umstandes und der Kundbarkeit der Aufmerksamkeit und Theilnahme, welche Lady Holland dem großen Manne während seiner Verbannung erwiesen hatte, machten wir die nähere Bekanntschaft vieler Personen, welche die größte Verehrung für Napoleons Andenken in Frankreich offen aussprachen oder aufrichtig hegten. Aus dem Verkehr mit jenen Personen ist das Wesentliche der folgenden Bemerkungen genommen; da aber der Leser vielleicht zu wissen wünscht, in welchem Grade ich berechtigt oder geeignet war, die gesprächsweise vernommenen Umstände nach meinen frühern Beobachtungen zu beurtheilen oder zu berichtigen, so dürfte es noth-

*) Die beiden Herren kamen in der kaiserlichen Uniform! Wie sonderbar, daß die achtbaren Männer, die sich mit so vieler Aufopferung dem Dienste des großen Verbannten gewidmet hatten, durch Nachäffung der absurden Förmlichkeiten anderer Souveräne oder Prätendenten sein Andenken zu ehren glaubten.

wendig sein, über die Ausdehnung und Beschaffenheit des geringen Verkehrs, den wir vor und nach Napoleons Gefangennahme mit ihm hatten, einige Bemerkungen vorauszuschicken.

Lady Holland und ich wurden im Jahre 1802 vorgestellt, als er erster Consul war. Er sah sie nur einmal und richtete einige gewöhnliche Fragen und Complimente an sie, aber zu einem wirklichen Gespräch kam es nicht. Ich habe Ursache zu glauben, daß er wohl wußte, wie sehr sie sein militärisches und politisches Genie bewunderte und wie offen sie diese Bewunderung zu äußern pflegte. Ich stand an seiner Seite im Kreise, als er die Deputation empfing, welche ihm das Consulat auf Lebenszeit ertheilte. Barthélemy war der Wortführer der Deputation. Napoleon las als Antwort eine kurz geschriebene Rede sehr hastig und ohne Ausdruck ab. Er sprach bei jenem Anlasse sehr höflich, aber wenig mit mir; auch beim Diner und in dem Abendzirkel hatte ich nur eine kurze Unterredung mit ihm. Desto ausführlicher sprach er mit Fox über verschiedene Gegenstände, namentlich über das Concordat.

Außerdem hatte ich nie Gelegenheit, sein Gesicht zu beobachten oder seine Stimme zu hören. Das erstere bestand zwar aus regelmäßigen, zugleich scharfsinnigen und heitern Zügen, aber es war weder so würdevoll noch so lebhaft als ich erwartet hatte; aber die letztere war angenehm, ausdrucksvoll und überredend im höchsten Grade, und erregte eine günstige Meinung sowohl von seiner Gemüthsstimmung als von seinem Verstande. Sein Benehmen war weder affectirt noch anmaßend, aber es fehlte ihm jenes Ungezwungene und Anziehende, das man sich nur durch frühen Eintritt in gute Gesellschaft anzueignen pflegt.

Wir reisten in demselben Jahre (1802) durch Frankreich und Spanien, und wurden von den Präfecten und Beamten

der Städte, durch die wir kamen, mit der großen Aufmerksamkeit behandelt. Wir schrieben diese ungemein zuvorkommende Behandlung gewiß mit Recht der Absicht des Consuls zu, sich die Freunde des Friedens in England, und hauptsächlich Alle, die mit Fox in näherer Verbindung standen, geneigt zu machen. Ueberdieß war Talleyrand; damals sein vertrauter Minister, mein alter Freund und keineswegs abgeneigt, die allgemeine Politik der consularischen Regierung durch besondere Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten gegen uns zu unterstützen.

Als der Kaiser 1814 zum ersten Male abgedankt und sich nach Elba zurückgezogen hatte, schickte Lady Holland von Rom und Florenz einige Höflichkeitsbotschaften an ihn, und verschaffte ihm ein paar Packete englischer Zeitungen, welche er, wie sie erfuhr, gern lesen wollte und nicht zu bekommen wußte. Zum Dank für diese kleinen Aufmerksamkeiten schickte er ihr, bevor er Elba verließ, einige kleine, aber merkwürdige Proben von dem Eisenerz, das sich auf der Insel findet.

In einer jener Zeitungsblätter, die er von Lady Holland erhielt, war die Rede von einem unter den Verbündeten verabredeten Plane, ihn nach St. Helena zu bringen. Daß dieser Plan, wie wenig er auch mit Treue und Glauben vereinbar war, auf dem Wiener Congresse, ehe Napoleon Elba verließ, wirklich zur Sprache gebracht und einer ausführlichen Berathung unterzogen, wenn auch wohl nicht zu Protokoll genommen wurde, ist gewiß *). Oesterreich erklärte sich entschieden gegen diesen Plan, und verwarf ihn. Zum Beweise, daß

*) Ich erwähnte diese Thatsache im Hause der Lords, in der Debatte über die Behandlung des Generals Bonaparte, und Niemand widersprach mir. Ich wußte es von einem am Wiener Congresse angestellten, glaubwürdigen Engländer, der mir es nach der Ankunft Napoleons zu Paris, aber vor der Schlacht von Waterloo erzählte.

man englischerseits mit diesem schändlichen Plane wirklich umging, ist zu bemerken, daß im März 1815 mit der ostindischen Compagnie eine Unterhandlung zu dem Behuf angeknüpft wurde, die Insel St. Helena unter die Oberaufsicht der Regierung zu stellen *). Diese Maßregel hatte aber keinen andern wahrscheinlichen oder ostensiblen Zweck. Als Napoleon noch in dem genannten Monate landete, wurde die Unterhandlung abgebrochen.

Jeder wohlbegründete Verdacht eines solchen Verfahrens war gewiß hinreichend, den verbannten Kaiser der Verbindlichkeit seines Vertrags und seiner Abdankung von Fontainebleau zu entheben, und den Versuch einer Wiedereroberung des unlängst verlornen Reichs zu rechtfertigen. Wir waren in Rom, als er zu Paris eintraf, und auf Anrathen seines Bruders Louis, glaube ich, schickte er uns einen Reisepaß, den wir auf der Reise zwischen Radicofani und Siena erhielten. Wir machten keinen Gebrauch davon, die rasche Beendigung des Krieges machte es unnöthig. Wenn wir auch Gebrauch davon gemacht hätten, würde es uns wahrscheinlich nichts geholfen haben, da die Eifersucht der Alliirten jeden Verkehr mit Frankreich abgeschnitten hatte.

Wir kamen nach Dover beinahe zu derselben Zeit, als Napoleon auf dem »Bellerophon" von dem Capitän Frederick Maitland nach England gebracht wurde. Dieser verdienstvolle Officier benahm sich sowohl gegen seinen berühmten Gefangenen als gegen die Regierung höchst ehrenhaft, denn er versprach nichts was er nicht halten konnte, und was er versprochen hatte, hielt er auf eine für ihn selbst und den Dienst ehrenvolle Weise. Aber die Großmuth gegen einen gestürzten Feind gereichte

*) Nach der Versicherung des Admirals Fleming, Neffen des Directors der ostindischen Compagnie, Elphinstone; beide ehrenhafte, glaubwürdige Männer.

weder ihm nach dem Capitän Usher, der Napoleon nach Elba geführt hatte, bei der Admiralität zur Empfehlung. Der unüberlegte Eifer der Anhänger Napoleons hat ihn oft der Doppelzüngigkeit und Hinterlist beschuldigt: ein Vorwurf, den er nur selten verdient. Manche haben ganz ohne allen Grund behauptet, der Capitän Maitland habe den Kaiser hinterlistiger Weise an Bord gelockt und den Bedingungen, unter denen er ihn übernommen, eine falsche Deutung gegeben. Napoleon selbst hat diese ganz ungegründeten Beschuldigungen weder mittelbar noch unmittelbar unterstützt; die Entstellungen der Wahrheit, welche sich seine allzu eifrigen Anhänger sowohl in dieser Angelegenheit als auch in vielen andern Schriften zu Schulden kommen ließen, können daher billiger Weise seinem politischen oder persönlichen Charakter nicht zur Last gelegt werden.

Als der schmähliche Beschluß*), den großen Gefangenen nach St. Helena abzuführen, bekannt wurde, suchte Lady Holland bei der Regierung um die Erlaubniß nach, ihm einige Gegenstände, welche in der weiten Ferne zu seiner Unterhaltung dienen könnten, senden zu dürfen. Sie erneuerte ihre geringe Bekanntschaft mit Sir Hudson Lowe und suchte von demselben jede mit seiner Stellung und seinen Instructionen vereinbare Nachsicht zu erwirken, um ihr Vorhaben in Ausführung zu

*) Von wem dieser Beschluß ausging, weiß ich nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Nichts war minder offen und würdevoll, als das Verhalten und die Aeußerungen Georgs IV. in Bezug auf Napoleon und seine Familie. Es war ein Gegensatz, kein Seitenstück zu dem Schwarzen Prinzen und dem König Johann. Der erste Eindruck, den Napoleons berühmter Brief auf ihn machte, gereichte dem Geschmack und dem Urtheile des Prinzen Regenten nicht sehr zur Ehre, war aber dem Absender des Schreibens nicht ungünstig. Er bemerkte, daß die Anrede: „Altesse Royale" ganz correct und angemessen sei; „ich muß gestehen," setzte er hinzu, „daß er sich correcter auszudrücken weiß, als Ludwig XVIII."

bringen. Beide Versuche blieben fruchtlos. Lord Bathurst eröffnete ihr, daß dem General Bonaparte kein Geschenk überschickt werden dürfe, daß die Regierung aber gern bereit sei, Alles was zu seinem Comfort dienen könne, auf den Antrag seiner Freunde anzukaufen und ihm zuzusenden. Lady Holland hatte zufällig erfahren, daß der Kaiser selbst in einem minder heißen Klima sowohl Wasser als Wein gern außerordentlich kalt trank. Sie war im Begriffe gewesen, eine neuerfundene Eisbereitungsmaschine um hohen Preis zu kaufen; als Erwiederung auf Lord Bathurst's Anzeige gab sie ihm die Adresse des Fabrikanten und rieth zum Ankauf des Eisapparates. Dieser wurde jedoch weder gekauft noch abgeschickt.

Lady Holland ließ dessenungeachtet nicht nach, und es gelang ihr, zugleich mit neuen Büchern und kleinen Geschenken an Sir Hudson, ähnliche Erinnerungszeichen an Napoleon zu senden. Diese wurden aus übertriebener Bedenklichkeit, oder aus andern minder verzeihlichen Beweggründen, oft im Gouvernementshause zurückbehalten; endlich aber erreichten diese harmlosen Erinnerungszeichen ihre Bestimmung.

Diesem unbedeutenden Verkehre stellten sich indeß mancherlei Hindernisse entgegen. Ein natürlicher und verzeihlicher Stolz machte es Napoleon unmöglich, um etwas nachzusuchen; eine weniger zu rechtfertigende Empfindlichkeit trieb ihn an, jede Mittheilung, in welcher ihm der Kaisertitel nicht gegeben wurde, zurückzuweisen. Diese Umstände wurden benutzt, um manche nützliche und selbst nothwendige Sendung zurückzubehalten und seinen Verkehr mit den Bewohnern der Insel oder mit Fremden, die nach St. Helena kamen, zu beschränken.

Die Entbehrungen und Verdrießlichkeiten, denen die Bewohner von Longwood ausgesetzt waren, sind in der 1817 erschienenen Schrift Santini's wahrscheinlich ab-

sichtlich entstellt oder übertrieben worden; unläugbar aber war der schmachvolle Mangel an Aufmerksamkeit in Bezug auf ihre Wünsche und Angelegenheiten, und bei manchen Gelegenheiten eine wirklich ungezogene Härte des Gouverneurs gegen den großen Gefangenen und dessen Leidensgefährten. Der Staatssecretär des Innern nahm wenig oder gar keine Rücksicht auf ihn oder seine Verwandten. Wenn die Briefe der Letztern auch nicht wirklich unterschlagen wurden, so wurden doch zu deren Beförderung keine Anstalten getroffen. Ein Brief von seiner Mutter wurde im Ministerium des Innern nicht nur erbrochen und gelesen, sondern blieb auch eine geraume Zeit unbeachtet liegen.

Napoleon vermied sorgfältig, auf die Fonds, die er in Europa besaß, zu trassiren, weil die Wechsel und folglich auch die Verwahrer der Gelder in solchen Fällen mit seinen Kerkermeistern und Feinden in Berührung gekommen sein würden; da aber Vieles, was er nebst seinem Gefolge brauchte, von der englischen Regierung nicht geliefert wurde, so sah er sich gezwungen, von dem Privatvermögen seiner Begleiter zu borgen, oder sich durch den Verkauf seines Silberzeuges und anderer entbehrlicher Sachen auf der Insel Geld zu verschaffen. In Folge der Kundbarkeit dieser Umstände, vielleicht auch in Folge des Aufsehens, welches die erwähnte Schrift machte, und des Antrages, den ich im Hause der Lords stellte*), trat eine etwas mildere Behandlung ein. Wenigstens wurden die dem Staatssecretär anvertrauten Briefe der Verwandten Napoleons von jener Zeit an regelmäßiger befördert. Auch die von ihnen angekauften Lebensmittel, Kleidungsstücke und Bücher wurden vom Ministerium abge-

*) Der Antrag bezog sich auf einige von Santini erwähnte Thatsachen, stand aber in keiner Beziehung zu der genannten Schrift oder deren Verfasser, wie Lord Bathurst in seiner Antwort andeutete.

schickt. Einige Zeit nachher bewilligte Lord Bathurst nicht nur die Absendung verschiedener Sachen von Lady Holland an Napoleon und Sir Hudson Lowe, sondern setzte sie auch von den nach St. Helena abgehenden Schiffen regelmäßig in Kenntniß. Als er sich von der genauen Beobachtung seiner Vorschriften überzeugt hatte, ließ er alle mit ihrem Namen bezeichneten Packete, Bücher und Kisten ohne weitere Durchsuchung an ihre Bestimmung abgehen. Lady Holland hatte die Freude zu erfahren, daß viele dieser Gegenstände richtig angekommen waren und Beifall gefunden hatten. Napoleon schrieb nie, erwähnte aber ihren Namen mehr als einmal in seinen Briefen an andere Personen, die ihr seinen Dank abstatteten. Das Vermächtniß war indeß ein belohnender und ihr ganz unerwarteter Beweis, daß derlei Bestrebungen, ihre Bewunderung seiner großen Eigenschaften auszudrücken und selbst seinen Kummer zu mildern, nicht ganz erfolglos geblieben waren. Durch die eigenhändig geschriebenen, so sinnreich gewählten Worte, selbst durch die Mühe, die er sich genommen, die Karte nach der Größe der Dose zu schneiden, wurde der Werth des Vermächtnisses erhöht; denn Napoleon gab dadurch zu erkennen, daß er die jenen kleinen Aufmerksamkeiten zu Grunde liegende Absicht zu schätzen wußte und sich derselben mit Wohlwollen erinnert hatte. Er gab zugleich einen Beweis von seinem guten Geschmack. Wäre das Geschenk werthvoller gewesen, so hätte sie es nicht annehmen können; wären die Ausdrücke stärker gewesen, so würde man sie nicht für aufrichtig gehalten haben. Es ist gewiß keine geringe Auszeichnung, einem so verleumdeten, verfolgten, so ungebührlich behandelten Mann Anlaß zur Zufriedenheit gegeben und die Achtung eines so großen, scharfblickenden Geistes gewonnen zu haben. Lady Holland fand in diesem Zeichen der Anerkennung reichen Lohn für ihre unermüdliche, anspruchlose Theilnahme.

Ein Theil des Pariser Volkes wollte der Nachricht vor Spöt-
Napoleons Tode anfangs keinen Glauben schenken. Die
unter den Mittelclassen meinten Viele, er sei vergiftet
worden, und am Hofe gab man sich das Ansehen, als ob
man jeden Groll gegen den entschlafenen Helden großmü-
thig vergessen hätte.

„Selbst Cäsar könnte heiße Thränen weinen,
Wenn er den Nebenbuhler seines Ruhms
So still und friedlich liegen sähe.“

Es war leichter, die Heuchelei eines Cäsar als seine anderen Eigenschaften nachzuahmen *).

Viele Personen trugen Trauer, besonders am 15. August, dem Namenstage Napoleons. Die zahlreichen Schriften über seinen Charakter, sein Leben und Ende enthielten im Allgemeinen mehr Lob als Tadel. Bilder und Flugschriften über seine Verbannung und seinen Tod wurden mit einer Begierde gekauft, welche der Polizei ernste Besorgnisse einflößte, und für eine Zeit lang das Verbot des öffentlichen Verkaufes solcher Artikel zur Folge hatte.

In den nachstehenden Bemerkungen ist das Wesentliche jener Mittheilungen enthalten, welche mir im Jahre 1821 zu Paris von wohlunterrichteten Personen gemacht wurden. Für die Richtigkeit aller einzelnen Umstände kann ich nicht bürgen. Wo ich indeß meinen Gewährsmann nicht nenne, halte ich die Quelle, aus welcher ich die Thatsachen geschöpft, für vollkommen glaubwürdig, oder ich hörte die letzteren so oft erzählen, daß ich denselben Glauben beimesse. Wo ich meinen Gewährsmann nenne, mag der Leser über die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses urtheilen.

Aus Napoleons eigenem Zeugnisse und den Forschungen Anderer ist genug bekannt geworden, um die

*) S. die Documente im Anhange V.

schickt. Ein[illegible] insichtlich seiner Abkunft zu be-
nicht[illegible]ätze zu manchen gehässigen Ver-
[illegible], daß er zwar weder einer hohen
[illegible]lie angehörte, aber daß diese nach
[illegible]d Italien üblichen Begriffen auf den
Ad[illegible] machen konnte *). Sein Vater wurde,
bei ei[illegible]ern Veranlassung zum Abgeordneten des
Adels gew[illegible], und sowohl er als eine seiner Schwestern
wurden in französischen Lehranstalten erzogen, in denen
Beweise adeliger Abkunft gefordert wurden. Nach dem
übereinstimmenden Zeugnisse mehrerer seiner Verwandten
hatte sein Oheim Ramolino**), Domherr in Ajaccio, ein durch Geist und Kenntnisse ausgezeichneter Mann, der die großen Fähigkeiten seines Neffen erkannt und auf seinem Sterbebette allen jungen Männern seiner Familie empfohlen, sich in den wichtigsten Lebensverhältnissen auf das Urtheil und den Rath ihres zweiten Bruders Napoleon zu verlassen.

Er war zu Ajaccio im Jahre 1769 geboren. Manche versicherten, er sei mindestens ein Jahr älter, und habe sein wirkliches Alter geheim gehalten, um nicht zu gestehen, daß er zu einer Zeit in Corsica geboren sei, wo die Insel nicht zu Frankreich gehörte. Die Geschichte ist nicht wahr. Eben so unwahr ist die Behauptung, er habe in der Taufe den Namen Nico-

*) Serra, Pozzo di Borgo, Louis Bonaparte, Napoleons eigene Aeußerungen, und viele andere Personen und Urkunden bestätigen diese Thatsache.

**) Dieß ist mir von Fesch und Louis Bonaparte mitgetheilt worden. Pozzo di Borgo, dem ich es erzählte, war der Meinung, es müsse Lucian Bonaparte, sein Oheim väterlicher Seits, und nicht Ramolino, sein Oheim mütterlicher Seits, gewesen seyn. So viel mir erinnerlich, habe ich den im Texte angeführten Umstand in den freilich beinahe unlesbaren handschriftlichen Memoiren gefunden, welche mir Louis Bonaparte im J. 1815 zu Rom lieh.

laus*) erhalten, denselben aber aus Furcht vor Spöttereien mit dem Namen Napoleon vertauscht. Die in der Pariser Bibliothek befindlichen gedruckten Berichte **) über die Militärschule zu Brienne aus den Jahren 1780, 1781 und 1782 bezeichnen ihn unter dem

*) Einer wahrscheinlich eben so ungegründeten Sage nach soll der Marschall Soult, als er zum Könige von Portugal proclamirt zu werden wünschte, in seinem Namen Nicolaus ein unübersteigliches Hinderniß gefunden haben. Ob er jemals diesen Wunsch gehegt, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß dieses Hinderniß ihm nicht in den Weg gelegt wurde, ich glaube er heißt Johann. — Der General Sebastiani erzählte mir gesprächsweise eine merkwürdige Anekdote von diesem General, dem Könige Joseph und Napoleon. Der Letztere unterzeichnete zu Madrid ein Decret, kraft dessen Spanien mit Frankreich vereinigt wurde, und Sebastiani fand den König Joseph, dem das Decret mitgetheilt worden war, in der größten Bestürzung und sogar in Thränen; er bat Sebastiani dringend, zu seinem Bruder zu gehen und ein gutes Wort für ihn einzulegen. Napoleon sagte, das Decret sei wirklich unterzeichnet worden, aber die Nachrichten aus Salamanca (wo vermuthlich die Engländer gegen Soult angerückt waren) hätten der Kaiser bewogen, das Decret zurückzunehmen und die Entthronung seines Bruders einige Monate aufzuschieben. „Sie können ihm die Zurücknahme des Decrets anzeigen (sagte er), aber kein Wort von meinen künftigen Absichten.“ Sebastiani war einige Monate nachher commandirender General zu Granada, und ein vertrauter Agent Josephs und Soult's suchte ihn zu bewegen, die Eröffnung einer Unterhandlung wegen eines Separatfriedens zwischen Spanien und England, ohne Wissen Napoleons und der französischen Regierung zu veranlassen. Es herrschte zu jener Zeit also keineswegs Harmonie und Einigkeit im Rathe des Kaisers.

**) Der Bericht vom J. 1780, in welchem er zweimal genannt wird, ist zu Troyes gedruckt, und ungebunden. Jener vom J. 1781, in welchem er dreimal genannt wird, ist zu Paris bei Didot dem Aelt. gedruckt, und gebunden. Jener vom J. 1782, in welchem sein Name dreimal vorkommt, ist zu Troyes gedruckt, und nicht gebunden. — Diese drei Berichte wurden mir im Februar 1826 von der königlichen Bibliothek geliehen. Sein Name ist überall „Buona-Parte“ geschrieben.

Namen „Buona-Parte, von der Insel Corsica" (zuweilen „von Ajaccio in Corsica") als ausgezeichnet in der Geschichte, Algebra, Geographie und im Tanzen. Man hat viele Züge seines schon in früher Jugend aufstrebenden, ehrgeizigen Charakters erzählt. Pozzo di Borgo erzählte mir (1826) eine Unterredung, die er mit dem achtzehnjährigen Napoleon über den Zustand Italiens gehabt, und worin dieser nach vielen Fragen und Erkundigungen ausgerufen habe: „Ich habe mich also nicht geirrt: mit zweitausend Soldaten könnte man sich zum Könige (Principe) des Landes machen!»

Die überlegene, fast gebietende Stellung, die er schon lange vor seiner Erhebung in dem Kreise seiner Verwandten und Cameraden einnahm, wurde mir schon früher von dem Cardinal Fesch und von Louis Bonaparte geschildert, und ist seitdem durch das einstimmige Zeugniß vieler Personen, die ihn während seines Aufenthaltes in Corsica, oder vor seiner Bekanntschaft mit dem Director Barras beobachtet haben. Zu Hause war er außerordentlich fleißig, und mit literarischen oder wissenschaftlichen Studien eifrig beschäftigt, ohne sich Jemanden mitzutheilen. Bei Tische verschlang er die Speisen hastig, und dem Anscheine nach in Gedanken vertieft. Gleichwohl wurde er in allen Familienangelegenheiten zu Rathe gezogen, und bei solchen Gelegenheiten war er aufmerksam, freundlich, und sprach sich entschieden und verständig aus.

Schon in früher Jugend schrieb er eine Geschichte Corsica's und schickte das Manuscript dem Abbé Raynal nebst einem geschnörkelten Briefe, in welchem er um die Ehre seiner Bekanntschaft und zugleich um seine Meinung über die Arbeit bat. Der Abbé beantwortete den Brief und lobte die Arbeit, aber Napoleon hat sein Manuscript nie drucken lassen *).

*) S. Anhang Nr. VI.

Mehrere Personen, die mit ihm in Gast- und Kaffeehäusern gespeist, haben mir versichert, daß er von der übrigen Gesellschaft jederzeit mit besonderer Achtung, ja beinahe mit Ehrerbietung behandelt wurde, obgleich er der ärmste und jüngste war und manchmal seine Rechnung nicht bezahlen konnte. Er war nie karg, aber in jener Periode seines Lebens widmete er den kleinsten Ausgaben, den Preisen der Eßwaaren und anderer Bedürfnisse, kurz, allen Zweigen des Hauswesens eine außerordentliche Aufmerksamkeit. Dieß kam ihm später in einer höhern Stellung sehr gut zu Statten.

In der Folge machte er seinen staatsökonomischen Scharfblick oft sogar mit einigem Prunk geltend, und entdeckte oder vereitelte manche Unterschleife im Rechnungswesen. In seinem Hauswesen, als Consul wie als Kaiser, herrschte ungemeine Ordnung und Regelmäßigkeit. Es ist in der That staunenswerth, wie Großes er mit der verhältnißmäßig unbedeutenden Summe von jährlich fünfzehn Millionen Francs leistete, und wie viel er ersparte, ohne sich dem Vorwurfe des Geizes oder niedriger Habsucht auszusetzen. Er hat dadurch bewiesen, daß seine Nachfolger, ja die meisten europäischen Fürsten, entweder saumselig oder unfähig zur Leitung ihrer Privat-Finanzen sind.

In diesem Verwaltungszweige lernte er viel von Duroc. Der Sage nach besuchten sie oft früh Morgens in einfacher Kleidung die Pariser Märkte (les halles). Wenn dem Kaiser bedeutende Rechnungen vorzulegen waren, so setzte ihn Duroc von einigen der geringsten Einzelnheiten in Kenntniß. Durch eine geschickte Anspielung auf dieselben oder eine leicht hingeworfene Bemerkung über die Puncte, die er in dieser Weise genau kennen gelernt hatte, brachte er den Finanzbeamten die Meinung bei, daß er seine Augen überall habe. Als z. B. die Tuilerien meublirt wurden, hielt der Kaiser die übrigens nicht sehr

unbillige Rechnung des Tapeziers für höher, als der übliche Nutzen des Geschäfts rechtfertigen würde. Er fragte einen anwesenden Minister ganz unerwartet, wie viel der Griff an dem Glockenzuge wohl kosten könne. — »Ich weiß es nicht,« war die Antwort. — »Eh bien! nous verrons,« sagte er, schnitt den elfenbeinernen Griff ab, rief einen Lakaien und befahl ihm, gewöhnliche bürgerliche Kleider anzuziehen und Niemanden weder von seinem besonderen Auftrage noch von seiner dienstlichen Stellung etwas zu sagen. Dann gab er ihm den Auftrag, in verschiedenen Kaufläden nach dem Preise solcher Artikel zu fragen, und ein Dutzend wie für sich zu bestellen. Der Preis war um ein Drittheil billiger, als die für die Tuilerien gelieferten Glockenzüge. Der Kaiser, der daraus den Schluß zog, daß die übrigen Gegenstände in demselben Verhältniß zu hoch angesetzt wären, strich ein Drittheil der ganzen Rechnung, und ließ dem Lieferanten andeuten, daß dieß auf seinen ausdrücklichen Befehl geschehe, weil er sich überzeugt habe, daß die Rechnung um ein Drittheil zu hoch sei.

Als er nachher, auf dem Gipfel seines Ruhmes, mit der Kaiserin Marie Louise und einem Gefolge von gekrönten Häuptern und Fürsten die Stadt Caen besuchte, legte ihm der Präfect Mechin, sein alter Freund, der seine Vorliebe für genaue Rechnungen kannte, fünf statistische Tabellen von den Ausgaben, Einnahmen, Preisen, Erzeugnissen und Handelsgeschäften des Departements vor. — „C'est bon,“ sagte er zu dem Präfecten, „wir Beide wollen morgen in der Sitzung Aufsehen machen.“ — In der That, er setzte in der am folgenden Tage Statt findenden Versammlung die Gutsbesitzer in Erstaunen durch seine genaue Kenntniß der Preise des guten und schlechten Apfelweines, der Erzeugnisse und anderer Verhältnisse der verschiedenen Bezirke des Departements. Selbst die royalistischen Edelleute fühlten eine Ehrerbie-

tung, welche ihnen der Dank für die Zurückgabe ihrer Besitzungen nicht eingeflößt hatte, und welche durch die erste schwache Hoffnung der Rache gegen ihre Feinde in fast allen Mitgliedern dieser unduldsamen Faction fast ganz vertilgt worden war.

Andere Fürsten haben den Einzelnheiten im Staatshaushalte dieselbe Aufmerksamkeit gewidmet, wie Napoleon; aber gemeiniglich haben sie ihre genaue Kenntniß der Details nur benutzt, um ihre Untergebenen zu quälen und ihre Umgebungen zu ermüden; Napoleon hingegen benutzte dieselbe, um die Staatsausgaben im Interesse des Gemeinwesens zu beschränken.

Ich kehre zu der früheren Periode seines Lebens zurück. Seine Willfährigkeit gegen die herrschende Jacobinerpartei ist sehr übertrieben worden. Alles, was ihm in dieser Hinsicht zur Last gelegt werden kann, beschränkt sich auf einiges unziemliche Reden und Benehmen in den Kirchen von Toulon und Marseille, nach der Uebergabe dieser Städte an die Republikaner. Von der Theilnahme an ihren Grausamkeiten war er gänzlich frei. Er äußerte sich in dieser gefährlichen Zeit sogar mißbilligend über die vorherrschenden Abgeschmacktheiten und zumal über die Mittel, durch welche das Schreckenssystem so lange in Kraft gehalten wurde. Die Gräuel der Revolution machten einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth. Die Besorgniß einer Erneuerung jener Schreckensscenen bewog ihn in spätern Perioden seines Lebens, nicht nur die Gegner der Revolution mit unvorsichtiger und gefährlicher Nachsicht zu behandeln, sondern sogar seine Regierung in zu vielen Beziehungen mit der alten Ordnung der Dinge in Uebereinstimmung zu bringen.

Die Gunst, in welcher er bei Barras stand (die Haupturſache seiner Anstellung am 13. und 14. Vendemiaire [4. und 5. October 1795], wie alle seine Biographen mit Recht bemerken) und seine nachmalige Ernennung

zum Obergeneral der italienischen Armee, war der wohlverdiente Lohn für seine zu Toulon geleisteten ausgezeichneten Dienste und die Frucht seiner Genialität und Energie, welche bei näherer Bekanntschaft in seinem Gespräch und Charakter zu erkennen war.

Als ihm der Oberbefehl in Italien übertragen wurde, soll das Directorium nicht im Stande oder nicht Willens gewesen seyn, ihm und seinen Adjutanten das nöthige Reisegeld und angemessene Repräsentationskosten anweisen zu lassen. Der Sage zufolge trieb er so viel Geld auf, als mit Hilfe seiner Freunde und seines Credits möglich war, und ließ dann einen jungen Officier Namens Junot rufen. Er wußte, daß dieser die Spielhäuser zu besuchen pflegte, und er übergab ihm den zusammengebrachten, verhältnißmäßig nicht bedeutenden Betrag mit der Weisung, das Geld entweder zu verspielen oder bis zum Morgen eine große Summe damit zu gewinnen*), da von seinem glücklichen Spiele die Möglichkeit der Uebernahme des Oberbefehls in Italien und die Ernennung Junot's zum Adjutanten abhänge. Junot hatte Glück; als er so viel gewonnen hatte, wie seiner Meinung nach den Anforderungen des Generals Bonaparte entsprechen würde, eilte er zu diesem, um ihn von dem Ergebnisse seiner Operationen am grünen Tische in Kenntniß zu setzen. Bonaparte aber war mit der Summe noch nicht zufrieden; er war entschlossen, sein Glück auf das Aeußerste zu versuchen, und schickte seinen Freund mit dem Auftrage zurück, die ganze gewonnene Summe daran zu wagen und den Spieltisch nicht zu verlassen, bis er entweder den letzten Groschen verloren, oder die bereits gewonnene Summe verdoppelt haben würde. Auch hierin war ihm das Glück günstig, und Napoleon war mit hinlänglichen Mitteln versehen,

*) Junot soll sogar, wie Andere versichern, sein silbernes Degengefäß verkauft und den Ertrag zu dem Einsatz gelegt haben.

um mit nicht geringem Glanze in seinem Hauptquartier zu erscheinen.

Diese Anekdote *) hörte ich zuerst von dem Chevalier Serra, Gesandten der liguriſchen Republik zu Madrid, einem eben so ehrenhaften als wiſſenſchaftlich gebildeten und ſcharfſinnigen Manne, der während des italieniſchen Feldzugs sehr genau mit Napoleon bekannt war. Wie mir derſelbe Gewährsmann verſicherte, ließ Napoleon damals der kriegeriſchen Tapferkeit der Franzoſen zwar Gerechtigkeit widerfahren, aber er ſprach mit Salicetti und andern Italienern von ihnen wie von Ausländern, unterſchätzte ihre politiſchen Talente und nannte ſie eine grundſatzloſe und des ſittlichen Muthes entbehrende Nation. Es iſt zu bemerken, daß er das zu Italienern ſagte; er wußte wohl, daß ſie ſich durch eine Sprache, welche mit ihren eigenen Anſichten übereinſtimmte, geſchmeichelt fühlen würden.

Schon vor ſeiner Ernennung zum Obergeneral der italieniſchen Armee vermählte er ſich mit Joſephine, der Witwe des Vicomte Beauharnais. Bei ſeiner Bewerbung um die Gunſt dieſer Dame war der General Hoche, wie auch in andern Beziehungen, ſein Nebenbuhler. Hoche hatte den Vorzug einer einnehmenden Perſönlichkeit, eines höhern Ranges und eines größern Rufes in der Armee. Joſephine vereinigte mit ſeiner Bildung, einiger Schönheit und großer Sanftmuth, einige Neigung zur Romantik und zum Aberglau-

*) Ich habe ſie wiederholt, wie ſie mir und Andern erzählt worden iſt. So viel mir erinnerlich, belief ſich die ganze von Junot gewonnene Summe auf 300,000 Francs. Dieſe Geſchichte iſt mir, mit einigen unweſentlichen Variationen, von wohlunterrichteten Franzoſen oft erzählt worden. Serra war in der Folge Napoleons Geſandter in Dresden. Er ſchrieb eine kurze Geſchichte der deutſchen und polniſchen Feldzüge des großen Mannes in lateiniſcher Sprache, und ſtarb 1813 zu Dresden.

bringen. Beide Versuche blieben fruchtlos. Lord Bathurst eröffnete ihr, daß dem General Bonaparte kein Geschenk überschickt werden dürfe, daß die Regierung aber gern bereit sei, Alles was zu seinem Comfort dienen könne, auf den Antrag seiner Freunde anzukaufen und ihm zuzusenden. Lady Holland hatte zufällig erfahren, daß der Kaiser selbst in einem minder heißen Klima sowohl Wasser als Wein gern außerordentlich kalt trank. Sie war im Begriffe gewesen, eine neuerfundene Eisbereitungsmaschine um hohen Preis zu kaufen; als Erwiederung auf Lord Bathurst's Anzeige gab sie ihm die Adresse des Fabrikanten und rieth zum Ankauf des Eisapparates. Dieser wurde jedoch weder gekauft noch abgeschickt.

Lady Holland ließ dessenungeachtet nicht nach, und es gelang ihr, zugleich mit neuen Büchern und kleinen Geschenken an Sir Hudson, ähnliche Erinnerungszeichen an Napoleon zu senden. Diese wurden aus übertriebener Bedenklichkeit, oder aus andern minder verzeihlichen Beweggründen, oft im Gouvernementshause zurückbehalten; endlich aber erreichten diese harmlosen Erinnerungszeichen ihre Bestimmung.

Diesem unbedeutenden Verkehre stellten sich indeß mancherlei Hindernisse entgegen. Ein natürlicher und verzeihlicher Stolz machte es Napoleon unmöglich, um etwas nachzusuchen; eine weniger zu rechtfertigende Empfindlichkeit trieb ihn an, jede Mittheilung, in welcher ihm der Kaisertitel nicht gegeben wurde, zurückzuweisen. Diese Umstände wurden benutzt, um manche nützliche und selbst nothwendige Sendung zurückzubehalten und seinen Verkehr mit den Bewohnern der Insel oder mit Fremden, die nach St. Helena kamen, zu beschränken.

Die Entbehrungen und Verdrießlichkeiten, denen die Bewohner von Longwood ausgesetzt waren, sind in der 1817 erschienenen Schrift Santini's wahrscheinlich ab-

sichtlich entstellt oder übertrieben worden; unläugbar aber war der schmachvolle Mangel an Aufmerksamkeit in Bezug auf ihre Wünsche und Angelegenheiten, und bei manchen Gelegenheiten eine wirklich ungezogene Härte des Gouverneurs gegen den großen Gefangenen und dessen Leidensgefährten. Der Staatssecretär des Innern nahm wenig oder gar keine Rücksicht auf ihn oder seine Verwandten. Wenn die Briefe der Letztern auch nicht wirklich unterschlagen wurden, so wurden doch zu deren Beförderung keine Anstalten getroffen. Ein Brief von seiner Mutter wurde im Ministerium des Innern nicht nur erbrochen und gelesen, sondern blieb auch eine geraume Zeit unbeachtet liegen.

Napoleon vermied sorgfältig, auf die Fonds, die er in Europa besaß, zu trassiren, weil die Wechsel und folglich auch die Verwahrer der Gelder in solchen Fällen mit seinen Kerkermeistern und Feinden in Berührung gekommen sein würden; da aber Vieles, was er nebst seinem Gefolge brauchte, von der englischen Regierung nicht geliefert wurde, so sah er sich gezwungen, von dem Privatvermögen seiner Begleiter zu borgen, oder sich durch den Verkauf seines Silberzeuges und anderer entbehrlicher Sachen auf der Insel Geld zu verschaffen. In Folge der Kundbarkeit dieser Umstände, vielleicht auch in Folge des Aufsehens, welches die erwähnte Schrift machte, und des Antrages, den ich im Hause der Lords stellte*), trat eine etwas mildere Behandlung ein. Wenigstens wurden die dem Staatssecretär anvertrauten Briefe der Verwandten Napoleons von jener Zeit an regelmäßiger befördert. Auch die von ihnen angekauften Lebensmittel, Kleidungsstücke und Bücher wurden vom Ministerium abge-

*) Der Antrag bezog sich auf einige von Santini erwähnte Thatsachen, stand aber in keiner Beziehung zu der genannten Schrift oder deren Verfasser, wie Lord Bathurst in seiner Antwort andeutete.

schickt. Einige Zeit nachher bewilligte Lord Bathurst nicht nur die Absendung verschiedener Sachen von Lady Holland an Napoleon und Sir Hudson Lowe, sondern setzte sie auch von den nach St. Helena absegelnden Schiffen regelmäßig in Kenntniß. Als er sich von der genauen Beobachtung seiner Vorschriften überzeugt hatte, ließ er alle mit ihrem Namen bezeichneten Packete, Bücher und Kisten ohne weitere Durchsuchung an ihre Bestimmung abgehen. Lady Holland hatte die Freude zu erfahren, daß viele dieser Gegenstände richtig angekommen waren und Beifall gefunden hatten. Napoleon schrieb nie, erwähnte aber ihren Namen mehr als einmal in seinen Briefen an andere Personen, die ihr seinen Dank abstatteten. Das Vermächtniß war indeß ein belohnender und ihr ganz unerwarteter Beweis, daß derlei Bestrebungen, ihre Bewunderung seiner großen Eigenschaften auszudrücken und selbst seinen Kummer zu mildern, nicht ganz erfolglos geblieben waren. Durch die eigenhändig geschriebenen, so sinnreich gewählten Worte, selbst durch die Mühe, die er sich genommen, die Karte nach der Größe der Dose zu schneiden, wurde der Werth des Vermächtnisses erhöht; denn Napoleon gab dadurch zu erkennen, daß er die jenen kleinen Aufmerksamkeiten zu Grunde liegende Absicht zu schätzen wußte und sich derselben mit Wohlwollen erinnert hatte. Er gab zugleich einen Beweis von seinem guten Geschmack. Wäre das Geschenk werthvoller gewesen, so hätte sie es nicht annehmen können; wären die Ausdrücke stärker gewesen, so würde man sie nicht für aufrichtig gehalten haben. Es ist gewiß keine geringe Auszeichnung, einem so verleumdeten, verfolgten, so ungebührlich behandelten Mann Anlaß zur Zufriedenheit gegeben und die Achtung eines so großen, scharfblickenden Geistes gewonnen zu haben. Lady Holland fand in diesem Zeichen der Anerkennung reichen Lohn für ihre unermüdliche, anspruchlose Theilnahme.

Ein Theil des Pariser Volkes wollte der Nachricht von Napoleons Tode anfangs keinen Glauben schenken; unter den Mittelclassen meinten Viele, er sei vergiftet worden, und am Hofe gab man sich das Ansehen, als ob man jeden Groll gegen den entschlafenen Helden großmüthig vergessen hätte.

„Selbst Cäsar könnte heiße Thränen weinen,
Wenn er den Nebenbuhler seines Ruhms
So still und friedlich liegen sähe.“

Es war leichter, die Heuchelei eines Cäsar als seine anderen Eigenschaften nachzuahmen *).

Viele Personen trugen Trauer, besonders am 15. August, dem Namenstage Napoleons. Die zahlreichen Schriften über seinen Charakter, sein Leben und Ende enthielten im Allgemeinen mehr Lob als Tadel. Bilder und Flugschriften über seine Verbannung und seinen Tod wurden mit einer Begierde gekauft, welche der Polizei ernste Besorgnisse einflößte, und für eine Zeit lang das Verbot des öffentlichen Verkaufes solcher Artikel zur Folge hatte.

In den nachstehenden Bemerkungen ist das Wesentliche jener Mittheilungen enthalten, welche mir im Jahre 1821 zu Paris von wohlunterrichteten Personen gemacht wurden. Für die Richtigkeit aller einzelnen Umstände kann ich nicht bürgen. Wo ich indeß meinen Gewährsmann nicht nenne, halte ich die Quelle, aus welcher ich die Thatsachen geschöpft, für vollkommen glaubwürdig, oder ich hörte die letzteren so oft erzählen, daß ich denselben Glauben beimesse. Wo ich meinen Gewährsmann nenne, mag der Leser über die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses urtheilen.

Aus Napoleons eigenem Zeugnisse und den Forschungen Anderer ist genug bekannt geworden, um die

*) S. die Documente im Anhange V.

Neugier des Publicums hinsichtlich seiner Abkunft zu befriedigen und im Gegensatze zu manchen gehässigen Verleumdungen zu beweisen, daß er zwar weder einer hohen noch berühmten Familie angehörte, aber daß diese nach den in Frankreich und Italien üblichen Begriffen auf den Adelstitel Anspruch machen konnte *). Sein Vater wurde, bei einer besondern Veranlassung zum Abgeordneten des Adels gewählt, und sowohl er als eine seiner Schwestern wurden in französischen Lehranstalten erzogen, in denen Beweise adeliger Abkunft gefordert wurden. Nach dem übereinstimmenden Zeugnisse mehrerer seiner Verwandten hatte sein Oheim Ramolino**), Domherr in Ajaccio, ein durch Geist und Kenntnisse ausgezeichneter Mann, der die großen Fähigkeiten seines Neffen erkannt und auf seinem Sterbebette allen jungen Männern seiner Familie empfohlen, sich in den wichtigsten Lebensverhältnissen auf das Urtheil und den Rath ihres zweiten Bruders Napoleon zu verlassen.

Er war zu Ajaccio im Jahre 1769 geboren. Manche versicherten, er sei mindestens ein Jahr älter, und habe sein wirkliches Alter geheim gehalten, um nicht zu gestehen, daß er zu einer Zeit in Corsica geboren sei, wo die Insel nicht zu Frankreich gehörte. Die Geschichte ist nicht wahr. Eben so unwahr ist die Behauptung, er habe in der Taufe den Namen Nico-

*) Serra, Pozzo di Borgo, Louis Bonaparte, Napoleons eigene Aeußerungen, und viele andere Personen und Urkunden bestätigen diese Thatsache.

**) Dieß ist mir von Fesch und Louis Bonaparte mitgetheilt worden. Pozzo di Borgo, dem ich es erzählte, war der Meinung, es müsse Lucian Bonaparte, sein Oheim väterlicher Seits, und nicht Ramolino, sein Oheim mütterlicher Seits, gewesen seyn. So viel mir erinnerlich, habe ich den im Texte angeführten Umstand in den freilich beinahe unlesbaren handschriftlichen Memoiren gefunden, welche mir Louis Bonaparte im J. 1815 zu Rom lieh.

laus*) erhalten, denselben aber aus Furcht vor Spöttereien mit dem Namen Napoleon vertauscht. Die in der Pariser Bibliothek befindlichen gedruckten Berichte **) über die Militärschule zu Brienne aus den Jahren 1780, 1781 und 1782 bezeichnen ihn unter dem

*) Einer wahrscheinlich eben so ungegründeten Sage nach soll der Marschall Soult, als er zum Könige von Portugal proclamirt zu werden wünschte, in seinem Namen Nicolaus ein unübersteigliches Hinderniß gefunden haben. Ob er jemals diesen Wunsch gehegt, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß dieses Hinderniß ihm nicht in den Weg gelegt wurde, ich glaube er heißt Johann. — Der General Sebastiani erzählte mir gesprächsweise eine merkwürdige Anekdote von diesem General, dem Könige Joseph und Napoleon. Der Letztere unterzeichnete zu Madrid ein Decret, kraft dessen Spanien mit Frankreich vereinigt wurde, und Sebastiani fand den König Joseph, dem das Decret mitgetheilt worden war, in der größten Bestürzung und sogar in Thränen; er bat Sebastiani dringend, zu seinem Bruder zu gehen und ein gutes Wort für ihn einzulegen. Napoleon sagte, das Decret sei wirklich unterzeichnet worden, aber die Nachrichten aus Salamanca (wo vermuthlich die Engländer gegen Soult angerückt waren) hätten der Kaiser bewogen, das Decret zurückzunehmen und die Entthronung seines Bruders einige Monate aufzuschieben. „Sie können ihm die Zurücknahme des Decrets anzeigen (sagte er), aber kein Wort von meinen künftigen Absichten.“ Sebastiani war einige Monate nachher commandirender General zu Granada, und ein vertrauter Agent Josephs und Soult's suchte ihn zu bewegen, die Eröffnung einer Unterhandlung wegen eines Separatfriedens zwischen Spanien und England, ohne Wissen Napoleons und der französischen Regierung zu veranlassen. Es herrschte zu jener Zeit also keineswegs Harmonie und Einigkeit im Rathe des Kaisers.

**) Der Bericht vom J. 1780, in welchem er zweimal genannt wird, ist zu Troyes gedruckt, und ungebunden. Jener vom J. 1781, in welchem er dreimal genannt wird, ist zu Paris bei Didot dem Aelt. gedruckt, und gebunden. Jener vom J. 1782, in welchem sein Name dreimal vorkommt, ist zu Troyes gedruckt, und nicht gebunden. — Diese drei Berichte wurden mir im Februar 1826 von der königlichen Bibliothek geliehen. Sein Name ist überall „Buona-Parte“ geschrieben.

Namen „Buona-Parte, von der Insel Corsica" (zuweilen „von Ajaccio in Corsica") als ausgezeichnet in der Geschichte, Algebra, Geographie und im Tanzen. Man hat viele Züge seines schon in früher Jugend aufstrebenden, ehrgeizigen Charakters erzählt. Pozzo di Borgo erzählte mir (1826) eine Unterredung, die er mit dem achtzehnjährigen Napoleon über den Zustand Italiens gehabt, und worin dieser nach vielen Fragen und Erkundigungen ausgerufen habe: „Ich habe mich also nicht geirrt: mit zweitausend Soldaten könnte man sich zum Könige (Principe) des Landes machen!»

Die überlegene, fast gebietende Stellung, die er schon lange vor seiner Erhebung in dem Kreise seiner Verwandten und Cameraden einnahm, wurde mir schon früher von dem Cardinal Fesch und von Louis Bonaparte geschildert, und ist seitdem durch das einstimmige Zeugniß vieler Personen, die ihn während seines Aufenthaltes in Corsica, oder vor seiner Bekanntschaft mit dem Director Barras beobachtet haben. Zu Hause war er außerordentlich fleißig, und mit literarischen oder wissenschaftlichen Studien eifrig beschäftigt, ohne sich Jemanden mitzutheilen. Bei Tische verschlang er die Speisen hastig, und dem Anscheine nach in Gedanken vertieft. Gleichwohl wurde er in allen Familienangelegenheiten zu Rathe gezogen, und bei solchen Gelegenheiten war er aufmerksam, freundlich, und sprach sich entschieden und verständig aus.

Schon in früher Jugend schrieb er eine Geschichte Corsica's und schickte das Manuscript dem Abbé Raynal nebst einem geschnörkelten Briefe, in welchem er um die Ehre seiner Bekanntschaft und zugleich um seine Meinung über die Arbeit bat. Der Abbé beantwortete den Brief und lobte die Arbeit, aber Napoleon hat sein Manuscript nie drucken lassen *).

*) S. Anhang Nr. VI.

Mehrere Personen, die mit ihm in Gast- und Kaffeehäusern gespeist, haben mir versichert, daß er von der übrigen Gesellschaft jederzeit mit besonderer Achtung, ja beinahe mit Ehrerbietung behandelt wurde, obgleich er der ärmste und jüngste war und manchmal seine Rechnung nicht bezahlen konnte. Er war nie karg, aber in jener Periode seines Lebens widmete er den kleinsten Ausgaben, den Preisen der Eßwaaren und anderer Bedürfnisse, kurz, allen Zweigen des Hauswesens eine außerordentliche Aufmerksamkeit. Dieß kam ihm später in einer höhern Stellung sehr gut zu Statten.

In der Folge machte er seinen staatsökonomischen Scharfblick oft sogar mit einigem Prunk geltend, und entdeckte oder vereitelte manche Unterschleife im Rechnungswesen. In seinem Hauswesen, als Consul wie als Kaiser, herrschte ungemeine Ordnung und Regelmäßigkeit. Es ist in der That staunenswerth, wie Großes er mit der verhältnißmäßig unbedeutenden Summe von jährlich fünfzehn Millionen Francs leistete, und wie viel er ersparte, ohne sich dem Vorwurfe des Geizes oder niedriger Habsucht auszusetzen. Er hat dadurch bewiesen, daß seine Nachfolger, ja die meisten europäischen Fürsten, entweder saumselig oder unfähig zur Leitung ihrer Privat-Finanzen sind.

In diesem Verwaltungszweige lernte er viel von Duroc. Der Sage nach besuchten sie oft früh Morgens in einfacher Kleidung die Pariser Märkte (les halles). Wenn dem Kaiser bedeutende Rechnungen vorzulegen waren, so setzte ihn Duroc von einigen der geringsten Einzelnheiten in Kenntniß. Durch eine geschickte Anspielung auf dieselben oder eine leicht hingeworfene Bemerkung über die Puncte, die er in dieser Weise genau kennen gelernt hatte, brachte er den Finanzbeamten die Meinung bei, daß er seine Augen überall habe. Als z. B. die Tuilerien meublirt wurden, hielt der Kaiser die übrigens nicht sehr

unbillige Rechnung des Tapeziers für höher, als der übliche Nutzen des Geschäfts rechtfertigen würde. Er fragte einen anwesenden Minister ganz unerwartet, wie viel der Griff an dem Glockenzuge wohl kosten könne. — »Ich weiß es nicht,« war die Antwort. — »Eh bien! nous verrons,« sagte er, schnitt den elfenbeinernen Griff ab, rief einen Lakaien und befahl ihm, gewöhnliche bürgerliche Kleider anzuziehen und Niemanden weder von seinem besonderen Auftrage noch von seiner dienstlichen Stellung etwas zu sagen. Dann gab er ihm den Auftrag, in verschiedenen Kaufläden nach dem Preise solcher Artikel zu fragen, und ein Dutzend wie für sich zu bestellen. Der Preis war um ein Drittheil billiger, als die für die Tuilerien gelieferten Glockenzüge. Der Kaiser, der daraus den Schluß zog, daß die übrigen Gegenstände in demselben Verhältniß zu hoch angesetzt wären, strich ein Drittheil der ganzen Rechnung, und ließ dem Lieferanten andeuten, daß dieß auf seinen ausdrücklichen Befehl geschehe, weil er sich überzeugt habe, daß die Rechnung um ein Drittheil zu hoch sei.

Als er nachher, auf dem Gipfel seines Ruhmes, mit der Kaiserin Marie Louise und einem Gefolge von gekrönten Häuptern und Fürsten die Stadt Caen besuchte, legte ihm der Präfect Mechin, sein alter Freund, der seine Vorliebe für genaue Rechnungen kannte, fünf statistische Tabellen von den Ausgaben, Einnahmen, Preisen, Erzeugnissen und Handelsgeschäften des Departements vor. — „C'est bon,“ sagte er zu dem Präfecten, „wir Beide wollen morgen in der Sitzung Aufsehen machen.“ — In der That, er setzte in der am folgenden Tage Statt findenden Versammlung die Gutsbesitzer in Erstaunen durch seine genaue Kenntniß der Preise des guten und schlechten Apfelweines, der Erzeugnisse und anderer Verhältnisse der verschiedenen Bezirke des Departements. Selbst die royalistischen Edelleute fühlten eine Ehrerbie-

tung, welche ihnen der Dank für die Zurückgabe ihrer Besitzungen nicht eingeflößt hatte, und welche durch die erste schwache Hoffnung der Rache gegen ihre Feinde in fast allen Mitgliedern dieser unduldsamen Faction fast ganz vertilgt worden war.

Andere Fürsten haben den Einzelnheiten im Staatshaushalte dieselbe Aufmerksamkeit gewidmet, wie Napoleon; aber gemeiniglich haben sie ihre genaue Kenntniß der Details nur benutzt, um ihre Untergebenen zu quälen und ihre Umgebungen zu ermüden; Napoleon hingegen benutzte dieselbe, um die Staatsausgaben im Interesse des Gemeinwesens zu beschränken.

Ich kehre zu der früheren Periode seines Lebens zurück. Seine Willfährigkeit gegen die herrschende Jacobinerpartei ist sehr übertrieben worden. Alles, was ihm in dieser Hinsicht zur Last gelegt werden kann, beschränkt sich auf einiges unziemliche Reden und Benehmen in den Kirchen von Toulon und Marseille, nach der Uebergabe dieser Städte an die Republikaner. Von der Theilnahme an ihren Grausamkeiten war er gänzlich frei. Er äußerte sich in dieser gefährlichen Zeit sogar mißbilligend über die vorherrschenden Abgeschmacktheiten und zumal über die Mittel, durch welche das Schreckenssystem so lange in Kraft gehalten wurde. Die Gräuel der Revolution machten einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth. Die Besorgniß einer Erneuerung jener Schreckensscenen bewog ihn in spätern Perioden seines Lebens, nicht nur die Gegner der Revolution mit unvorsichtiger und gefährlicher Nachsicht zu behandeln, sondern sogar seine Regierung in zu vielen Beziehungen mit der alten Ordnung der Dinge in Uebereinstimmung zu bringen.

Die Gunst, in welcher er bei Barras stand (die Haupturſache seiner Anstellung am 13. und 14. Vendemiaire [4. und 5. October 1795], wie alle seine Biographen mit Recht bemerken) und seine nachmalige Ernennung

zum Obergeneral der italienischen Armee, war der wohlverdiente Lohn für seine zu Toulon geleisteten ausgezeichneten Dienste und die Frucht seiner Genialität und Energie, welche bei näherer Bekanntschaft in seinem Gespräch und Charakter zu erkennen war.

Als ihm der Oberbefehl in Italien übertragen wurde, soll das Directorium nicht im Stande oder nicht Willens gewesen seyn, ihm und seinen Adjutanten das nöthige Reisegeld und angemessene Repräsentationskosten anweisen zu lassen. Der Sage zufolge trieb er so viel Geld auf, als mit Hilfe seiner Freunde und seines Credits möglich war, und ließ dann einen jungen Officier Namens Junot rufen. Er wußte, daß dieser die Spielhäuser zu besuchen pflegte, und er übergab ihm den zusammengebrachten, verhältnißmäßig nicht bedeutenden Betrag mit der Weisung, das Geld entweder zu verspielen oder bis zum Morgen eine große Summe damit zu gewinnen*), da von seinem glücklichen Spiele die Möglichkeit der Uebernahme des Oberbefehls in Italien und die Ernennung Junot's zum Adjutanten abhänge. Junot hatte Glück; als er so viel gewonnen hatte, wie seiner Meinung nach den Anforderungen des Generals Bonaparte entsprechen würde, eilte er zu diesem, um ihn von dem Ergebnisse seiner Operationen am grünen Tische in Kenntniß zu setzen. Bonaparte aber war mit der Summe noch nicht zufrieden; er war entschlossen, sein Glück auf das Aeußerste zu versuchen, und schickte seinen Freund mit dem Auftrage zurück, die ganze gewonnene Summe daran zu wagen und den Spieltisch nicht zu verlassen, bis er entweder den letzten Groschen verloren, oder die bereits gewonnene Summe verdoppelt haben würde. Auch hierin war ihm das Glück günstig, und Napoleon war mit hinlänglichen Mitteln versehen,

*) Junot soll sogar, wie Andere versichern, sein silbernes Degengefäß verkauft und den Ertrag zu dem Einsatz gelegt haben.

um mit nicht geringem Glanze in seinem Hauptquartier zu erscheinen.

Diese Anekdote *) hörte ich zuerst von dem Chevalier Serra, Gesandten der liguriſchen Republik zu Madrid, einem eben so ehrenhaften als wiſſenſchaftlich gebildeten und ſcharfſinnigen Manne, der während des italieniſchen Feldzugs sehr genau mit Napoleon bekannt war. Wie mir derſelbe Gewährsmann verſicherte, ließ Napoleon damals der kriegeriſchen Tapferkeit der Franzoſen zwar Gerechtigkeit widerfahren, aber er ſprach mit Salicetti und andern Italienern von ihnen wie von Ausländern, unterſchätzte ihre politiſchen Talente und nannte ſie eine grundſatzloſe und des ſittlichen Muthes entbehrende Nation. Es iſt zu bemerken, daß er das zu Italienern ſagte; er wußte wohl, daß ſie ſich durch eine Sprache, welche mit ihren eigenen Anſichten übereinſtimmte, geſchmeichelt fühlen würden.

Schon vor ſeiner Ernennung zum Obergeneral der italieniſchen Armee vermählte er ſich mit Joſephine, der Witwe des Vicomte Beauharnais. Bei ſeiner Bewerbung um die Gunſt dieſer Dame war der General Hoche, wie auch in andern Beziehungen, ſein Nebenbuhler. Hoche hatte den Vorzug einer einnehmenden Perſönlichkeit, eines höhern Ranges und eines größern Rufes in der Armee. Joſephine vereinigte mit ſeiner Bildung, einiger Schönheit und großer Sanftmuth, einige Neigung zur Romantik und zum Aberglau-

*) Ich habe ſie wiederholt, wie ſie mir und Andern erzählt worden iſt. So viel mir erinnerlich, belief ſich die ganze von Junot gewonnene Summe auf 300,000 Francs. Dieſe Geſchichte iſt mir, mit einigen unweſentlichen Variationen, von wohlunterrichteten Franzoſen oft erzählt worden. Serra war in der Folge Napoleons Geſandter in Dresden. Er ſchrieb eine kurze Geſchichte der deutſchen und polniſchen Feldzüge des großen Mannes in lateiniſcher Sprache, und ſtarb 1813 zu Dresden.

ben. Halb im Scherz und halb im Ernst war sie eine große Beschützerin der Wahrsagerei aus Karten, kabalistischen Zahlen, Lotterien und Träumen, und anderer Zauberkünste, die von den Adepten zwar ein harmloser Zeitvertreib genannt werden, aber doch selten oder nie ohne Wirkung auf deren Geistesrichtung und Gemüthsverfassung bleiben. Napoleon gab sich, um seine Angebetete zu amüsiren und seinen Nebenbuhler zu ärgern, das Ansehen eines Adepten der Handwahrsagerkunst. Er prophezeite den meisten Anwesenden aus der Hand; wahrscheinlich ist nichts davon eingetroffen, da in der Folge nie etwas davon erwähnt worden ist; als er aber die Hand des Generals Hoche betrachtete, sagte er zu ihm, sein Nebenbuhler werde ihm die Geliebte wegfischen, und er werde nicht im Bett sterben. Da Beides wirklich eintraf, so benutzten dieß die leichtgläubigen und boshaften Feinde Napoleons, um sowohl den erstern als den letztern Erfolg seinen verrätherischen Anschlägen zuzuschreiben. Der junge brillante General Hoche, der in Deutschland einen frühen Tod fand, sollte auf Anstiften seines glücklichen Nebenbuhlers in Italien vergiftet worden seyn; und Napoleon, hieß es, habe den insgeheim schon beschlossenen Tod unnöthigerweise im Scherz vorausgesagt, um Argwohn und Entdeckung zu vermeiden!

Josephine erzählte oft, eine Zigeunerin habe ihr vor ihrer zweiten Vermählung prophezeit: „sie werde größer sein als eine Königin, und dennoch in einem Spital sterben!“ Der letztere Theil dieser albernen Prophezeiung, sagen die Leichtgläubigen, sei dem Buchstaben, wenn auch nicht dem Geiste nach in Erfüllung gegangen; denn der Name Malmaison bedeute eigentlich ein Krankenhaus, und dieses Schloß, in welchem sie starb, sei auch ursprünglich ein Spital gewesen. Ich muß gestehen, daß ich bereits im Jahre 1802, also vor ihrem Tode und

ihrer Erhebung zur Kaiserwürde, von dieser Prophezeiung sehr oft hörte.

Diese Vermählung war das Werk Barras', und wurde um die Zeit der Ernennung Bonaparte's zum Consul gefeiert. Seine Liebe zu Josephinen war innig und aufrichtig, und dauerte eine Zeit lang; sie blieb immer ein Gegenstand seiner Achtung und seines Wohlwollens. Als er jedoch den Kaisertitel annahm, begann er gewissen Einflüsterungen Gehör zu schenken und vielleicht den Plan einer andern Vermählung zu hegen, die ihn in die Reihe der legitimen Souveräne stellen und ihm durch die Aussicht auf Nachkommenschaft zur Gründung einer erblichen Monarchie behilflich sein könne. Eine mit Josephinen wohlbekannte Dame, die ihre Erzählungen freilich gern zu dramatisiren pflegt, versicherte mir, der neuernannte Kaiser habe der Madame Bonaparte in ihrem Cabinet eröffnet, daß ihm seine Verwandten, seine Minister, seine Räthe, enfin tout le monde, die Nothwendigkeit einer Scheidung und einer neuen Vermählung vorgestellt hätten. Während sie — sie fuhr die Dame fort — den Kopf in die Hand gestützt und mit Thränen in den Augen im Sofa saß, ging er mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab, und fragte zu wiederholten Malen: »Was sagst Du dazu? Soll es sein? Was meinst du?« — Sie erwiederte: „Was soll ich dazu sagen? Wenn deine Brüder, deine Minister, Alle gegen mich sind, so bleibt mir kein anderer Schutz, als Du!« — „Dir bleibt kein anderer Schutz, als ich!« rief er bewegt; „eh bien! tu l'emporteras.«

Josephine setzte bei der Erzählung dieses Vorfalls hinzu, er habe nie Thränen, am wenigsten weiblichen Thränen widerstehen können. Wenn er es für nothwendig hielt, standhaft zu sein, so pflegte er einen kurzen, barschen, entschiedenen Ton anzunehmen, um jenen Bitten vorzubeugen, denen er nicht hätte widerstehen kön-

nen. Mehrere andere Personen haben mir versichert, daß er die heftigen Worte, die er sich nur zu oft erlaubte, weniger in einer Aufwallung des Zorns als in der Absicht gesprochen habe, um mißliebige Pläne zu vereiteln und Zudringlichkeiten vorzubeugen; daß die so gefürchteten Ausbrüche seiner Leidenschaft im Grunde nur der Deckmantel eines ruhigen und freundlichen, nicht die Aeußerung eines jähzornigen oder unlenksamen Gemüths gewesen seien. Dem mag so seyn; aber Mancher wird denken, daß er seine Rolle zu gut spielte, und die Gewohnheit oft zur zweiten Natur wird.

Bei einem traurigen Anlasse zeigte er allerdings große Härte und Gefühllosigkeit. Die Verhaftung und Hinrichtung des Herzogs von Enghien, von welcher Art auch immer die Motive dazu waren, ist ein Schandfleck in der Geschichte des großen Mannes. Die Thränen der Gattin, die dringenden Bitten der Verwandten des Herzogs, blieben eben so fruchtlos, wie die ersten Vorstellungen mehrerer Staatsmänner. Das Ganze ist ein noch nicht gelöstes Räthsel; jene Personen, die in dem Geheimnisse waren und über den Gegenstand in der fruchtlosen Absicht schrieben, jede Theilnahme an der Schuld von sich abzuwälzen, haben nur wenig Licht auf diese Angelegenheit geworfen. Einer derselben, Savary, veröffentlichte folgende Erklärung *) der Umstände, welche

*) Das Manuscript seiner Memoiren, in welchen diese Geschichte enthalten ist, wurde 1815 oder 1816 einem Buchhändler zu London von Savary selbst angeboten. Der Buchhändler theilte es Mr. Allen zur Durchsicht mit, um dessen Urtheil darüber einzuholen. Allen erinnerte sich genau der Erläuterung, welche in dem Manuscripte über diese interessante und traurige Angelegenheit gegeben wurde. Diese Memoiren sind weder von dem Buchhändler angekauft noch sonst gedruckt worden, und in der Flugschrift, welche Savary später zu Paris herausgab, sind einige Details wörtlich, andere mit einigen Abänderungen wiederholt, noch andere aber ganz weggelassen worden.

die Verhaftung des Herzogs von Enghien veranlaßt haben sollen. Die Polizei erhielt Kenntniß von den geheimen Zusammenkünften Georges Cadoudal's und seiner Genossen zu Paris. Man kannte ihre Anzahl, ihren Plan, die Mittel, die ihnen zur Ausführung desselben zu Gebote standen, den zu ihrem Unternehmen bestimmten Zeitpunct, ja sogar Vieles von ihren geheimen Verhandlungen. Aber in jenen geheimen Versammlungen erschien zuweilen ein Mann, dessen Name und Stand nie genau ermittelt wurden. Er wurde mit ungewöhnlicher Ehrerbietung behandelt, und schien unter den royalistischen Verschwörern einen hohen Rang und eine wichtige Stellung zu haben. Obgleich es sich nachher ergab, daß es Pichegru gewesen war, so hegte der erste Consul doch die von seiner Regierung getheilte Vermuthung, es sei kein Anderer als der Herzog von Enghien. Man wußte, daß sich der Herzog in neuester Zeit an der deutsch-französischen Gränze aufgehalten und sich auf eine etwas räthselhafte Weise von seinem gewöhnlichen Wohnorte in Deutschland entfernt hatte. Während seiner vierzehntägigen Abwesenheit war der unbekannte vornehme Verschwörer zu Paris erschienen. Der Befehl zu seiner Verhaftung wurde demgemäß in der Ueberzeugung erlassen, daß er der Mann sei, den man suchte.

Angenommen, daß die Geschichte wahr ist, würden die Beweggründe zur Hinrichtung des unglücklichen Fürsten, der ungeachtet der Aufklärung des Irrthums nach Paris gebracht wurde, verständlicher sein, obgleich es immer eine übermüthige Verletzung neutralen Gebiets war, deren man sich schuldig machte, um einen unschuldigen, allgemein bedauerten jungen Mann zu verhaften. Diese Ansicht der Sache würde mit einer angeblichen Aeußerung Talleyrand's übereinstimmen. Talleyrand soll nämlich, wie Napoleon zu Lord Ebrington sagte, gemeint haben: »Le vin est tiré, il faut le boire.« Auch sein Be-

dauern, den Herzog nicht gesehen zu haben *), und der daraus zu ziehende Schluß, daß er ihn hätte begnadigen müssen, wenn er ihn gesehen, würde mit dieser Erklärung der Sache wohl übereinstimmen. Ist es andererseits aber wahrscheinlich, daß Napoleon, dem die lauten Aeußerungen der Entrüstung über diese That nicht unbekannt waren, nicht auf Elba, oder zu Paris während der hundert Tage, oder auf der Reise nach St. Helena, Entschuldigungsgründe für diesen Justizmord geltend gemacht hätte? Denn einen Justizmord hatte er begangen, wenn nicht ein Irrthum oder eine veranlassende Ursache nachgewiesen werden konnte. Ein Verbrechen kann durch die Folgen nicht entschuldigt, geschweige denn gerechtfertigt werden. Wenn auch der durch den Tod eines bourbonischen Prinzen hervorgebrachte Schrecken Napoleon in den Stand setzte, viele Verschwörer jener Partei, die nach dem Gesetz ihr Leben verwirkt hatten, zu schonen; wenn er auch gegen die Polignacs, den Marquis de Rivière und viele Andere eine unter solchen Umständen fast beispiellose Gnade walten ließ: so ist und bleibt die grundlose Aufopferung eines Mannes, den nur seine Geburt zum Feinde machte und der keines Verbrechens überwiesen werden konnte, ein Schandfleck auf seinem Andenken. Künftige Enthüllungen können die Schmach vielleicht mildern, aber gewiß nie ganz auslöschen.

Die Gerechtigkeit macht mir zur Pflicht hinzuzuse-

*) Eduard I. verweigerte eine Unterredung mit dem Prinzen David von Wales, als er entschlossen war, ihn hinrichten zu lassen. Jacob II. sah den Herzog von Monmouth, und war so grausam, ihm die Begnadigung zu verweigern. Meiner Ansicht nach hielt Napoleon, wie Eduard, eine Unterredung und Begnadigung für fast gleichbedeutend, und die Verurtheilung eines Nebenmenschen, mit dem er unlängst gesprochen, nicht nur für Härte, sondern für Unmenschlichkeit.

tzen, daß ich durch die Einsicht der auf die Verhaftung des Herzogs von Enghien bezüglichen officiellen Befehle und Depeschen die Ueberzeugung von der Schuldlosigkeit Caulincourt's, Herzogs von Vicenza, gewonnen habe. Die Befehle wurden von Paris aus auf dem gewöhnlichen Wege ertheilt. Berthier schrieb und expedirte die militärischen Instructionen; Talleyrand, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, die Rechtfertigung der Verletzung des neutralen Gebietes. Der General Ordener, nicht General Caulincourt, erhielt die Befehle; ein Subalternofficier, Namens Charlotte, vollzog sie unter dem unmittelbaren Befehl des Generals Ordener. Ich bezweifle durchaus nicht, daß Caulincourt oder ein anderer dienstthuender General diese Befehle, wenn er sie erhalten hätte, ohne Bedenken vollzogen haben würde. Die Civil- und nicht Militärbehörden, wenn letztere auf Befehl handeln, sind nach Gesetz und Vernunft allein verantwortlich für solchen Bruch der Neutralität. Aber in dieser Angelegenheit war der General Caulincourt nicht die Militärbehörde, welche die Befehle erhielt oder vollzog.

Eben so klar ergibt sich aus unwiderlegbaren Documenten, daß er zu Nancy und folglich zu weit von Paris entfernt war, um in der Zeit zwischen der Ankunft des Herzogs von Enghien und dessen Hinrichtung mit der Regierung verkehren zu können. Er konnte folglich keinen Einfluß auf das Schicksal des Prinzen haben. Seine Freunde versichern, er würde gern seinen ganzen Einfluß geltend gemacht haben. Als er zwei Tage nachher zu Paris ankam, soll er bei der Nachricht von dem Tode des Prinzen in Ohnmacht gefallen sein: ein Grad der Erschütterung, der wohl nicht recht zu erklären ist bei einem Manne, der mit dem Prinzen in keiner Verbindung stand und an der ganzen Verhandlung entweder gar keinen oder doch nur einen sehr entfernten und unschuldigen

Antheil hatte. Seine dringende Bitte um Zulassung zu den Verhandlungen, seine Reise nach Straßburg, seine Anwesenheit bei dem Kriegsgericht und bei der Hinrichtung, dieß Alles ist offenbar böswillige die zur Erschwerung seiner vermeinten Schuld so zuversichtlich behauptete Abhängigkeit seines Vaters oder seiner Familie von dem verstorbenen Prinzen von Condé eben so ungegründet. Als Napoleon in den hundert Tagen erfuhr, daß die Ursache der Feindseligkeit der bourbonischen Prinzen gegen Caulincourt dessen angebliche Theilnahme an der Verhaftung und Hinrichtung ihres Verwandten sei, sagte er zum Grafen Molé: »Er hat nichts damit zu thun gehabt, eben so wenig wie Sie.«

Beim Ausbruche des Krieges im Jahre 1803 hatte Napoleon bereits die Absicht, seinen Titel zu ändern und sich die Krone zuzueignen. Er war schon früher dazu geneigt gewesen, aber seine Generale, hauptsächlich Lannes *), hatten es ihm widerrathen. Den Letztern behandelte er immer mit großer Nachsicht und Zuneigung, ließ ihm manche Subordinationswidrigkeit hingehen, und übersah selbst Pflichtverletzungen. Dieß war eine Folge dankbarer Erinnerung an frühere Dienste und einer unveränderten, vielleicht grundsätzlichen Vorliebe für alle seine ersten Cameraden und Freunde. Die Beiwörter „undankbar" und „rachsüchtig" scheinen eine nothwendige Zugabe zu den Titeln „Tyrann" und „Usurpator," den die Engländer ihrem gefürchteten Feinde so freigebig beilegten. Aber befriedigter Ehrgeiz ist wohl selten so frei von Undank oder Rachsucht geblieben, als bei Napoleon.

*) Nachmals Herzog von Montebello. Lannes war immer ein biederer, offenherziger, muthiger Soldat und entschiedener Republikaner. Man konnte ihm keinen andern Vorwurf machen, als Nichtachtung des Anstandes und Rücksichtslosigkeit in der Verwendung der Staatsgelder.

Den Vertrag von Amiens betrachtete er als ein Experiment, und die possenhaften Witze der englischen Zeitungen, die Kälte, Eifersucht und offenbare Entfremdung des englischen Cabinets überzeugten ihn, daß das Experiment mißlungen war. Durch einen der gewandtesten Schriftsteller, Gallois, ließ er den Bericht über den Frieden von Amiens verfassen, worin die Artikel gerechtfertigt und der Gesetzgebung die Vortheile des Friedens dringend ans Herz gelegt wurden. Als Lord Whitworth nach dem Bruch des Vertrags von Paris abgereist war, ließ Napoleon wieder seinen Berichterstatter kommen, und rief ihm zu: »England will durchaus den Krieg! Es will ihn!« Dann legte er Gallois die ganze Unterhandlung vor und forderte ihn auf, seine Meinung zu sagen. „England," sagte Gallois, „hätte mehr thun können, um den Frieden zu erhalten; aber Frankreich hat auch nicht Alles gethan, was es konnte, um ihn zu erlangen."

Auf diese Bemerkung erwiederte der oberste Consul, er habe bereits einen zweiten Boten abgeschickt, um Lord Whitworth einzuholen und »den letzten Versuch zu machen *)«. Aber nachdem er seine Friedensbestrebungen mit einiger Ruhmredigkeit dargethan und zugegeben hatte, daß der Friede, oder wenigstens das Bestreben, ihn zu erhalten, für Frankreich nothwendig gewesen sei, setzte er mit Nachdruck hinzu: „Aber kurz und gut, England will den Krieg. Es soll ihn haben, und ich freue mich darüber **)".

*) Dieser bestand in dem Vorschlage, England im Besitz von Malta zu lassen, jedoch unter der Bedingung, daß es sich bei dem Könige von Neapel für die Abtretung von Tarent, Otranto und noch eines andern Hafens an Frankreich verwenden solle. Ein Genfer Namens Hubert war der Ueberbringer dieses Ultimatums. Es wurde verworfen.

**) Genau dieselbe Ansicht, welche Pitt mit andern Worten in seiner Rede über den Bruch der Unterhandlungen von Lille aussprach. Dieses Zusammentreffen ist merkwürdig.

Auf die dringende Bitte um Erklärung einer mit seinen frühern Aeußerungen so wenig übereinstimmenden Ansicht, begann er eine lange, merkwürdige und lichtvolle Darlegung seiner Politik. »Wenn die europäischen Mächte,« sagte er, »gesonnen gewesen wären, die neuen Institutionen Frankreichs zu einer freien und friedlichen Regierung sich entwickeln zu lassen; wenn sie es über sich hätten gewinnen können, mit dem neuen Staate und dessen holländischen und italienischen Provinzen in freundschaftlichen und aufrichtigen Verkehr zu treten: so hätte er die Künste des Friedens pflegen, seine innere Lage verbessern und sich seines Gedeihens erfreuen können; aber die Erfahrung eines einjährigen Friedens mit England, und eines mehrjährigen mit den andern Mächten, hat meine Besorgnisse bestätigt und die Friedenshoffnungen als eitel dargestellt. Die Mächte haben nie die Absicht gehabt, Frankreich unbelästigt zu lassen. Jetzt ist Frankreich im Stande, den Kampf mit ihnen allen zu bestehen, später würde es dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen seyn.« — »Wie so?« sagte Gallois; »werden denn einige Friedensjahre die Hilfsquellen Frankreichs nicht vermehren? Werden nicht die wohlthuenden Wirkungen der Veränderungen, von denen wir bis jetzt fast nur die Erschütterungen wahrgenommen haben, nach und nach bemerkbar werden in dem wachsenden Wohlstande und der zunehmenden Macht dieses großen Volkes?« — »Zugegeben,« erwiederte Bonaparte; »aber Wohlstand und Gedeihen sind für die Zwecke, die ich im Auge habe, vielleicht nicht die zweckmäßigsten Werkzeuge. Ueberdieß, die Armee! die Generale!«

Er schilderte die Letztern als siegsbegeistert, an die Mühen des Krieges gewöhnt, in der Kraft der Jahre, voll Feuer und Ehrgeiz. Einige Jahre der Ruhe, während welcher sie von der Regierung mit großen Kosten erhalten werden müßten, würden ihren Kriegseifer schwächen und ihre militärische Befähigkeit vermindern, und dennoch wür-

den sie sammt ihren Verwandten oder Günstlingen Ansprüche geltend machen, die man billigerweise nicht unbefriedigt lassen könne, wie schwierig dieß auch sei. In einem solchen Zustande würde das Land der Aufgabe, die er im Sinne habe, nicht gewachsen seyn; denn die großen Continentalmächte müßten nicht blos gedemüthigt, sie müßten zertrümmert, zerstückelt werden. In ihrem dermaligen Zustande hätten sie den Willen, und nach einem kurzen Frieden würden sie die Macht haben, dem französischen Volke die Früchte seiner Siege zu entreißen und möglicherweise alle seine Aussichten durch eine Gegenrevolution zu vernichten.

Dann entwickelte er sein ganzes System mit großer Ausführlichkeit. Gallois fand dasselbe umfassend und gut combinirt, seine Ansichten verständlich, wenn nicht richtig, seine Beweisgründe sinnreich und überzeugend, und seine Kenntniß fast wunderbar. Dieses damals entwickelte System verfolgte er, mit geringen Abweichungen, bis zu seiner Vermählung mit der Erzherzogin von Oesterreich.

Diese Verbindung änderte seine innern und äußern Pläne, führte ihn in die Versuchung seine Regierung mehr und mehr mit andern Monarchien in Uebereinstimmung zu bringen, und täuschte ihn mit der Hoffnung, die europäischen Fürsten würden in Rücksicht auf seine Bundesverwandtschaften mit andern Regentenhäusern und seine persönliche Autorität, die Mängel seines Wappens übersehen, und in der Form einer erblichen Monarchie mit einem vom Volke herkommenden Titel ausgesöhnt werden.

Die Kaiserin Josephine sah diese Politik in einem entgegengesetzten Lichte, oder gab sich wenigstens das Ansehen. Neben ihren Thränen und Vorwürfen wandte sie alle Ueberredungskunst an, um ihn von seinem Vorhaben abzulenken; sie prophezeite, sein Glück werde ihn verlassen, wenn er sie verließe; denn sie hatte von jeher aus Schlau-

heit oder Aberglauben behauptet, sein Glück sei mit dieser Verbindung auf eine mysteriöse Weise innig verknüpft.

Wann er zuerst den Plan faßte, ist sehr schwer zu ermitteln, zumal da alle seine Pläne aus seinem eigenen unerschöpflichen Geiste hervorgingen und ihm selten, vielleicht nie, von Andern vorgeschlagen wurden. Talleyrand erzählte mir, der Staatsrath sei durch den unvermutheten Antrag ganz verblüfft worden. Der ganze Staatsrath saß um den Tisch und discutirte Geschäftssachen, als der Kaiser plötzlich die Berathung abbrach und sagte, man habe sich sofort über drei Puncte zu berathen und ohne unnöthigen Zeitverlust zu entscheiden: — 1. Ob es im Interesse des Staats von Wichtigkeit sei, daß er sich von Josephinen scheiden lasse, um die Erbfolge zu sichern; 2. ob er sich im Bejahungsfalle mit einer Prinzessin aus einem alten europäischen Regentenhause vermählen solle; 3. ob eine russische oder eine österreichische Prinzessin vorzuziehen sei.

Die Frage war wohl geeignet, die Höflinge in Verlegenheit zu setzen. Talleyrand zeigte, als er die Sache erzählte, durch sein Gesicht den Eindruck, den sie damals auf ihn gemacht hatte. Es war ihm recht lieb, daß Cambacérès den Vorrang vor ihm hatte und zuerst sprechen mußte. Nach seinem eigenen Geständniß vermied er jede entscheidende Antwort und äußerte, daß man die Stimmung der Kaiserin Josephine in Bezug auf eine solche Maßregel und die Mittel, dieselbe mit oder ohne ihre Zustimmung zu vollziehen, wohl erwägen müsse, bevor es möglich sei, auf die erste, geschweige denn auf die beiden andern Fragen eine bestimmte Antwort zu geben.

Andere Mitglieder des Staatsrathes schienen besser vorbereitet zu sein, als Talleyrand; mehr als Einer hatte die Bemerkung gemacht, daß derlei Dinge in Gegenwart Napoleons und selbst mit ihm ohne Bedenken oder Gefahr besprochen werden konnten. Ein sonderbarer, übri-

gens ganz unbekannter Mann, Namens Nisas, behauptete, Josephine selbst würde das Angemessene eines solchen Schrittes einsehen, und als sie ihm Vorwürfe machte, daß er dem Kaiser einen solchen Rath gegeben, gestand er es ganz offen ein, mit dem Bemerken, wenn sie eine gute Französin wäre, würde sie nicht nur in die Scheidung willigen, sondern ihren Gemahl wirklich dazu bereden. Es ist schwer zu glauben, daß Jemand, ohne von Napoleon wenigstens einen Wink bekommen zu haben, gewagt haben sollte, gegen die Kaiserin Josephine eine solche Sprache zu führen. Die Familie Bonaparte blieb auch nicht unthätig; entweder auf Anregung des Kaisers selbst, oder aus Eifersucht gegen die Beauharnais (ein Beweggrund, der so oft ihr Verhalten bestimmte) suchte sie den Plan zu fördern und die Angemessenheit, Gerechtigkeit und Nothwendigkeit desselben darzuthun.

Talleyrand versicherte mir auf das Bestimmteste, daß weder der Kaiser Alexander noch der Kaiser Franz die mindeste Abneigung gegen die Verbindung gehegt. In Rußland waren nur die Kaiserin Mutter und die Großfürstin dagegen. Oesterreich bewarb sich gewissermaßen um die Ehre, und ein gewisser Dumoutier (später ein Ultrahöfling und Minister unter den Bourbons) wurde ermächtigt, Napoleon*) zu eröffnen, daß sein Antrag dem Wiener Hofe nicht unangenehm sein würde.

Beide kaiserliche Cabinete suchten damals Lord Liverpool und dessen Collegen durch geheime Mittheilungen und später durch falsche Vorspiegelungen zu täuschen, und ich glaube, daß dieß keine sehr schwere Aufgabe war; denn Seine Lordschaft versicherte mir, daß die von der Erzherzogin nicht ganz mißfällig aufgenommene ungestüme Werbung, die beinahe einem Sturm gleiche, vom Hofe

*) Oder vielmehr Narbonne, durch welchen es Napoleon mitgetheilt wurde.

als ein großes Unglück bedauert werde, und daß der russische Hof *) in eine solche Verbindung nie willigen werde.

Napoleon schien Marie Louise im ersten Jahre wirklich zu lieben; er war stets ehrenhaft in seinem Benehmen gegen sie, obgleich ihr Charakter eben nicht geeignet war, Vertrauen einzuflößen, und ihr Verstand nicht viele Ressourcen bot. Später wurde sie der steifen Hofetikette sehr überdrüssig, und er war zurückhaltender und ceremoniöser, vielleicht aus Argwohn gegen die Absichten des Wiener Hofs, oder aus Groll über die Treulosigkeit desselben.

In wie fern die frühere Erhebung Napoleons in verschiedenen Epochen seiner verhängnißvollen Laufbahn das Resultat der Gewandtheit und schneller Benutzung glücklicher und entscheidender Umstände, oder die natürliche, allmälig reifende Frucht kluger Voraussicht und Beharrlichkeit war, darüber hat der künftige Biograph und Historiker nachzuforschen. Daß er zur Zeit des Friedens vom Campo Formio den mißlichen Zustand der Regierung, welcher er damals diente, wohl erkannte, ergibt sich aus seinen Aeußerungen gegen die Oesterreicher, mit denen er unterhandelte. Man bot ihm einen Ruhegehalt, ja sogar ein kleines deutsches Fürstenthum an **). Er lehnte es ab, räumte aber zugleich die Unmöglichkeit einer langen Dauer des Directoriums und den unbefriedigenden Zustand Frankreichs ein. Wenn er von der Schwäche des Directoriums nicht überzeugt gewesen wäre, so würde er es wohl kaum gewagt haben, durch Unterzeichnung des Friedens seinen Instructionen zuwider zu handeln.

*) In Bezug auf die Kaiserin Mutter und die Großherzogin von Oldenburg (nachmalige Prinzessin von Würtemberg) mochte dieß wohl wahr seyn, aber gewiß nicht in Bezug auf Alexander oder seine Minister.

**) Diese Thatsache ist mir von Marveldt, der den Vertrag mit ihm unterhandelte, mitgetheilt worden.

Als er nach Paris zurückkam, beobachtete er die Personen, aus denen das Directorium und die Staatsverwaltung bestand. Er deckte ihre Schwächen mit beißendem Witz auf, äußerte sich frei über die Mängel der Verwaltung, und beleuchtete die Fehlgriffe im Regierungswesen mit ungemeinem Scharfsinn. Die Pariser Gesellschaft, die ihn bis dahin nur für einen geschickten und glücklichen General gehalten hatte, überzeugte sich nun, daß er bei seinem Scharfblick, seiner schnellen Auffassung und tiefen Einsicht in die öffentlichen Angelegenheiten zu einer hohen politischen Stellung geeignet sei. „Das kann nicht so bleiben," sagte er; „die Directoren wissen für die Phantasie der Nation nichts zu thun;" eine Aeußerung, die nicht nur seine geringe Meinung von der damaligen Regierung, sondern seine allgemeine Beurtheilung des französischen Nationalcharakters, auf welche er seine nachmalige Politik großentheils gründete, in das deutlichste Licht stellt.

Die Eifersucht des Directoriums entging der Wachsamkeit Napoleons nicht. Er bemerkte mit einiger Unruhe, daß seine glänzenden Siege, sein nicht minder glänzender Friede und seine Popularität in den Pariser Gesellschaftskreisen nicht genügend waren, um ihm den Einfluß im Kriegs- und Staatswesen, nach welchem er strebte, zu sichern, und daß eine offene Darlegung seiner Pläne ungeachtet seiner Dienste und glänzenden Eigenschaften gefährlich für ihn werden könne. Aus diesen Rücksichten wurde er ein Gegner des allgemeinen Friedens, obgleich er mit Oesterreich und Rom Frieden geschlossen hatte; er strebte nach Thätigkeit, und beabsichtigte nichts Geringeres, als einen Angriff gegen England, oder irgend ein anderes großartiges Unternehmen.

Inzwischen widmete er den Männern der Wissenschaft und Literatur große Aufmerksamkeit, besuchte regelmäßig die Sitzungen der Akademie, befragte die Mitglieder der-

selben über Staatsangelegenheiten und sprach mit ihnen über wissenschaftliche Gegenstände.

Alle diese Umstände trugen zu dem egyptischen Feldzuge bei. Man ersann dieses Auskunftsmittel, theils um sich seiner zu entledigen, theils um seinen Wünschen zu entsprechen, und theils um jenen Theil der Pariser Gesellschaft, welche als Schriftsteller und Lehrer großen Einfluß auf die öffentliche Meinung hatten, zu blenden und zu erfreuen. Auch Napoleon nahm den Oberbefehl aus verschiedenen Gründen an: aus Ehrgeiz, aus Liebe zum Ruhm, und in dem Bewußtsein, daß er seine Lage durch seine unbesonnene Sprache etwas prekär gemacht hatte.

Es ist bekannt, wie glücklich er der englischen Flotte unter Nelson entkam. Auf der ganzen Seereise widmete er der Seemannskunst und den Schiffsmanövern große Aufmerksamkeit.

Bei der Landung wurde die Armee durch die Physiognomie des Landes, der Städte und Dörfer, des Volkes, und zumal der Weiber, nicht sonderlich erbaut. Die Soldaten und Officiere kamen in noch größere Verlegenheit, als es ihnen auf dem Marsche, den sie sogleich antreten mußten, an Transportmitteln jeder Art fehlte. Die Pferde waren klein und in geringer Anzahl vorhanden, die Kameele waren nicht zahlreich, und selbst die in großer Menge aufgetriebenen Esel bildeten eine schwache und zugleich schmähliche Reiterei. Gegen die Männer der Wissenschaft, welche für die Anstifter des Feldzugs gehalten wurden, äußerten die Soldaten lauten Unwillen, und Jene hatten anfangs Ursache, um ihre Sicherheit besorgt zu sein. Als sie indeß nur Esel zu reiten bekamen, wurden sie mehr Gegenstände des Spottes als des Aergers, und indem sie den Witzen der Soldaten eine Zielscheibe boten, entgingen sie groben Beleidigungen oder Insulten. Sie wurden mit den geduldigen Thieren, welche sie ritten, bald synonyme Ausdrücke. „Voilà un savant," sagte der Soldat,

wenn er einen Esel sah; und „voici la bête d'âne" hieß es, wenn von einem Philosophen die Rede war. Caffarelli, der einbeinige General, unter dessen specieller Obhut sie standen und der ebenfalls auf einem Esel her ritt, wurde manchmal in demselben Tone begrüßt: „Le voilà," hieß es, „il s'en moque bien celui-là; qu'est-ce que cela lui fait? il a un pied en France." Der General Bonaparte ließ diese Späße hingehen, er war froh, daß es nicht zu bedenklichern Aeußerungen der Unzufriedenheit kam, zu denen seine Armee nur allzu geneigt war.

In den ersten Treffen *) griffen die Mameluken mit großem Ungestüm an. Sie waren sehr erstaunt, von einer dichtgedrängten Schaar Soldaten, die sie sowohl ihrer kleinen Gestalt als auch ihrer elenden Bekleidung wegen verachteten, zurückgeschlagen zu werden. Murad Bey meinte, nur Feigheit könne den ersten Truppen, die er gegen die Eindringlinge ausgeschickt hatte, eine Niederlage bereitet haben. Den Officier, der den Befehl geführt, hätte er beinahe erdrosseln lassen wegen der Flucht vor den „Christenhunden." — „Ich will durch sie hindurchreiten," sagte er, „und ihre Köpfe wie Wassermelonen abhauen."

Er griff nun mit einer bedeutenden Truppenmacht an, aber ebenfalls ohne Erfolg. Sein Unwille, seine Wuth wurde noch größer. Er war so aufgebracht, daß man fürchtete, er werde sich das Leben nehmen. Als er

*) Die folgenden Details des egyptischen Feldzugs sind zwar an sich nicht von großer Wichtigkeit, aber sie wurden mir von dem General Bertrand nach seiner ersten Rückkehr von St. Helena in so lebendiger und natürlicher Weise erzählt, daß ich sie der Aufzeichnung werth hielt. Napoleon sprach zu jeder Zeit seines Lebens, hauptsächlich während seiner Verbannung, mit besonderer Vorliebe von seinen in Egypten bestandenen Abenteuern; es ist daher wohl vorauszusetzen, daß der General Bertrand erst vor Kurzem mit Napoleon selbst über diesen Gegenstand oft gesprochen hatte.

nachmals erfuhr, daß die französischen Befehlshaber, namentlich die Generale Bonaparte und Desaix, kleine Männer wären, meinte er, die französischen Soldaten würden zusammen in eine Maschine gezwängt und durch eine im Mittelpuncte jeder Colonne befindliche mechanische Vorrichtung gedreht. Auf andere Art wußte er sich die festgeschlossene Phalanx und die regelmäßigen Bewegungen nicht zu erklären. Eine Unterredung mit dem General Kleber tröstete ihn einigermaßen, denn Kleber war ein großer schöner Mann. Murad Bey sagte zu ihm, er sehe zu seiner Freude, daß es in der Armee, mit welcher er einen Waffenstillstand abgeschlossen, doch wenigstens einige »Männer" gebe.

Was aber die Mameluken oder Egypter von dem Aussehen der französischen Generale immer denken mochten, sie erkannten bald die hervorragenden Eigenschaften Napoleons. Einige gewannen ihn lieb, Andere fürchteten ihn, Alle lernten ihn achten. Bei der Unterdrückung des Aufstandes der Scheiks ließ er sechzig derselben auf der Stelle erschießen, und überraschte ihre Kameraden, welche um Gnade für sie baten, am folgenden Morgen mit der Nachricht, daß sie Alle in der Nacht umgekommen wären. In der Folge erzählte er auf der Insel Elba diese Geschichte dem Herrn Fazakerly mit einer Gleichgiltigkeit und selbst Heiterkeit, die sehr gefühllos schien. Er bemerkte dabei zwar, er habe es gethan, um zu zeigen, daß „sa manière de gouverner n'était pas molle"; aber er verschwieg die Umstände, welche seine ungewöhnliche Strenge, gegen die „mamelukischen Abbés" — wie er sich ausdrückte — erklärlich machten und einigermaßen rechtfertigten. Auch erwähnte er nichts von vielen Beweisen der Milde, die er gegen dieselbe Volksclasse an den Tag legte. Die Scheiks hatten die Ermordung der französischen Soldaten in Cairo verabredet. Sie wiegelten zu diesem Zwecke das Volk auf und theilten Waffen aus. Die Franzosen waren im höch-

sten Grade erbittert. Sie hatten sechzig Scheiks auf der That ergriffen, aber sie wurden nur mit Mühe abgehalten, die Stadt zu plündern und alle des Einverständnisses mit den Scheiks verdächtigen Einwohner zu ermorden. Diese erbitterte Stimmung war so allgemein, daß Officiere von hohem Range, mit dem General Kleber an der Spitze, Napoleon laute Vorwürfe über seine Nachsicht machten, und die Bestrafung der Eingebornen und die Hinrichtung der Scheiks forderten. Als der General Kleber den obersten Scheik, den geheimen Anstifter und Leiter des Aufstandes, einige Tage nachher im Gespräche mit dem General Bonaparte fand, zog er den Säbel und wurde nur mit Mühe abgehalten, den Mameluken niederzuhauen.

Bonaparte hatte jedoch eine andere Politik. Er erklärte dem alten Verschwörer unter vier Augen, und den übrigen Scheiks ganz öffentlich, daß er um ihre geheimen Anschläge wohl wisse, daß er die Haupträdelsführer bestraft habe und daß man ihm den Rath gegeben, gegen alle Jene, deren Schuld (so nannte er es) eben so klar erwiesen sei, gleiche Strenge zu üben; er wolle jedoch glauben, daß sie ihr Vergehen bereuten und sich vor den Folgen einer Wiederholung desselben hüten würden. Er hoffe, setzte er hinzu, daß sie einsehen würden, wie sehr es in ihrem Interesse liege, Freunde zu sein, nachdem sie sich überzeugt, daß er sie nicht fürchte; er achte ihre nationalen Eigenthümlichkeiten und ihre Religion; nur von ihnen könne er die Bedürfnisse des Volks erfahren, und durch sie allein könne er die Justiz handhaben und den Beschwerden der Einwohner abhelfen.

Eine solche Sprache, welche von jener ihrer wirklichen Herren, der Mameluken, und ihrer angeblichen Souveräne, der Türken, so sehr verschieden war, machte einigen Eindruck, zumal da man sogleich wirkliche Beweise des Vertrauens folgen ließ und den Dörfern und kleinen Städten eine gewisse Selbstständigkeit verlieh. Napoleon

nahm sich die Mühe, sich die Scheiks und die Kopten, d. h. die große Masse der Eingebornen, geneigt zu machen, und er ging dabei von den nachstehenden Grundsätzen aus.

Die Mameluken konnten, selbst wenn sie versöhnt wurden, unter französischer Herrschaft nicht bestehen. Wie nützlich ihr Beistand oder ihre Unterwerfung anfangs immer sein mochte, so konnten sie ihm doch keinen dauernden Anhaltspunct im Lande bieten, und er sah deutlich voraus, daß sich die Franzosen am Ende auf eine Volksclasse oder Kaste würden stützen müssen, um ihre Oberherrschaft in Egypten zu behaupten. Er hatte sich sammt der französischen Regierung durch die ausgesandten Agenten zu der irrigen Voraussetzung verleiten lassen, die Pforte werde die Befreiung Egyptens von den Mameluken als eine Gunst begrüßen und ihren alten Bundesgenossen, den Franzosen, ohne Rücksicht auf den Glauben die Oberherrlichkeit übertragen.

Doch diese eitlen Hoffnungen wurden bald zerstört. Bonaparte überzeugte sich bald von der eingewurzelten feindseligen Stimmung der Türken, und er war keineswegs geneigt, ihren Muth oder ihre Hilfsquellen zu unterschätzen. Ihre Infanterie war freilich leicht auseinander zu sprengen, und ihre Reiterei viel weniger zu fürchten als die mamelukische; aber er besaß zu viel Scharfblick, um die Vortheile zu übersehen, welche ein so großes Reich mit seiner nominellen Oberherrschaft über die Gläubigen und mit einem fanatischen Volke in einem langwierigen Kampfe erringen mußte.

Das einzige Gegengewicht war in den Gesinnungen und in der Zuneigung der Eingebornen zu finden.

Jene hingen hauptsächlich von den Scheiks ab, diese konnte nur durch gute Behandlung und gerechte Regierung eingeflößt werden. Er bestrebte sich daher, die Lage der Kopten zu verbessern, ihren abergläubischen Begriffen zu schmeicheln, und die Scheiks durch Belehrung und Ge-

schenke für sich zu gewinnen. Es ist nicht wahr, daß er zum Islam übertrat, aber er fügte sich in manche Förmlichkeiten und Gebräuche, und hielt streng auf alle ehrerbietigen Begrüßungen, welche die Scheiks von den Franzosen wie von den Kopten forderten. Mehr als Ein Meuchler wurde von der Pforte, von dem Vezier oder von einer türkischen Behörde gedungen, um ihn zu ermorden; aber die durch seine klugen Maßregeln gewonnenen Scheiks warnten ihn immer zeitig vor dem Anschlage, und trugen insgeheim zur Vereitlung desselben bei.

In seinen Bestrebungen, die Lage der Eingebornen durch Förderung der Industrie zu verbessern, nahm er die Mitwirkung der ihn begleitenden Künstler und Gelehrten in Anspruch. Auf dem Marsche nach Cairo hatte er für ihrer Sicherheit Sorge getragen, und nach der Ankunft in jener Stadt war er auf ihre bequeme Unterkunft bedacht. Um sie mit den Mühen und Gefahren, die sie zu bestehen hatten, einigermaßen auszusöhnen, und um die Spöttereien der Soldaten wieder gut zu machen, schmeichelte er ihrer Eitelkeit durch rühmende Erwähnung ihres Muthes und ihrer Kenntnisse in seinen Armeebefehlen und Depeschen. Sie unterrichteten die Eingebornen in verschiedenen Gewerben und Kunstfertigkeiten, und leiteten die Anfertigung neuer Maschinen und Werkzeuge, wie Windmühlen, Schiebkarren, Sandsägen ꝛc., die dort noch unbekannt waren.

Napoleons Entfernung aus Egypten wurde damals als eine Desertion seiner Armee dargestellt, aber es ist jetzt wohl bekannt, daß er durch eine officielle Depesche seiner Regierung aufgefordert wurde, nach Frankreich zurückzukehren.

Als Kleber den Oberbefehl übernommen hatte, wähnten die Scheiks, daß man ihnen im Hauptquartier der französischen Armee nicht so gewogen sei als früher. Sie kümmerten sich fortan nicht mehr um die Si-

cherheit des Obergenerals. Ein türkischer Emissär kam über die Gränze und reiste unangefochten durch die egyptischen Dörfer. Er lauerte in der Nähe des Hauptquartiers, und als er endlich den General allein fand, erdolchte er ihn. Wohlunterrichtete Officiere, namentlich Belliard, Sebastiani und Bertrand, haben mir versichert, daß keine Verschwörung im Lande war, und waren der Meinung, die Wachsamkeit der Scheiks würde den General Bonaparte gegen das Einschleichen eines solchen Meuchelmörders geschützt haben.

Nach Napoleons eigener Versicherung gab er in Egypten alle jene republikanischen Täuschungen auf, in denen sein früher Ruhm sich entfaltet hatte. Es ist gewiß, daß er nach seiner Ernennung als Consul derlei Neigungen selten oder nie verrieth. Viele Personen, die ihn schon in seiner Jugend kannten, haben mir versichert, daß ihm die Gräuelscenen der Revolution die Demokratie verleideten; daß er, ganz abgesehen von seiner Abneigung gegen jede Einmischung des Volks in die Regierungsgewalt, die Ueberzeugung hegte, daß die aus solchen Ausschreitungen der Volksmacht entspringenden Uebel schnell und sicher erfolgen, das am Ende daraus hervorgehende Gute hingegen ungewiß und problematisch sei. Daher unterdrückte er gewissenhaft jeden Versuch, derlei Ausschreitungen in Frankreich zu wiederholen oder in andern Ländern hervorzurufen *). Er wußte freilich, daß er der Revolution seinen Ruhm und seine Macht verdankte. Er fühlte und bedauerte vielleicht zu tief, daß die Feinde jener großen Umwälzung „den Sohn" und vermeinten „Vorkämpfer des Jacobinismus" haßten. Er fürchtete sogar, daß das Gedeihen und die Dauer seiner Regierung, mochte sie nun eine Consular-, eine königliche oder kaiserliche Regierung heißen, von der Geltung jener Principien, durch

*) So in Irland, in Polen, in Spanien.

welche die großen nationalen Umgestaltungen gerechtigt werden, abhängig sein werde. Gleichwohl wollte er lieber eine minder sichere und feste Stellung einnehmen, als eine Tendenz begünstigen, die er mit einer geregelten Staatsverwaltung und einer unparteiischen Justizpflege nicht vereinbar glaubte. Gleich unserer Elisabeth, standen seine Grundsätze und (wenn auch nicht in gleichem Grade) seine Stimmung im Widerspruch mit seiner Stellung.

Ich erwähne dieß zur Ehre der Wahrheit, nicht Napoleons. Die Anhänger der Autorität, des Prunks und vielleicht abergläubischer Begriffe im Regierungswesen, haben ein Recht auf die Sanction der Meinung dieses großen Mannes, obgleich seine Bestrebungen, ihren Beistand zu erkaufen, nur so lange erfolgreich waren, als er desselben nicht bedurfte. Sein Verhalten gegen Royalisten und Republikaner, Emigranten und Jacobiner, zumal während seines Consulats, entsprang jedoch großentheils aus dem lobenswerthen Wunsche, die Wunden der Revolution zu heilen, und aus einem aufrichtigen, patriotischen, reifen Plane, alle Classen und Parteien in Frankreich zu einigen, zur Unterstützung einer gemeinsamen Regierung und zum Schutz des Landes.

Bald nach seiner Erhebung begann er in der That, die Bestrebungen derer zu verunglimpfen, deren Schriften man jenen Umschwung der politischen und religiösen Ansichten zuschrieb, welcher die französische Revolution vorbereitete, vielleicht unmittelbar herbeiführte. Im Herzen muß er Voltaire bewundert haben. Seine eigene Anschauungsweise zeigte, daß er ihn sorgfältig studirt hatte; oder sie zeigt wenigstens, welchen gewaltigen, nachhaltigen Einfluß der Genius und der Styl jenes geistreichen, tiefdenkenden Schriftstellers auf das nachfolgende Zeitalter hatte, und wie derselbe noch jetzt mittelbar auf die Ansichten unserer größten Staatsmänner einwirkt.

...g, welche Napoleon den Schrift-
...ulte, ergibt sich daraus, daß er dessen
...einen Gesellschaftskreise auf St. Helena
... tadelte, bekrittelte, spottete, aber las ein
un... e Stück zu wiederholten Malen, und seine Ge-
dank... waren viel mit dem Gegenstande beschäftigt. Einen begründeten Tadel gegen die Philosophie des großen Schriftstellers wußte er nicht vorzubringen, wie groß auch sein Scharfblick im Auffinden von Lächerlichkeiten oder Widersprüchen war, und wie schonungslos er auch sonst die Geißel der Satyre zu schwingen wußte. Geoffroy und Fontanes mußten auf seine Anregung gegen die Encyklopädisten schreiben und den Verfasser des »Zeitalters Ludwigs XIV.« loben. Unter dem Vorwande, die Reinheit der Sprache, die Einfachheit der Composition und den classischen Charakter des französischen Drama und der ganzen Poesie zu wahren, wurden viele mehr oder minder verdeckte Angriffe gegen die religiösen Maximen neuerer Schriftsteller, hauptsächlich aber gegen den moralischen Charakter und die intellectuelle Fähigkeit der Philosophen gerichtet.

Während jedoch unter dem unmittelbaren Schutze der consularischen und kaiserlichen Regierung der Krieg gegen die öffentliche Meinung geführt wurde, machte sich Napoleon selbst, aus besonderer Vorliebe, aus Reue oder in einer Anwandlung von Laune, einiger Untreue gegen seine unnatürlichen Götzen schuldig. Er war sehr für Talma eingenommen, dessen lebendige, geniale Darstellungsweise mit der neuen Schule in Verbindung zu stehen schien, und daher von Geoffroy heftig getadelt wurde. Napoleon ließ Geoffroy's Kritiken über das Theater durch einen beißenden Artikel beantworten. Manche behaupten sogar, er habe diesen Artikel selbst geschrieben. Und als dieser servile Kritiker in seinen Angriffen gegen Voltaire die Gränzen der Politik Napoleons überschritten

hatte, sühnte dieser das dem entschlafenen thane Unrecht, indem er dem geschmähten losophen von Ferney in einer Kirche zu Marmordenkmal errichten ließ.

Minder günstig war sein Urtheil über Rousseau. Er sprach immer mit Unwillen und Verachtung über seine Werke, und bei einem Anlasse war seine Aeußerung über ihn doppelt unzart. — C'était un mauvais homme, un méchant homme," sagte er in Ermenonville zu Stanislas Girardin, der unter Rousseau's Auspicien erzogen worden, und dessen Besitzung mit vielen Erinnerungszeichen an denselben geschmückt war.

Girardin pries die Schönheit seines Styls und seiner Darstellung, und meinte, die Schwächen seines Charakters würden durch die Reinheit seiner Absichten und sein Wirken zum Wohl der Menschheit weit aufgewogen. — „Non, c'était un méchant homme," erwiederte Napoleon; „ohne ihn würde Frankreich keine Revolution gehabt haben."

Girardin entgegnete lächelnd, er habe nicht gewußt, daß der erste Consul die Revolution als ein Uebel ohne gute Seiten betrachte. — »Aha!» rief er, »Sie meinen, daß Sie mich nicht hätten, wenn die Revolution nicht gewesen wäre? Das ist wohl möglich; ich glaube es selbst. Aber Frankreich würde doch glücklicher seyn.»

Als er eingeladen wurde, die Einsiedelei, die Mütze, den Tisch, den Lehnstuhl Jean Jacques' zu sehen, sagte er: „Ah bah! non, ich finde an derlei Albernheiten keinen Geschmack; zeigen Sie sie meinem Bruder Louis; der sieht so etwas gern.»

Er war übrigens an jenem Tage ungewöhnlich verstimmt. Josephine hatte ihn auf mancherlei Art geärgert. Er wurde sogar empfindlich, wenn sie sich mit der übrigen Gesellschaft setzte, ohne auf ihn zu warten; denn schon bevor er den Kaisertitel annahm, hielt er etwas auf

chen Förmlichkeiten; er dachte vielleicht, er gewöhne seine Umgebungen an die Hofetikette, wenn er als Consul die Beobachtung eines strengen Anstandes verlange. Ueberdieß war er verdrießlich über einen halb im Scherz hingeworfenen Wink, daß er auf der Jagd nur deßhalb so gut treffe, weil man ihm lahm gemachtes Wild oder Hausthiere zutreibe. Er war ein schlechter Schütze, aber ärgerte sich mehr als einmal über jenen Kunstgriff, den er mit Recht eine kindische, unwürdige Schmeichelei nannte.

Die in den Zeitungen vorkommenden Schmähungen und Verleumdungen reizten ihn, zumal in den ersten Jahren seiner neuen Würde, oft zum Zorn. Seine Erbitterung über die englischen Zeitungen trug viel dazu bei, nach dem Frieden von Amiens den Bruch zwischen Frankreich und England zu beschleunigen. Gleichwohl machte eine Bemerkung Gallois', gegen den er sich über die Zügellosigkeit der englischen Presse beklagte, großen Eindruck auf ihn. Gallois machte die sehr richtige Bemerkung, es wären unzählige eben so boshafte Schmähschriften gegen Ludwig XIV. erschienen, aber man erinnere sich jetzt nur noch der übergroßen Empfindlichkeit, die jener Monarch dabei an den Tag gelegt, und der politischen Mißgriffe, zu denen er sich durch dieselben verleiten ließ.

Gallois schrieb den Bericht über den Frieden von Amiens, aber die Abfassung des Berichtes über den Friedensbruch lehnte er ab. Daru lieferte die Arbeit nach denselben Materialien, welche Gallois von dem ersten Consul erhalten hatte. Nicht sehr lange nachher wurde der Name Gallois in einer Liste für die Ehrenlegion vorgelegt; Napoleon strich ihn unzarter Weise und sagte lächelnd: »Wenn man für den Frieden zu sprechen weiß, muß man auch für den Krieg zu sprechen wissen.« Er sprach indeß freundlich und selbst vertraulich mit Gallois, wenn sich eine Gelegenheit darbot. Dieser bescheidene, unabhängige Mann bemerkte jedoch seine zunehmende

Rechthaberei, seine Kriegslust, und vor Allem seinen Scharfschluß und seine Fähigkeit, Alles persönlich zu leiten, und er nahm sich vor, auf eine Stellung zu verzichten, in welcher es ihm nicht vergönnt war, seine Ueberzeugung frei auszusprechen und derselben gemäß zu handeln. Er lehnte daher die Präfectur zu Besançon ab, vermied andere Anstellungen im Staatsdienste, und stimmte in der Stille, aber mit großer Consequenz, zu Gunsten jener Partei und jener Principien, die der Errichtung oder Wiedereinführung einer Willkürherrschaft nicht zuwider waren. Er stellte seine Besuche in den Tuilerien ein, aber er wurde weder von der consularischen noch von der kaiserlichen Regierung im mindesten belästigt oder verfolgt. Napoleon befriedigte selbst auf dem Gipfel seiner Macht nur selten seine Rache durch eine gesetzwidrige oder ungerechte Handlung, wenn er auch in seiner üblen Laune das Ehrgefühl Derer, die ihm mißfällig waren, oft empfindlich verletzte.

Von Rachsucht hat er nur sehr wenige Beweise gegeben, und diese haben mehr einen jähzornigen als boshaftigen Charakter; sie beweisen seinen Mangel an feiner Bildung, an Geschmack und Zartgefühl, aber sie stempeln ihn keineswegs zum Unmenschen. Von welchem Manne, der eine so große und gleichwohl so angefochtene Gewalt besaß, läßt sich das wohl mit gleichem Rechte sagen? Von Washington? von Cromwell? Aber Washington, wenn er jemals in so starke Versuchung kam oder so starke Beweggründe zur Rache hatte, besaß keineswegs so große Macht, sie zu befriedigen. Sein Ruhm ist in der That größer, als der Ruhm Cäsar's, Cromwell's und Bonaparte's, weil er nie nach Macht und Gewalt strebte und sie sogar zurückwies; er besaß sie nie, und kann daher kein so unmäßiges Lob verdienen, daß er keinen Gebrauch davon machte. In der Angelegenheit des Generals Lee zeigte er, wenn ich mich recht entsinne, keine große Neigung zu verzeihen. Selbst

ß die Macht, seiner Rache zu fröhnen,
n Grade, wie Napoleon. Aus seiner
o Nachsicht läßt sich jedoch schließen, daß
er s[illegible] selten benutzt haben würde. Mit größerem
Rechte k[illegible]n man Cromwell den Vorwurf des Un-
danks machen. Napoleon vergaß nie einen Dienst oder
eine Gefälligkeit, und selbst nachmalige Beleidigungen
vermochten die Erinnerung daran nicht zu verwischen, wie
es sonst bei ehrgeizigen Charakteren der Fall zu sein pflegt.
Gegen die Fehler Derer, die er einst ausgezeichnet hatte,
war er immer sehr nachsichtig. Er sah sie, rügte sie zu-
weilen, aber ohne sie zu bestrafen oder zu rächen. Manche
haben dieß aus politischen Rücksichten getadelt; aber wenn
es nicht Absicht und Berechnung war, so ist es gewiß ein
Zeichen von Gutmüthigkeit. Niemand wird wohl Schwäche
oder Mangel an Urtheilskraft darin erblicken. Er selbst
schildert sich jedoch als einen gerechten, nicht als einen gut-
müthigen oder willfährigen Mann. »Je ne suis pas bon,
non, je ne suis pas bon, je ne l'ai jamais été; mais
je suis sûr.« Es ist wahr, wie bereits erwähnt, daß er
sich durch Abneigung oder selbst durch Mißfallen nie zur
Verfolgung oder auch nur zur dauernden Ausschließung der
mißfälligen Personen von der Beförderung hinreißen ließ;
aber er fuhr sie oft barsch an oder bereitete ihnen sonst eine
kleine Kränkung. Einige Personen, die er als Gegner sei-
nes Regierungssystems kannte, ließ er nicht nur in hohen
Staatsämtern, sondern beförderte sie sogar zu höheren
Stellen.

In allen Fällen, wo es sich um Uebergriffe oder
Ungerechtigkeiten der unter ihnen stehenden Behörden han-
delte, war er unparteiisch, streng, unbeugsam; weder
Minister noch Präfect, weder Officier noch Militärbehörde
durfte es wagen, den Buchstaben des Gesetzes zu über-
schreiten. Keine Regierung, wenigstens in Frankreich,
war so wenig militärisch, als die Regierung Napoleons;

die Justiz ist gewiß nirgends mit größerer Consequenz und Rechtsgleichheit gehandhabt worden. In der letzten Zeit seiner Regierung *) war freilich die Wachsamkeit, der Scharfblick und der Wille Eines Mannes der einzige Schutz gegen Mißbräuche; aber mit Ausnahme der durch den Krieg nothwendig gewordenen Conscriptionen, dürfte es wohl kaum ein Beispiel von Verletzung jener strengen Unparteilichkeit geben, welche sich Napoleon zum Grundsatz gemacht hatte. Wenn sich ein Präfect oder Militär in die Wahl der Abgeordneten, in die Ernennung der Geschwornen gemischt, oder sich sonstige Uebergriffe, wie sie in der Folge in allen Departements vorgekommen sind, erlaubt hätte, so würde die Bestrafung und Abhilfe selbst ohne Beschwerdeführung der Betheiligten sogleich von der kaiserlichen Regierung angeordnet worden seyn. Die Principien der Freiheit, durch welche allein gute Institutionen vor Mißbräuchen geschützt werden können, wurden unter seiner absoluten Gewalt fast ganz vernichtet, und sind seit seinem Sturz einigermaßen wieder zur Geltung gekommen; aber die Gleichheit **) vor dem Gesetz, die Unparteilichkeit in der Justizverwaltung und die Sicherheit der Abhilfe bei Uebergriffen einzelner Beamten oder ganzer Behörden war unter den nachmaligen Regierungen im Frieden nie größer, oder nicht einmal so groß, als unter Napoleon, der mit der halben Welt Krieg führte.

*) Die folgende Schilderung der Regierung Napoleons ist hauptsächlich den Mittheilungen Gallois' entnommen. Ich habe dieselben fast wörtlich aufgezeichnet, weil Gallois nicht nur die genaueste Kenntniß von der ganzen Regierungsthätigkeit des Kaisers hatte, sondern auch durchaus unbefangen in seinem Urtheil war.

**) „Der Franzose liebt die Gleichheit, und kümmert sich nicht viel um die Freiheit," sagte Napoleon auf der Insel Elba zu Lord Ebrington. Wenn diese Bemerkung gegründet war, so gab er den Franzosen allerdings die ihnen am besten zusagende Regierungsform.

Dieses merkwürdige Urtheil über die kaiserliche Regierung *) fällte der ganz unparteiische, unbefangene Gallois, der eine Anstellung unter ihm abgelehnt hatte, und ein zu aufrichtiger Freund der Freiheit war, um nicht ein System, das ausschließlich von den Eigenschaften eines Einzigen abhing, zu verabscheuen. Es war das Ergebniß der Beobachtung und des Nachdenkens, nicht der persönlichen Zuneigung, und noch weniger einer servilen Gesinnung. Er gab zu, daß der Alles durchdringende Scharfblick Napoleons, seine rastlose Thätigkeit, seine außerordentliche Welt- und Menschenkenntniß und seine strenge Unparteilichkeit während seiner Lebensdauer einen Ersatz boten für weit bessere Staatseinrichtungen; aber er bemerkte mit Recht, daß die Mängel dieses Systems unfehlbar hervortreten müßten, sobald der große Geist, der ihnen abhalf, nicht mehr an der Spitze des Staates stehen würde. Dieß ist auch wirklich eingetroffen.

„Ich bin weder den Weibern noch dem Spiele besonders zugethan," sagte Napoleon einst zu Gallois; „ich habe im Grunde gar keine Passionen; ich bin ein durch und durch politisches Wesen." Seine Geistesthätigkeit, besonders sein Gedächtniß, war fast übernatürlich zu nennen. Es gab kaum einen Staatsbeamten in Frankreich, dessen Lebensverhältnisse, Charakter und Befähigung er nicht gekannt hätte. Als Kaiser führte er Verzeichnisse und Tabellen, die er die moralische Statistik des Reiches nannte. Er ergänzte und verbesserte diese Notizen nach den ministeriellen Berichten, nach Privatunterredungen und Correspondenzen. Es ist fast unglaublich, aber wahr, daß er alle Briefe selbst las und den Inhalt derselben nie vergaß. Er schlief wenig, und wenn er wachte,

*) Es ist von andern verständigen und glaubwürdigen Männern, die unter seiner Regierung lebten, und ihm oder seinen Ministern nahe standen, in vielen Beziehungen bestätigt worden.

war er keinen Augenblick unthätig. Wenn er eine Erholungsstunde hatte, nahm er oft ein Logarithmenbuch zur Hand, woran er, wie er selbst mit einiger Verwunderung gestand, jederzeit Vergnügen fand. Sein Zahlengedächtniß war so außerordentlich, daß er Summen, auf welche er einen Blick warf, nie wieder vergaß. Er wußte genau den Steuerertrag von jedem Jahre seiner Verwaltung, bis auf die Centimen. So entdeckte er auch mit wunderbarem Scharfblicke die Fehler in den Rechnungen, die ihm vorgelegt wurden, und er wandte dabei oft die verzeihliche List an, sich das Ansehen einer fast übernatürlichen Einsicht zu geben.

Als er einst die Armeerechnungen nachsah, fand er die Rationen eines Bataillons für einen bestimmten Tag zu Besançon angesetzt. »Das ist ein Irrthum,« sagte er, »das Bataillon stand damals nicht in Besançon.«

Der Minister, der sich erinnerte, daß der Kaiser damals nicht in Frankreich gewesen war und sich überdieß auf seine Beamten verließ, behauptete, das Bataillon müsse in Besançon gewesen seyn. Napoleon ordnete eine genaue Nachforschung an. Es ergab sich, daß es kein Versehen, sondern ein Betrug war. Der speculative Beamte wurde entlassen, und die Geschichte, die in allen Zweigen des Staatsdienstes bekannt wurde, verfehlte keineswegs ihre Wirkung.

In vielen anderen Dingen zeigte er eine eben so überraschende Kenntniß. Die schweizerischen Deputirten waren (1801) ganz erstaunt über seine genaue Bekanntschaft mit der Geschichte, den Gesetzen und Gebräuchen ihres Heimatlandes. Nicht minder wunderten sich die Abgesandten *) der kleinen Republik San-Marino, daß er alle angesehenen Familien und die

*) Er empfing diese Deputation in Bologna.

inneren Verhältnisse jenes Diminutivstaates so genau kannte und über die Stellung der Parteien wie einzelner Personen so geläufig sprach, als ob er mitten unter den Kannengießereien der dortigen politischen Wortführer aufgewachsen wäre. Ein bigotter Spießbürger von San-Marino sagte im Jahre 1814 zu mir, das Phänomen sei dadurch zu erklären, daß ihm der Schutzheilige der Stadt über Nacht erschienen wäre, um ihn zu erleuchten.

Einen Beweis von Napoleons mannigfaltigen, gründlichen Kenntnissen geben die Anekdoten, die mir der ausgezeichnete Officier, der ihn im Jahre 1814 am Bord des »Undaunted« nach Elba brachte, mitgetheilt hat. Als er in Begleitung Sir Neil Campbells, eines österreichischen und eines russischen Commissärs gelandet war, machte ihm der Capitän Usher seine Aufwartung und wurde zum Diner eingeladen. Er sprach viel über Kriegsschiffe und sagte, er habe einst den Plan gehabt, eine große Flotte von 160 Linienschiffen zu errichten. Er fragte den Capitän Usher, ob er den Plan für ausführbar halte. Usher antwortete, mit den ungeheuren Mitteln, über die er damals verfügt, hätte er eine Menge Schiffe bauen und ausrüsten können, nur würde es schwer gewesen sein, aus den sogenannten „Süßwasser-Matrosen" tüchtige Seeleute zu bilden. Napoleon erwiederte, daß er auch dafür gesorgt gehabt; die Seeleute hätten nicht nur im Hafen, sondern auch in kleineren Fahrzeugen in der Nähe der Küste, zumal bei stürmischem Wetter, häufige Uebungen anstellen müssen, um sich an die schwierigsten Schiffsmanöver zu gewöhnen. Dabei nannte er mehrere der letztern mit den richtigen technischen Ausdrücken, und sprach unter Anderm von der Schwierigkeit, »bei hoher See auf den Ankern zu steuern."

Der österreichische Commissär schien zu glauben, Napoleon spreche von Dingen, von denen er nur eine ober-

flächliche Kenntniß hatte; er gestand seine Unkenntniß und fragte ihn, was jener seemännische Ausdruck bedeute, und wie die damit verbundene Schwierigkeit zu überwinden sei. Der Kaiser nahm nun zwei Gabeln, und erklärte das keineswegs leichte seemännische Problem in so faßlicher, gründlicher und praktischer Weise, daß der Capitän Usher mir versicherte, er kenne wenige Männer vom Fach, welche aus dem Stegreife eine so klare, echt seemännische Lösung der Frage gegeben haben würden. Eine Versammlung von Marineofficieren würde Jeden, der eine solche Erklärung gegeben, für einen praktischen Seemann erklärt haben. Aber wie verschieden mußten die Gegenstände sein, mit denen Napoleons Geist seit langer Zeit beschäftigt gewesen war!

Auf derselben Fahrt nach Elba wollte der Capitän in einen corsicanischen Hafen einlaufen. Da kein Lootse zur Hand war, beschrieb Napoleon die Tiefe des Wassers, die Untiefen, Strömungen mit einer Genauigkeit, als ob er selbst Lootsendienste versehen hätte. Die Seekarte bestätigte die Richtigkeit seiner Angabe.

Als seine Pferde und sein Gepäck zu Porto Ferrajo ankamen, sagte der Capitän des Transportschiffs, er sei im Begriff gewesen, in eine Bucht unweit Genua einzulaufen. Napoleon, der dieß hörte, rief: „Es ist gut, daß Sie es nicht thaten; es ist der schlechteste Platz im ganzen mittelländischen Meere; Sie würden einen Monat lang die offene See nicht wieder erreicht haben.“ Er unterstützte seine Behauptung durch Gründe, welche ganz genügend waren, wenn die kleine Bucht wirklich so war, wie er sie beschrieb; aber der Capitän Usher, der während seines Dienstes auf dem Mittelmeere nie von der eigenthümlichen Beschaffenheit der Bucht gehört hatte, vermuthete in der Aeußerung Napoleons einen Irrthum oder eine Verwechselung. Als er indeß mehrere Jahre nachher dem Capitän Dundas,

der unlängst im Golf von Genua gekreuzt hatte, diesen Umstand erwähnte, bestätigte dieser Officier die Angabe des Kaisers in allen Details und äußerte sein Erstaunen über die Genauigkeit derselben.

Eben so groß wie sein Gedächtniß, war seine Wißbegierde und seine Beharrlichkeit. In letzterer Beziehung zumal übertraf er die meisten Staatsbeamten und Gelehrten. In den Berathungen über den Code Civil, welche oft zehn, zwölf, ja fünfzehn Stunden dauerten, war er immer der Letzte, dessen Aufmerksamkeit erschlaffte. Von seiner rastlosen Thätigkeit gab er namentlich dadurch einen Beweis, daß er sogar in dem russischen Feldzuge regelmäßig seine Befehle an alle einzelnen Verwaltungszweige nach Paris schickte. Diese und andere Beweise seiner Thätigkeit sind mehr wunderbar als preiswürdig. Er hatte ein eigenes, aus zwölf Beamten unter Mounier's Leitung bestehendes Bureau, in welchem blos der Inhalt der englischen Zeitungen übersetzt, abgekürzt und unter eigenen Rubriken einregistrirt wurde. Er hatte Mounier beauftragt, keinen plumpen oder giftigen Angriff, keine boshafte Beschuldigung wegzulassen. Da er jedoch die Kaiserin nicht ausdrücklich nannte, so ließ Mounier manche sie betreffende Stellen entweder ganz weg, oder milderte sie doch sehr; aber Napoleon, der Andere über den Inhalt der englischen Zeitungen befragte, entdeckte die Verstümmelungen, welche Mounier auf eigene Hand mit den Artikeln vorgenommen hatte, und ertheilte neue und verschärfte Befehle, durchaus keinen Tadel und keine Verleumdung zu unterschlagen.

Ungeachtet dieser unausgesetzten, weitverzweigten Thätigkeit fand er Zeit zur Privatlectüre. Sein Bibliothekar war jeden Morgen mit dem Ordnen der Bücher und Karten beschäftigt, die er mit seiner unersättlichen Wißbegierde vor dem Frühstück verschlungen hatte.

Er las alle an ihn adressirten Briefe, und ich glaube, daß er sich mit den Briefen anderer Leute oft dieselbe Freiheit nahm. Schon vor seiner Erhebung hatte er sich derlei nicht zu entschuldigende Uebergriffe erlaubt *), und bei der Ankunft von Briefen und Packeten war seine Ungeduld so groß, daß er oft die wichtigsten Geschäfte abbrach, um seine Neugier zu befriedigen. Josephine und andere mit seinen Gewohnheiten genau bekannte Personen benutzten diese schwache Seite in sehr verzeihlicher Weise. Manche Dinge, die sie nicht zur Sprache zu bringen wagte, wurden ihr schriftlich mitgetheilt, und die Briefe ihm unerbrochen in die Hände gespielt. Er war oft mehr geneigt, derlei vermeintlich durch List entdeckte Wünsche zu befriedigen, als unumwunden ausgesprochene Bitten oder Ansprüche zu gewähren. Er wollte gern Alles wissen; aber Alles, was er that, sollte den Anschein haben, als ob es aus seinem Geiste hervorgegangen wäre, und seine Umgebungen sollten nicht glauben, daß sie den mindesten Einfluß auf seine Entschließungen hätten. Seine Neugier führte ihn einst zu einem Act von Munificenz, die zugleich zart und scherzhaft war. Er erhielt einst in Gesellschaft der Kaiserin und anderer Damen die Nachricht, daß ein Geschenk aus Constantinopel angekommen sei. Er ließ das Packet bringen, und brach es in seiner ungestümen Hast sogleich auf. Es enthielt eine große, mit Diamanten besetzte Kopfnadel, die er in mehrere Stücke zerbrach. Das größte Stück warf er der Kaiserin in den Schooß, und jede der anwesenden Damen beschenkte er mit einem der übrigen Stücke.

Bei dieser Stimmung war es nicht zu verwundern, daß er seiner Polizei einen sehr ausgedehnten und bedrückenden Wirkungskreis zuwies. Die Polizei war daher

*) So erzählen Denon, Mechin u. A.

sehr thätig und gehässig; aber das war in Frankreich von jeher der Fall, und ist noch so. Napoleons Agenten waren meistens zurückgekehrte Emigranten, vormalige Cavaliere und angebliche Royalisten. Viele derselben waren nach der Restauration indiscret genug, zu gestehen, oder wenigstens durch ihre Klagen über die Kargheit Ludwigs XVIII. zu beweisen, daß ihnen der Verrath, den sie unter dem Usurpator an der Sache der Legitimität geübt, mehr eingetragen hatte, als ihnen die Unterstützung derselben unter einem Bourbon eintrug.

Mit Ausnahme der Waldungen gab Napoleon alle Besitzungen, die vor seiner Thronbesteigung nicht verkauft waren, an die frühern Eigenthümer zurück. Letztern stand unter seiner Regierung der Zutritt zu allen Staatsämtern offen, und die Wenigen, die ihm nicht dienen wollten, ließ er unbelästigt auf ihren Gütern. Wie ausgedehnt auch die Güterentziehungen während der Revolution waren, so blieben doch die Rechte jener Verwandten, die weder ausgewandert, noch von einem Tribunal verurtheilt worden waren, ganz unverletzt. Dieser Umstand, im Verein mit der Zurückgabe der Ländereien unter dem Directorium und Napoleon, und der Waldungen unter den Bourbon's, hatte einen viel geringern Wechsel im Grundbesitz *) in Frankreich zur Folge gehabt, als man gemeiniglich glaubt. Vieles ist freilich in Folge des Erbschaftsgesetzes getheilt worden; aber in diesen Fällen ist der Grundbesitz in Seitenlinien der Familie des ursprünglichen Eigenthümers geblieben. Die reichsten Grundbesitzer Frankreichs sind noch immer unter den Edelleuten, die gegen ihr Vaterland die Waffen führten, oder unter ihren Nachkommen und Verwandten. Die ganze

*) Diese Bemerkung bezieht sich natürlich nur auf den Privatgrundbesitz. Alle Kirchengüter und Besitzungen von Corporationen wurden verkauft oder sonst veräußert, und so viel mir bekannt, sind keine derselben mittelbar oder unmittelbar zurückerstattet worden.

Masse confiscirter Güter, welche gegenwärtig nicht im Besitze jener Familien sind, denen sie im Jahre 1793 gehörten, dürfte kaum so viel werth sein, als die confiscirten irischen Besitzungen der Familie Fitzgerald. Napoleon folgte, zumal in den ersten Jahren seiner kaiserlichen Regierung, mehr seinem Streben, den alten Adel zu versöhnen, als irgend einer andern Rücksicht. Ein großer Theil seiner Spenden fiel den Royalisten bald als Gegenständen der Munificenz und Mildthätigkeit, bald als Spionen und geheimen Agenten in Frankreich und im Auslande zu. Unterdessen blieben die vom Staatsdienst ausgeschlossenen Jacobiner (mit Ausnahme von Barrère und wenigen Andern, auf denen der Vorwurf der Bestechung lastet) in der Armuth, welche wenigstens von ihrer Uneigennützigkeit Zeugniß gibt. Viele der hervorragendsten Männer der Schreckensherrschaft und einige Mitglieder des Directoriums lebten lange nach ihrem Rücktritt in Verborgenheit und Dürftigkeit; sie hatten während ihrer frühern Stellung als Regierer eines großen, reichen Landes weder dem Luxus gefröhnt, noch die Mittel dazu erworben *). Die Wahrheit sollte man selbst von Dämonen sagen. Die Jacobiner waren grausam, blutdürstig, aber Raubsucht kann man, ohne ungerecht zu sein, der Liste ihrer Verbrechen nicht beifügen. Selbst der feige, grausame Robespierre war uneigennützig, und der allgemeine Charakter jener Zerstörungspartei war Nichachtung des Luxus und Reichthums.

In gleicher Weise haben Napoleons Verleumder den Reichthum seiner Minister und Marschälle sehr übertrieben. Einige derselben haben nur geringes Vermögen hinterlassen, und die Reichsten unter ihnen hatten sich im Kriege oder durch Willfährigkeit gegen auswärtige Po-

*) Man kann auf sie im Schlußworte von Pitt's Grabschrift anwenden: „Sie starben arm.“

tentaten die Taschen gefüllt. Mehrere Fürsten des Continents, welche nach einem Theile der von Napoleon erbeuteten Länder haschten, griffen zu jenen Mitteln, welche an ihren eigenen Höfen am gebräuchlichsten und am wirksamsten waren. Sie hofften ihre selbstsüchtigen Zwecke zu fördern, wenn sie den Ministern und Günstlingen des Mannes, den sie nachmals einen Emporkömmling und Usurpator nannten, schmeichelten und Geschenke machten. Er sah vielleicht durch die Finger; aber im Herzen verachtete er die Kleinmüthigen, die zu solchen Mitteln ihre Zuflucht nahmen. Zuweilen behandelte er sie barsch und übermüthig. Einst behielt er bei Tafel den Hut auf dem Kopfe, während drei Könige und einige souveräne Fürsten unbedeckt waren. Als er eines Abends mit den Königen von Sachsen, Würtemberg und Bayern von der Jagd kam, hielt er zu Malmaison an, um seiner geschiedenen Gemahlin Josephine einen Besuch zu machen, und ließ die drei Monarchen mindestens eine Stunde vor der Thür warten. Der König von Bayern, der meinem Gewährsmanne die Geschichte erzählte, fand die Sache mehr komisch als beleidigend, und ließ sich Wein und kalte Küche in den Wagen kommen.

Derlei Unziemlichkeiten waren an seinem Hofe eben nicht selten. Die Ungeschliffenheit stammte aus Lagern und Clubs, und die trockene, würdelose Förmlichkeit, welche bei officiellen Personen oft so unangenehm auffällt, waren in Napoleons Empfangzimmer und Vorgemächern zu bemerken; von der übrigens auch sehr wenig gegründeten Zügellosigkeit der Sitten, welche die englischen Libellisten seinen Verwandten und Günstlingen zur Last legten, war nichts zu sehen.

Ich habe von Napoleons Liebschaften gehört. Diese waren weder zahlreich noch anstößig. Man erzählte von einer polnischen Dame und von der Schauspielerin George. Mit der Erstern hatte er einen Sohn, und Manche behaupten, er

habe außerdem noch zwei natürliche Kinder hinterlassen. Im Ganzen aber war sein Hof, wenn auch nicht durch Anmuth und feine Bildung ausgezeichnet, weniger zügellos und unsittlich, als der französische Hof seit dreihundert Jahren gewesen war. Er munterte seine Generale und Minister auf, zu heirathen, und wünschte deren Verbindung mit den altadeligen Familien. Dagegen sah er Mißheirathen in Bezug auf Alter, Vermögen und Stand sehr ungern. Einem Gerüchte zufolge hatte er die Namen aller reichen Erbinen in seinem Reiche gesammelt, in der Absicht, sie selbst wider ihren Willen an seine Günstlinge unter dem Civil und Militär zu verheirathen. Aber manche Ideen, die ihm in den Sinn kamen, wurden von ihm gesprächsweise leicht hingeworfen, und nachher von seinen Höflingen und unverständigen Bewunderern als reiflich überlegte Plane dargestellt. Waren sie im Princip sehr tadelnswerth, so wurden sie nach seinem Sturz von seinen Verleumdern als Maßregeln dargestellt, mit deren Ausführung sich die kaiserliche Regierung ernstlich beschäftigt haben sollte. So behaupteten manche Schriftsteller, Redner *) und Schmeichler, in deren Interesse es lag, gefallene Größe zu verleumden, er sei mit dem Plane umgegangen, die Studien aller Schulen, Universitäten und öffentlichen Lehranstalten auf eine gewisse Anzahl von Lesebüchern zu beschränken, alle andern Bücher verbrennen zu lassen und in der kaiserlichen Bibliothek nur die legalen Bücher beizubehalten.

Napoleon sprach allerdings oft von Projecten, die aber oft nur Phantasiespiele oder Tändeleien seines rastlosen Geistes waren. Zuweilen verband er damit den Zweck, die Ansichten Anderer über gewisse Verhältnisse zu

*) Selbst Lord Liverpool spielte einst im Oberhause auf diese ungereimte Beschuldigung an, und behauptete in allem Ernst, das Interesse der Literatur erheische den Sturz Napoleons.

erforschen, oft aber lag in seinen Aeußerungen wirklich die Absicht, die Ausführung seiner Riesenplane dadurch vorzubereiten und zu fördern. „Er leistete viel," sagte Talleyrand zu mir. »Er leistete mehr als irgend ein Mensch, ja mehr als vier Menschen. Seine Geistesthätigkeit war unglaublich. Nichts kam seiner Energie, seiner Phantasie, seiner schöpferischen Kraft, seiner Ausdauer gleich. Er besaß auch Scharfsinn. Sein Urtheil war nicht immer richtig; aber wenn er sich Zeit nehmen wollte, wußte er das Urtheil Anderer geschickt zu benutzen. Nur selten machte er einen Mißgriff; es war nur dann der Fall, wenn er sich wirklich übereilte und Andere nicht zu Rathe zog."

Unter seinen Planen bezogen sich viele auf Literatur und Kunst. Sie waren vielleicht alle von politischen Zwecken abhängig, im Allgemeinen weitumfassend und wahrscheinlich in größter Eile entworfen. Viele derselben bildeten nur Gegenstände des Gesprächs oder der Speculation, ohne reiflich erwogen oder ernstlich gemeint zu sein. Er war nicht unempfänglich für Kunst und Literatur, aber er schien sie mehr als politische Hebel, denn als Quellen geistigen Genusses zu betrachten. Talleyrand und mehrere Künstler meinten, er sei wohl für das Große, aber nicht für das Schöne empfänglich. Neben eine Stelle von Letourneur's Uebersetzung des Ossian schrieb er: »bon sujet d'un tableau," und er war für das Gedicht wirklich leidenschaftlich eingenommen. Er tadelte David, daß er die Schlacht von Thermopylä zum Vorwurf eines Bildes gewählt: ein Urtheil, das mehr den General als den Kunstkenner verrieth. Vielleicht hegte er eine Abneigung gegen den republikanischen Künstler, oder er ärgerte sich über einen Act des Nationalwiderstandes gegen einen großen Eroberer. „Ein schlechtes Sujet," sagte er; „und überdieß wurde ja Leonidas geschlagen." Jedes Gemälde, das einen der Nationalsiege darstellte und ihn nicht

als Hauptfigur hatte, mißfiel ihm. So äußerte er sich seinen mißbilligend über ein für Madame Murat gemaltes Bild, auf welchem ihr verwundeter Gatte die Hauptfigur war.

Die unbeschränkte Gewalt machte ihn eigenwillig; er konnte selbst in Kleinigkeiten keinen Widerspruch ertragen*). Er pflegte es sehr übel zu nehmen, wenn sein musikalisches Talent, das übrigens sehr gering war, in Zweifel gezogen wurde. Ueber seine literarische Bildung sind verschiedene Urtheile gefällt worden. Er hatte viel gelesen, aber wenig geschrieben. In der Kalligraphie war er kein Meister: seine Schrift war beinahe unlesbar. Manche haben behauptet, er habe absichtlich so schlecht geschrieben, um seine orthographischen Schnitzer zu verstecken, und er habe recht gute Buchstaben schreiben können, aber seine Leser hätten den Gebrauch, den er davon machte, nicht zu genau kennen sollen. Er schrieb allerdings nicht orthographisch richtig; vor dreißig Jahren verstanden die meisten Franzosen, mit Ausnahme der Schriftsteller vom Fach, ihre Sprache nicht vollkommen richtig zu schreiben. Aber seine Brüder Lucien und Louis, welche sehr richtig schreiben und sogar in der Literatur nicht unbekannt sind, haben eine ähnliche, fast eben so schlechte Handschrift, wie Napoleon — vermuthlich aus demselben Grunde: weil sie ohne Mühe und Zeitverlust nicht besser schreiben konnten.

Als Consul und Kaiser schrieb Napoleon selten, aber er dictirte viel. Es war schwer ihm zu folgen, und gleichwohl wollte er eine Durchsicht des Dictirten oft nicht zugeben. Wenn sein Amanuensis ein Wort über-

*) Dieß erstreckte sich jedoch nicht auf Berathungen oder Erörterungen in Amtsgeschäften, wenigstens wenn er zu letzteren aufforderte. Seine Minister äußerten sich über beabsichtigte Maßregeln oft in freien, selbst starken Ausdrücken, und er sah es gern, wenn seine Fragen über Thatsachen oder Meinungen freimüthig beantwortet wurden.

erforscher
Absicht
berg
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Die Noten zu der auf seine Kosten und seinen Wunsch gedruckten Biographie des Herzogs von Marlborough werden ihm zugeschrieben. In den Zeitungen erschienen zuweilen Artikel von ihm. 1793 oder 1794 ließ er zu Avignon eine kleine politische Flugschrift unter dem Titel: „Déjeûner de trois Militaires" drucken, und ich habe bereits erwähnt, daß er schon vor jener Zeit dem Abbé Raynal das Manuscript einer Geschichte Corsica's zuschickte. Aber wie unbedeutend auch seine eigenen Schriften waren, seine Kritik über die Werke Anderer war im Allgemeinen richtig, und immer schlagend und scharfsinnig. Lemercier las ihm ein Drama vor, in welchem Peter der Grausame die Hauptrolle spielte. Dem endlich gestürzten Tyrannen wurden folgende Worte in den Mund gelegt:

»Von meinem großen Reiche bleibt mir nur ein Fels.«

Napoleon bemerkte: „Das ist ungereimt. Sie wollen Unwillen gegen Ihren Helden erregen, und legen ihm pathetische Worte in den Mund, die das Publicum nur zum Mitleid stimmen können." Die Bemerkung war scharfsinnig, und wurde merkwürdig durch die nachmaligen Ereignisse. Bei seiner Lectüre war Napoleon etwas zweifelsüchtig, und sprach oft sehr auffallende Ansichten aus. So z. B. hielt er Cäsar's Flucht in dem Boote und seine Anrede an den Schiffer für unwahrscheinlich, und war sehr geneigt, die Talente und besonders die militärische Geschicklichkeit jenes außerordentlichen Mannes herabzusetzen.

Ich habe seine amtliche Correspondenz mit Caulincourt in Bezug auf die Unterhandlungen zu Châtillon im Jahre 1814 gesehen. Ich bekam dadurch eine sehr hohe Meinung von den Fähigkeiten, wie von der Rechtlichkeit und den friedlichen Absichten Caulincourt's. Ich muß aber gestehen, daß die Einsicht in diese Documente meine Meinung von dem Kaiser Napoleon nicht erhöhte

der unlängst im Golf von Genua gekreuzt hatte, diesen Umstand erwähnte, bestätigte dieser Officier die Angabe des Kaisers in allen Details und äußerte sein Erstaunen über die Genauigkeit derselben.

Eben so groß wie sein Gedächtniß, war seine Wißbegierde und seine Beharrlichkeit. In letzterer Beziehung zumal übertraf er die meisten Staatsbeamten und Gelehrten. In den Berathungen über den Code Civil, welche oft zehn, zwölf, ja fünfzehn Stunden dauerten, war er immer der Letzte, dessen Aufmerksamkeit erschlaffte. Von seiner rastlosen Thätigkeit gab er namentlich dadurch einen Beweis, daß er sogar in dem russischen Feldzuge regelmäßig seine Befehle an alle einzelnen Verwaltungszweige nach Paris schickte. Diese und andere Beweise seiner Thätigkeit sind mehr wunderbar als preiswürdig. Er hatte ein eigenes, aus zwölf Beamten unter Mounier's Leitung bestehendes Bureau, in welchem blos der Inhalt der englischen Zeitungen übersetzt, abgekürzt und unter eigenen Rubriken einregistrirt wurde. Er hatte Mounier beauftragt, keinen plumpen oder giftigen Angriff, keine boshafte Beschuldigung wegzulassen. Da er jedoch die Kaiserin nicht ausdrücklich nannte, so ließ Mounier manche sie betreffende Stellen entweder ganz weg, oder milderte sie doch sehr; aber Napoleon, der Andere über den Inhalt der englischen Zeitungen befragte, entdeckte die Verstümmelungen, welche Mounier auf eigene Hand mit den Artikeln vorgenommen hatte, und ertheilte neue und verschärfte Befehle, durchaus keinen Tadel und keine Verleumdung zu unterschlagen.

Ungeachtet dieser unausgesetzten, weitverzweigten Thätigkeit fand er Zeit zur Privatlectüre. Sein Bibliothekar war jeden Morgen mit dem Ordnen der Bücher und Karten beschäftigt, die er mit seiner unersättlichen Wißbegierde vor dem Frühstück verschlungen hatte.

Er las alle an ihn adressirten Briefe, und ich glaube, daß er sich mit den Briefen anderer Leute oft dieselbe Freiheit nahm. Schon vor seiner Erhebung hatte er sich derlei nicht zu entschuldigende Uebergriffe erlaubt *), und bei der Ankunft von Briefen und Packeten war seine Ungeduld so groß, daß er oft die wichtigsten Geschäfte abbrach, um seine Neugier zu befriedigen. Josephine und andere mit seinen Gewohnheiten genau bekannte Personen benutzten diese schwache Seite in sehr verzeihlicher Weise. Manche Dinge, die sie nicht zur Sprache zu bringen wagte, wurden ihr schriftlich mitgetheilt, und die Briefe ihm unerbrochen in die Hände gespielt. Er war oft mehr geneigt, derlei vermeintlich durch List entdeckte Wünsche zu befriedigen, als unumwunden ausgesprochene Bitten oder Ansprüche zu gewähren. Er wollte gern Alles wissen; aber Alles, was er that, sollte den Anschein haben, als ob es aus seinem Geiste hervorgegangen wäre, und seine Umgebungen sollten nicht glauben, daß sie den mindesten Einfluß auf seine Entschließungen hätten. Seine Neugier führte ihn einst zu einem Act von Munificenz, die zugleich zart und scherzhaft war. Er erhielt einst in Gesellschaft der Kaiserin und anderer Damen die Nachricht, daß ein Geschenk aus Constantinopel angekommen sei. Er ließ das Packet bringen, und brach es in seiner ungestümen Hast sogleich auf. Es enthielt eine große, mit Diamanten besetzte Kopfnadel, die er in mehrere Stücke zerbrach. Das größte Stück warf er der Kaiserin in den Schooß, und jede der anwesenden Damen beschenkte er mit einem der übrigen Stücke.

Bei dieser Stimmung war es nicht zu verwundern, daß er seiner Polizei einen sehr ausgedehnten und bedrückenden Wirkungskreis zuwies. Die Polizei war daher

*) So erzählen Denon, Mechin u. A.

sehr thätig und gehässig; aber das war in Frankreich von jeher der Fall, und ist noch so. Napoleons Agenten waren meistens zurückgekehrte Emigranten, vormalige Cavaliere und angebliche Royalisten. Viele derselben waren nach der Restauration indiscret genug, zu gestehen, oder wenigstens durch ihre Klagen über die Kargheit Ludwigs XVIII. zu beweisen, daß ihnen der Verrath, den sie unter dem Usurpator an der Sache der Legitimität geübt, mehr eingetragen hatte, als ihnen die Unterstützung derselben unter einem Bourbon eintrug.

Mit Ausnahme der Waldungen gab Napoleon alle Besitzungen, die vor seiner Thronbesteigung nicht verkauft waren, an die frühern Eigenthümer zurück. Letztern stand unter seiner Regierung der Zutritt zu allen Staatsämtern offen, und die Wenigen, die ihm nicht dienen wollten, ließ er unbelästigt auf ihren Gütern. Wie ausgedehnt auch die Gütereinziehungen während der Revolution waren, so blieben doch die Rechte jener Verwandten, die weder ausgewandert, noch von einem Tribunal verurtheilt worden waren, ganz unverletzt. Dieser Umstand, im Verein mit der Zurückgabe der Ländereien unter dem Directorium und Napoleon, und der Waldungen unter den Bourbon's, hatte einen viel geringern Wechsel im Grundbesitz *) in Frankreich zur Folge gehabt, als man gemeiniglich glaubt. Vieles ist freilich in Folge des Erbschaftsgesetzes getheilt worden; aber in diesen Fällen ist der Grundbesitz in Seitenlinien der Familie des ursprünglichen Eigenthümers geblieben. Die reichsten Grundbesitzer Frankreichs sind noch immer unter den Edelleuten, die gegen ihr Vaterland die Waffen führten, oder unter ihren Nachkommen und Verwandten. Die ganze

*) Diese Bemerkung bezieht sich natürlich nur auf den Privatgrundbesitz. Alle Kirchengüter und Besitzungen von Corporationen würden verkauft oder sonst veräußert, und so viel mir bekannt, sind keine derselben mittelbar oder unmittelbar zurückerstattet worden.

Masse confiscirter Güter, welche gegenwärtig nicht im Besitze jener Familien sind, denen sie im Jahre 1793 gehörten, dürfte kaum so viel werth sein, als die confiscirten irischen Besitzungen der Familie Fitzgerald. Napoleon folgte, zumal in den ersten Jahren seiner kaiserlichen Regierung, mehr seinem Streben, den alten Adel zu versöhnen, als irgend einer andern Rücksicht. Ein großer Theil seiner Spenden fiel den Royalisten bald als Gegenständen der Munificenz und Mildthätigkeit, bald als Spionen und geheimen Agenten in Frankreich und im Auslande zu. Unterdessen blieben die vom Staatsdienst ausgeschlossenen Jacobiner (mit Ausnahme von Barrère und wenigen Andern, auf denen der Vorwurf der Bestechung lastet) in der Armuth, welche wenigstens von ihrer Uneigennützigkeit Zeugniß gibt. Viele der hervorragendsten Männer der Schreckensherrschaft und einige Mitglieder des Directoriums lebten lange nach ihrem Rücktritt in Verborgenheit und Dürftigkeit; sie hatten während ihrer frühern Stellung als Regierer eines großen, reichen Landes weder dem Luxus gefröhnt, noch die Mittel dazu erworben *). Die Wahrheit sollte man selbst von Dämonen sagen. Die Jacobiner waren grausam, blutdürstig, aber Raubsucht kann man, ohne ungerecht zu sein, der Liste ihrer Verbrechen nicht beifügen. Selbst der feige, grausame Robespierre war uneigennützig, und der allgemeine Charakter jener Zerstörungspartei war Nichachtung des Luxus und Reichthums.

In gleicher Weise haben Napoleons Verleumder den Reichthum seiner Minister und Marschälle sehr übertrieben. Einige derselben haben nur geringes Vermögen hinterlassen, und die Reichsten unter ihnen hatten sich im Kriege oder durch Willfährigkeit gegen auswärtige Po-

*) Man kann auf sie im Schlußworte von Pitt's Grabschrift anwenden: „Sie starben arm."

tentaten die Taschen gefüllt. Mehrere Fürsten des Continents, welche nach einem Theile der von Napoleon erbeuteten Länder haschten, griffen zu jenen Mitteln, welche an ihren eigenen Höfen am gebräuchlichsten und am wirksamsten waren. Sie hofften ihre selbstsüchtigen Zwecke zu fördern, wenn sie den Ministern und Günstlingen des Mannes, den sie nachmals einen Emporkömmling und Usurpator nannten, schmeichelten und Geschenke machten. Er sah vielleicht durch die Finger; aber im Herzen verachtete er die Kleinmüthigen, die zu solchen Mitteln ihre Zuflucht nahmen. Zuweilen behandelte er sie barsch und übermüthig. Einst behielt er bei Tafel den Hut auf dem Kopfe, während drei Könige und einige souveräne Fürsten unbedeckt waren. Als er eines Abends mit den Königen von Sachsen, Würtemberg und Bayern von der Jagd kam, hielt er zu Malmaison an, um seiner geschiedenen Gemahlin Josephine einen Besuch zu machen, und ließ die drei Monarchen mindestens eine Stunde vor der Thür warten. Der König von Bayern, der meinem Gewährsmanne die Geschichte erzählte, fand die Sache mehr komisch als beleidigend, und ließ sich Wein und kalte Küche in den Wagen kommen.

Derlei Unziemlichkeiten waren an seinem Hofe eben nicht selten. Die Ungeschliffenheit stammte aus Lagern und Clubs, und die trockene, würdelose Förmlichkeit, welche bei officiellen Personen oft so unangenehm auffällt, waren in Napoleons Empfangzimmer und Vorgemächern zu bemerken; von der übrigens auch sehr wenig gegründeten Zügellosigkeit der Sitten, welche die englischen Libellisten seinen Verwandten und Günstlingen zur Last legten, war nichts zu sehen.

Ich habe von Napoleons Liebschaften gehört. Diese waren weder zahlreich noch anstößig. Man erzählte von einer polnischen Dame und von der Schauspielerin George. Mit der Erstern hatte er einen Sohn, und Manche behaupten, er

habe außerdem noch zwei natürliche Kinder hinterlassen. Im Ganzen aber war sein Hof, wenn auch nicht durch Anmuth und feine Bildung ausgezeichnet, weniger zügellos und unsittlich, als der französische Hof seit dreihundert Jahren gewesen war. Er munterte seine Generale und Minister auf, zu heirathen, und wünschte deren Verbindung mit den altadeligen Familien. Dagegen sah er Mißheirathen in Bezug auf Alter, Vermögen und Stand sehr ungern. Einem Gerüchte zufolge hatte er die Namen aller reichen Erbinen in seinem Reiche gesammelt, in der Absicht, sie selbst wider ihren Willen an seine Günstlinge unter dem Civil und Militär zu verheirathen. Aber manche Ideen, die ihm in den Sinn kamen, wurden von ihm gesprächsweise leicht hingeworfen, und nachher von seinen Höflingen und unverständigen Bewunderern als reiflich überlegte Plane dargestellt. Waren sie im Princip sehr tadelnswerth, so wurden sie nach seinem Sturz von seinen Verleumdern als Maßregeln dargestellt, mit deren Ausführung sich die kaiserliche Regierung ernstlich beschäftigt haben sollte. So behaupteten manche Schriftsteller, Redner *) und Schmeichler, in deren Interesse es lag, gefallene Größe zu verleumden, er sei mit dem Plane umgegangen, die Studien aller Schulen, Universitäten und öffentlichen Lehranstalten auf eine gewisse Anzahl von Lesebüchern zu beschränken, alle andern Bücher verbrennen zu lassen und in der kaiserlichen Bibliothek nur die legalen Bücher beizubehalten.

Napoleon sprach allerdings oft von Projecten, die aber oft nur Phantasiespiele oder Tändeleien seines rastlosen Geistes waren. Zuweilen verband er damit den Zweck, die Ansichten Anderer über gewisse Verhältnisse zu

*) Selbst Lord Liverpool spielte einst im Oberhause auf diese ungereimte Beschuldigung an, und behauptete in allem Ernst, das Interesse der Literatur erheische den Sturz Napoleons.

erforschen, oft aber lag in seinen Aeußerungen wirklich die Absicht, die Ausführung seiner Riesenplane dadurch vorzubereiten und zu fördern. „Er leistete viel," sagte Talleyrand zu mir. »Er leistete mehr als irgend ein Mensch, ja mehr als vier Menschen. Seine Geistesthätigkeit war unglaublich. Nichts kam seiner Energie, seiner Phantasie, seiner schöpferischen Kraft, seiner Ausdauer gleich. Er besaß auch Scharfsinn. Sein Urtheil war nicht immer richtig; aber wenn er sich Zeit nehmen wollte, wußte er das Urtheil Anderer geschickt zu benutzen. Nur selten machte er einen Mißgriff; es war nur dann der Fall, wenn er sich wirklich übereilte und Andere nicht zu Rathe zog."

Unter seinen Planen bezogen sich viele auf Literatur und Kunst. Sie waren vielleicht alle von politischen Zwecken abhängig, im Allgemeinen weitumfassend und wahrscheinlich in größter Eile entworfen. Viele derselben bildeten nur Gegenstände des Gesprächs oder der Speculation, ohne reiflich erwogen oder ernstlich gemeint zu sein. Er war nicht unempfänglich für Kunst und Literatur, aber er schien sie mehr als politische Hebel, denn als Quellen geistigen Genusses zu betrachten. Talleyrand und mehrere Künstler meinten, er sei wohl für das Große, aber nicht für das Schöne empfänglich. Neben eine Stelle von Letourneur's Uebersetzung des Ossian schrieb er: »bon sujet d'un tableau," und er war für das Gedicht wirklich leidenschaftlich eingenommen. Er tadelte David, daß er die Schlacht von Thermopylä zum Vorwurf eines Bildes gewählt: ein Urtheil, das mehr den General als den Kunstkenner verrieth. Vielleicht hegte er eine Abneigung gegen den republikanischen Künstler, oder er ärgerte sich über einen Act des Nationalwiderstandes gegen einen großen Eroberer. „Ein schlechtes Sujet," sagte er; „und überdieß wurde ja Leonidas geschlagen." Jedes Gemälde, das einen der Nationalsiege darstellte und ihn nicht

als Hauptfigur hatte, mißfiel ihm. So äußerte er sich mißbilligend über ein für Madame Murat gemaltes Bild, auf welchem ihr verwundeter Gatte die Hauptfigur war.

Die unbeschränkte Gewalt machte ihn eigenwillig; er konnte selbst in Kleinigkeiten keinen Widerspruch ertragen*). Er pflegte es sehr übel zu nehmen, wenn sein musikalisches Talent, das übrigens sehr gering war, in Zweifel gezogen wurde. Ueber seine literarische Bildung sind verschiedene Urtheile gefällt worden. Er hatte viel gelesen, aber wenig geschrieben. In der Kalligraphie war er kein Meister: seine Schrift war beinahe unlesbar. Manche haben behauptet, er habe absichtlich so schlecht geschrieben, um seine orthographischen Schnitzer zu verstecken, und er habe recht gute Buchstaben schreiben können, aber seine Leser hätten den Gebrauch, den er davon machte, nicht zu genau kennen sollen. Er schrieb allerdings nicht orthographisch richtig; vor dreißig Jahren verstanden die meisten Franzosen, mit Ausnahme der Schriftsteller vom Fach, ihre Sprache nicht vollkommen richtig zu schreiben. Aber seine Brüder Lucien und Louis, welche sehr richtig schreiben und sogar in der Literatur nicht unbekannt sind, haben eine ähnliche, fast eben so schlechte Handschrift, wie Napoleon — vermuthlich aus demselben Grunde: weil sie ohne Mühe und Zeitverlust nicht besser schreiben konnten.

Als Consul und Kaiser schrieb Napoleon selten, aber er dictirte viel. Es war schwer ihm zu folgen, und gleichwohl wollte er eine Durchsicht des Dictirten oft nicht zugeben. Wenn sein Amanuensis ein Wort über-

*) Dieß erstreckte sich jedoch nicht auf Berathungen oder Erörterungen in Amtsgeschäften, wenigstens wenn er zu letzteren aufforderte. Seine Minister äußerten sich über beabsichtigte Maßregeln oft in freien, selbst starken Ausdrücken, und er sah es gern, wenn seine Fragen über Thatsachen oder Meinungen freimüthig beantwortet wurden.

hört hatte und fragte, so pflegte er etwas verdrießlich zu antworten: »Ich wiederhole das Wort nicht. Besinnen Sie sich, und schreiben Sie es nieder, ich wiederhole es nicht.«*) Talleyrand, in dessen Interesse es vielleicht lag, etwa hinterlassene Schriften für unecht auszugeben, suchte bald nach dem Eintreffen der Todesnachricht mich und Andere zu überreden, Napoleon habe nie dictirt und nicht dictiren können. »Er sprach, aber dictirte nicht; man konnte ihm nicht folgen. Er konnte weder dictiren noch schreiben.« Aber mit Ausnahme Talleyrand's und Carls IV. von Spanien hörte ich nie Jemand behaupten, er habe seine Gedanken nicht geordnet niederschreiben oder nicht dictiren können. Es war allerdings schwer ihm zu folgen, und noch schwerer ihn als Amanuensis zu befriedigen; aber Bignon und Andere gewöhnten sich an seine Weise**).

In wichtigen Angelegenheiten pflegte er das Dictirte nachzusehen und zu verbessern, und sodann die verbesserten Sätze Wort für Wort zu wiederholen. Sein Styl war klar. „Soyez clair, tout le reste viendra," war sein Grundsatz. In Geschäftssachen spottete er mit Recht über die ungereimte Forderung der französischen Zopfkritik, daß ein Wort in einem und demselben Satze, ja auf einer und derselben Seite nicht zweimal vorkommen dürfe.

Einen großen Theil seiner Correspondenz ließ er copiren und in mehrere Foliobände binden. Was aus diesen Büchern geworden, ist nicht genau bekannt. Die „Lettres inédites" sind jedoch aus dieser Sammlung genommen. Talleyrand behauptete, die Copien stimmten mit den Orginalien nicht immer überein, denn Napoleon habe selbst bei den Abschriften von Verträgen kein Bedenken getragen, ein Wort für ein anderes zu setzen.

*) General Bertrand und Cambacérès.

**) Ich habe hierfür viele Gewährsmänner: Cambacérès, Daru, Barbé-Marbois, Las Casas, Bertrand u. A.

Die Noten zu der auf seine Kosten und seinen Wunsch gedruckten Biographie des Herzogs von Marlborough werden ihm zugeschrieben. In den Zeitungen erschienen zuweilen Artikel von ihm. 1793 oder 1794 ließ er zu Avignon eine kleine politische Flugschrift unter dem Titel: „Déjeûner de trois Militaires" drucken, und ich habe bereits erwähnt, daß er schon vor jener Zeit dem Abbé Raynal das Manuscript einer Geschichte Corsica's zuschickte. Aber wie unbedeutend auch seine eigenen Schriften waren, seine Kritik über die Werke Anderer war im Allgemeinen richtig, und immer schlagend und scharfsinnig. Lemercier las ihm ein Drama vor, in welchem Peter der Grausame die Hauptrolle spielte. Dem endlich gestürzten Tyrannen wurden folgende Worte in den Mund gelegt:

„Von meinem großen Reiche bleibt mir nur ein Fels."

Napoleon bemerkte: „Das ist ungereimt. Sie wollen Unwillen gegen Ihren Helden erregen, und legen ihm pathetische Worte in den Mund, die das Publicum nur zum Mitleid stimmen können." Die Bemerkung war scharfsinnig, und wurde merkwürdig durch die nachmaligen Ereignisse. Bei seiner Lectüre war Napoleon etwas zweifelsüchtig, und sprach oft sehr auffallende Ansichten aus. So z. B. hielt er Cäsar's Flucht in dem Boote und seine Anrede an den Schiffer für unwahrscheinlich, und war sehr geneigt, die Talente und besonders die militärische Geschicklichkeit jenes außerordentlichen Mannes herabzusetzen.

Ich habe seine amtliche Correspondenz mit Caulincourt in Bezug auf die Unterhandlungen zu Châtillon im Jahre 1814 gesehen. Ich bekam dadurch eine sehr hohe Meinung von den Fähigkeiten, wie von der Rechtlichkeit und den friedlichen Absichten Caulincourt's. Ich muß aber gestehen, daß die Einsicht in diese Documente meine Meinung von dem Kaiser Napoleon nicht erhöhte.

Sie waren voll von Ausflüchten und Kunstgriffen von Seiten der Regierung. Man schien die Absicht zu haben, nicht allein die Treue gegen die Verbündeten zu verletzen, sondern nöthigenfalls auch die Ehre des Unterhändlers, der seinem Vaterlande mit Eifer, Geschick und Treue diente, auf's Spiel zu setzen und zu opfern. Caulincourt suchte die günstige Stimmung Oesterreichs vernünftiger und ehrlicher Weise zu benutzen, um vortheilhafte Friedensbedingungen für Napoleon zu erlangen, aber der letztere und seine Rathgeber*) waren mehr geneigt, jene Stimmung zum Ausstreuen des Samens der Zwietracht zu benützen.

Inzwischen waren die Freunde des Friedens zu Paris nicht nur vorbereitet, sondern sehr geneigt, Napoleon ihren Plänen zu opfern: eine Absicht, die Caulincourt durchaus nicht hatte. Talleyrand und Dalberg sandten Hrn. de Vitrolles (der 1818 die „Note secrète" herausgab) an die Oesterreicher, um zu erfahren, was für Bedingungen man Frankreich stellen werde, wenn Frankreich in Napoleons Entthronung willige. Weder Talleyrand noch seine Helfer wußten, daß der Mann, dem sie diese mißliche Sendung übertrugen, bereits der Agent der Bourbons war. Aus Vorsicht hatten sie ihm keine schriftlichen Instructionen gegeben**), und

*) Seine Hauptrathgeber in dieser Angelegenheit waren, wie ich glaube, Maret, Herzog von Bassano, ein wohlmeinender und intelligenter, aber wankelmüthiger und willfähriger Mann, und Savary, eines der verächtlichsten Werkzeuge Napoleons.

**) Einem Gerücht zufolge gab man ihm einen Ring mit, den Talleyrand von Metternich erhalten hatte. Pozzo di Borgo sagte mir, er habe auch einige unbedeutende Worte von Dalberg's Handschrift, welche Metternich und Nesselrode kannten, in einem Knopfe versteckt, mitgenommen. Lord Goderich versicherte mir (im Jänner 1833), Vitrolles habe zum Beweise seiner Bekanntschaft mit Talleyrand's Freunden, auch ein von Lord Castlereagh geschriebenes Billet an die

Talleyrand gab ihm nur einige Kleinigkeiten mit, durch die er sich bei dem Fürsten Metternich als der Ueberbringer einer Botschaft legitimiren sollte.

Als er nach Châtillon kam, waren die Verbündeten erbittert über Napoleons Treulosigkeit, und entschlossen, als Preis des Friedens irgend eine Aenderung von Frankreich zu fordern; aber sie waren noch nicht entschlossen, von welcher Art die Revolution oder Gegenrevolution sein solle. Oesterreich, das nur ungern zu Napoleons Sturz die Hand bot, hatte noch immer keine Neigung, eine Familie, welche Marie Louise und ihren Sohn für immer von der Thronfolge ausschließen würde, wieder auf den Thron zu setzen. Dazu kam das Stillschweigen von ganz Frankreich, mit der einzigen Ausnahme der Stadt Bordeaux, und die Gleichgiltigkeit, die man gegen die Sache und den Namen der Bourbon's an den Tag legte. Doch Vitrolles war so gewandt, diese Hindernisse zu beseitigen. Statt sich auf Nachforschungen zu beschränken, machte er Mittheilungen, und nachdem er sich durch Vorweisung seiner Papiere oder Schmuckſachen legitimirt hatte, versicherte er den Verbündeten, daß Talleyrand und Andere ihren Plan entworfen und sich entschlossen hätten die Bourbon's wieder auf den Thron zu setzen; sie erwarteten daher mit Sehnsucht die Heere der Verbündeten zu Paris, und eine Erklärung zu Gunsten der verbannten Familie. Aber als die Heere ankamen, waren die Alliirten*) sehr erstaunt, keine solche Verschwö-

---

Fürstin von Vaudemont bei sich geführt. Daß er diese oder ähnliche Erkennungszeichen bei sich geführt, ist nicht in Abrede zu stellen.

*) Pozzo di Borgo und Andere haben mir Dieß nebst einigen Nebenumständen bestätigt. Die ganze Erzählung habe ich indirect von Dalberg. — Alexander hatte einige Neigung, Bernadotte auf den französischen Thron zu setzen; mehrere mit der Stimmung der Franzosen besser bekannte Personen

rung organisirt zu finden, und Talleyrand wunderte sich nicht minder, daß er ohne sein Wissen und seinen Willen zur Wiedereinsetzung der Bourbon's mitgewirkt hatte. Er war jedoch zu scharfsichtig, um nicht aus der Noth eine Tugend zu machen. Die Restauration war unvermeidlich, und er war zu gewandt, um den ihm so unerwartet zugeschobenen Bastard nicht als legitim anzuerkennen.

Auf der Insel Elba schien Napoleon mit seiner häuslichen Einrichtung eifrig beschäftigt. Außerdem wurde ein Theil seiner Zeit durch den Empfang seiner englischen Besucher in Anspruch genommen. Mit mehrern der letztern sprach er mit Ernst und Freimuth über die damaligen und die vergangenen Ereignisse. Die kurze, im Druck erschienene Erzählung Lord Ebrington's ist eine der besten und zuverlässigsten Darstellungen des Geistes und Charakters jener Unterredungen. Sir Neil Campbell machte sich eine ganz falsche Vorstellung von seinem allgemeinen Charakter, wie von seinen unmittelbaren Absichten. Er meinte, Napoleons Talente wären nur derart, daß sie ihn höchstens zum Unterpräfecten geeignet machen würden! Manche glauben, er habe sich absichtlich verstellt, um jenen Officier über seine geistige Befähigung und seine wirklichen Absichten zu täuschen und in Sicherheit einzuwiegen*). Es ist offenkundig, daß Sir Neil über seine Abreise von Porto Ferrajo höchst erstaunt und betroffen

---

waren für den Herzog von Orleans; aber Oesterreich hielt Napoleon oder Ludwig XVIII. für die einzige Alternative, und unser Regent, aber nicht seine Minister, stimmte für Ludwig. S. Anhang Nr. VII. über die Thronbesteigung Louis Philipps im Jahre 1830.

*) Ich vermuthe, daß Sir Neil sowohl durch seine Arglosigkeit, als auch durch die in Zeitungsartikeln und Flugschriften verbreiteten Vorurtheile irre geleitet wurde. Vielleicht suchte er auch, gleich vielen andern Beamten, Ansichten zu verbreiten, welche dem Stolz oder der Böswilligkeit der Vorgesetzten schmeicheln konnten.

war. Der Spott, dem er sich durch sein [illegible] einer Wachsamkeit aussetzte, hatte nachmals auf d[illegible] Hudson Lowe's eine verderbliche Wirkun[illegible] diesen mehr ostensiblen Kerkermeister zu Maßr[illegible] welche seinem großen Gefangenen lästiger und für den Ruf Englands nachtheiliger waren, als selbst die engherzige englische Politik.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß zu Anfang des Jahres 1815 in der französischen Armee eine Faction bestand, welche die Vertreibung der Bourbon's beabsichtigte. Die Anstifter dieser Verschwörung hatten jedoch nicht die Absicht, Napoleon herbeizurufen und an die Spitze ihres Unternehmens zu stellen; wenigstens ist keine derartige Aufforderung an ihn ergangen. Wahrscheinlich erfuhr er den Plan, und er mochte auch wohl wissen, daß man nicht die Absicht hatte ihn zur Theilnahme an demselben einzuladen. Aber ermuthigt durch die hohe Achtung, in welcher er noch immer bei den Soldaten stand, beunruhigt durch seine mißliche Lage, sowie durch die Gerüchte von den Verhandlungen des Wiener Congresses, und angetrieben durch seinen Ehrgeiz und sein ungestümes Naturell, landete er ohne Zweifel ehe jene Verschwörung zur Reife gediehen war, und bemächtigte sich zu seinen eigenen Zwecken des größern Theils der Materialien, aus denen eine erfolgreiche Verschwörung gebildet werden konnte. Er überzeugte sich bald, daß die Partei und die Principien, deren er zur Ausführung seines Plans bedürfte, mehr republikanisch waren, als er jemals gewünscht hatte und noch wünschte. In wie fern er zwischen seinem frühern Regierungssystem und der Einsetzung eines dem Geiste wie der Form nach populärern Systems schwankte, und in wie fern diese mit seinem frühern Verhalten so wenig übereinstimmende Unschlüssigkeit durch die Veränderung seiner Stellung und Stimmung bewirkt wurde, und endlich seinen Sturz herbeiführte, sind interessante Forschungen

sehr thätig und gehässig; aber das war in Frankreich von jeher der Fall, und ist noch so. Napoleons Agenten waren meistens zurückgekehrte Emigranten, vormalige Cavaliere und angebliche Royalisten. Viele derselben waren nach der Restauration indiscret genug, zu gestehen, oder wenigstens durch ihre Klagen über die Kargheit Ludwigs XVIII. zu beweisen, daß ihnen der Verrath, den sie unter dem Usurpator an der Sache der Legitimität geübt, mehr eingetragen hatte, als ihnen die Unterstützung derselben unter einem Bourbon eintrug.

Mit Ausnahme der Waldungen gab Napoleon alle Besitzungen, die vor seiner Thronbesteigung nicht verkauft waren, an die frühern Eigenthümer zurück. Letztern stand unter seiner Regierung der Zutritt zu allen Staatsämtern offen, und die Wenigen, die ihm nicht dienen wollten, ließ er unbelästigt auf ihren Gütern. Wie ausgedehnt auch die Gütereinziehungen während der Revolution waren, so blieben doch die Rechte jener Verwandten, die weder ausgewandert, noch von einem Tribunal verurtheilt worden waren, ganz unverletzt. Dieser Umstand, im Verein mit der Zurückgabe der Ländereien unter dem Directorium und Napoleon, und der Waldungen unter den Bourbon's, hatte einen viel geringern Wechsel im Grundbesitz *) in Frankreich zur Folge gehabt, als man gemeiniglich glaubt. Vieles ist freilich in Folge des Erbschaftsgesetzes getheilt worden; aber in diesen Fällen ist der Grundbesitz in Seitenlinien der Familie des ursprünglichen Eigenthümers geblieben. Die reichsten Grundbesitzer Frankreichs sind noch immer unter den Edelleuten, die gegen ihr Vaterland die Waffen führten, oder unter ihren Nachkommen und Verwandten. Die ganze

*) Diese Bemerkung bezieht sich natürlich nur auf den Privatgrundbesitz. Alle Kirchengüter und Besitzungen von Corporationen würden verkauft oder sonst veräußert, und so viel mir bekannt, sind keine derselben mittelbar oder unmittelbar zurückerstattet worden.

Masse confiscirter Güter, welche gegenwärtig nicht im Besitze jener Familien sind, denen sie im Jahre 1793 gehörten, dürfte kaum so viel werth sein, als die confiscirten irischen Besitzungen der Familie Fitzgerald. Napoleon folgte, zumal in den ersten Jahren seiner kaiserlichen Regierung, mehr seinem Streben, den alten Adel zu versöhnen, als irgend einer andern Rücksicht. Ein großer Theil seiner Spenden fiel den Royalisten bald als Gegenständen der Munificenz und Mildthätigkeit, bald als Spionen und geheimen Agenten in Frankreich und im Auslande zu. Unterdessen blieben die vom Staatsdienst ausgeschlossenen Jacobiner (mit Ausnahme von Barrère und wenigen Andern, auf denen der Vorwurf der Bestechung lastet) in der Armuth, welche wenigstens von ihrer Uneigennützigkeit Zeugniß gibt. Viele der hervorragendsten Männer der Schreckensherrschaft und einige Mitglieder des Directoriums lebten lange nach ihrem Rücktritt in Verborgenheit und Dürftigkeit; sie hatten während ihrer frühern Stellung als Regierer eines großen, reichen Landes weder dem Luxus gefröhnt, noch die Mittel dazu erworben *). Die Wahrheit sollte man selbst von Dämonen sagen. Die Jacobiner waren grausam, blutdürstig, aber Raubsucht kann man, ohne ungerecht zu sein, der Liste ihrer Verbrechen nicht beifügen. Selbst der feige, grausame Robespierre war uneigennützig, und der allgemeine Charakter jener Zerstörungspartei war Nichachtung des Luxus und Reichthums.

In gleicher Weise haben Napoleons Verleumder den Reichthum seiner Minister und Marschälle sehr übertrieben. Einige derselben haben nur geringes Vermögen hinterlassen, und die Reichsten unter ihnen hatten sich im Kriege oder durch Willfährigkeit gegen auswärtige Po-

*) Man kann auf sie im Schlußworte von Pitt's Grabschrift anwenden: „Sie starben arm.“

tentaten die Taschen gefüllt. Mehrere Fürsten des Continents, welche nach einem Theile der von Napoleon erbeuteten Länder haschten, griffen zu jenen Mitteln, welche an ihren eigenen Höfen am gebräuchlichsten und am wirksamsten waren. Sie hofften ihre selbstsüchtigen Zwecke zu fördern, wenn sie den Ministern und Günstlingen des Mannes, den sie nachmals einen Emporkömmling und Usurpator nannten, schmeichelten und Geschenke machten. Er sah vielleicht durch die Finger; aber im Herzen verachtete er die Kleinmüthigen, die zu solchen Mitteln ihre Zuflucht nahmen. Zuweilen behandelte er sie barsch und übermüthig. Einst behielt er bei Tafel den Hut auf dem Kopfe, während drei Könige und einige souveräne Fürsten unbedeckt waren. Als er eines Abends mit den Königen von Sachsen, Würtemberg und Bayern von der Jagd kam, hielt er zu Malmaison an, um seiner geschiedenen Gemahlin Josephine einen Besuch zu machen, und ließ die drei Monarchen mindestens eine Stunde vor der Thür warten. Der König von Bayern, der meinem Gewährsmanne die Geschichte erzählte, fand die Sache mehr komisch als beleidigend, und ließ sich Wein und kalte Küche in den Wagen kommen.

Derlei Unziemlichkeiten waren an seinem Hofe eben nicht selten. Die Ungeschliffenheit stammte aus Lagern und Clubs, und die trockene, würdelose Förmlichkeit, welche bei officiellen Personen oft so unangenehm auffällt, waren in Napoleons Empfangzimmer und Vorgemächern zu bemerken; von der übrigens auch sehr wenig gegründeten Zügellosigkeit der Sitten, welche die englischen Libellisten seinen Verwandten und Günstlingen zur Last legten, war nichts zu sehen.

Ich habe von Napoleons Liebschaften gehört. Diese waren weder zahlreich noch anstößig. Man erzählte von einer polnischen Dame und von der Schauspielerin George. Mit der Erstern hatte er einen Sohn, und Manche behaupten, er

habe außerdem noch zwei natürliche Kinder hinterlassen. Im Ganzen aber war sein Hof, wenn auch nicht durch Anmuth und feine Bildung ausgezeichnet, weniger zügellos und unsittlich, als der französische Hof seit dreihundert Jahren gewesen war. Er munterte seine Generale und Minister auf, zu heirathen, und wünschte deren Verbindung mit den altadeligen Familien. Dagegen sah er Mißheirathen in Bezug auf Alter, Vermögen und Stand sehr ungern. Einem Gerüchte zufolge hatte er die Namen aller reichen Erbinen in seinem Reiche gesammelt, in der Absicht, sie selbst wider ihren Willen an seine Günstlinge unter dem Civil und Militär zu verheirathen. Aber manche Ideen, die ihm in den Sinn kamen, wurden von ihm gesprächsweise leicht hingeworfen, und nachher von seinen Höflingen und unverständigen Bewunderern als reiflich überlegte Plane dargestellt. Waren sie im Princip sehr tadelnswerth, so wurden sie nach seinem Sturz von seinen Verleumdern als Maßregeln dargestellt, mit deren Ausführung sich die kaiserliche Regierung ernstlich beschäftigt haben sollte. So behaupteten manche Schriftsteller, Redner *) und Schmeichler, in deren Interesse es lag, gefallene Größe zu verleumden, er sei mit dem Plane umgegangen, die Studien aller Schulen, Universitäten und öffentlichen Lehranstalten auf eine gewisse Anzahl von Lesebüchern zu beschränken, alle andern Bücher verbrennen zu lassen und in der kaiserlichen Bibliothek nur die legalen Bücher beizubehalten.

Napoleon sprach allerdings oft von Projecten, die aber oft nur Phantasiespiele oder Tändeleien seines rastlosen Geistes waren. Zuweilen verband er damit den Zweck, die Ansichten Anderer über gewisse Verhältnisse zu

*) Selbst Lord Liverpool spielte einst im Oberhause auf diese ungereimte Beschuldigung an, und behauptete in allem Ernst, das Interesse der Literatur erheische den Sturz Napoleons.

erforschen, oft aber lag in seinen Aeußerungen wirklich die Absicht, die Ausführung seiner Riesenplane dadurch vorzubereiten und zu fördern. „Er leistete viel," sagte Talleyrand zu mir. »Er leistete mehr als irgend ein Mensch, ja mehr als vier Menschen. Seine Geistesthätigkeit war unglaublich. Nichts kam seiner Energie, seiner Phantasie, seiner schöpferischen Kraft, seiner Ausdauer gleich. Er besaß auch Scharfsinn. Sein Urtheil war nicht immer richtig; aber wenn er sich Zeit nehmen wollte, wußte er das Urtheil Anderer geschickt zu benutzen. Nur selten machte er einen Mißgriff; es war nur dann der Fall, wenn er sich wirklich übereilte und Andere nicht zu Rathe zog."

Unter seinen Planen bezogen sich viele auf Literatur und Kunst. Sie waren vielleicht alle von politischen Zwecken abhängig, im Allgemeinen weitumfassend und wahrscheinlich in größter Eile entworfen. Viele derselben bildeten nur Gegenstände des Gesprächs oder der Speculation, ohne reiflich erwogen oder ernstlich gemeint zu sein. Er war nicht unempfänglich für Kunst und Literatur, aber er schien sie mehr als politische Hebel, denn als Quellen geistigen Genusses zu betrachten. Talleyrand und mehrere Künstler meinten, er sei wohl für das Große, aber nicht für das Schöne empfänglich. Neben eine Stelle von Letourneur's Uebersetzung des Ossian schrieb er: »bon sujet d'un tableau," und er war für das Gedicht wirklich leidenschaftlich eingenommen. Er tadelte David, daß er die Schlacht von Thermopylä zum Vorwurf eines Bildes gewählt: ein Urtheil, das mehr den General als den Kunstkenner verrieth. Vielleicht hegte er eine Abneigung gegen den republikanischen Künstler, oder er ärgerte sich über einen Act des Nationalwiderstandes gegen einen großen Eroberer. „Ein schlechtes Sujet," sagte er; „und überdieß wurde ja Leonidas geschlagen." Jedes Gemälde, das einen der Nationalsiege darstellte und ihn nicht

als Hauptfigur hatte, mißfiel ihm. So äußerte er sich mißbilligend über ein für Madame Murat gemaltes Bild, auf welchem ihr verwundeter Gatte die Hauptfigur war.

Die unbeschränkte Gewalt machte ihn eigenwillig; er konnte selbst in Kleinigkeiten keinen Widerspruch ertragen*). Er pflegte es sehr übel zu nehmen, wenn sein musikalisches Talent, das übrigens sehr gering war, in Zweifel gezogen wurde. Ueber seine literarische Bildung sind verschiedene Urtheile gefällt worden. Er hatte viel gelesen, aber wenig geschrieben. In der Kalligraphie war er kein Meister: seine Schrift war beinahe unlesbar. Manche haben behauptet, er habe absichtlich so schlecht geschrieben, um seine orthographischen Schnitzer zu verstecken, und er habe recht gute Buchstaben schreiben können, aber seine Leser hätten den Gebrauch, den er davon machte, nicht zu genau kennen sollen. Er schrieb allerdings nicht orthographisch richtig; vor dreißig Jahren verstanden die meisten Franzosen, mit Ausnahme der Schriftsteller vom Fach, ihre Sprache nicht vollkommen richtig zu schreiben. Aber seine Brüder Lucien und Louis, welche sehr richtig schreiben und sogar in der Literatur nicht unbekannt sind, haben eine ähnliche, fast eben so schlechte Handschrift, wie Napoleon — vermuthlich aus demselben Grunde: weil sie ohne Mühe und Zeitverlust nicht besser schreiben konnten.

Als Consul und Kaiser schrieb Napoleon selten, aber er dictirte viel. Es war schwer ihm zu folgen, und gleichwohl wollte er eine Durchsicht des Dictirten oft nicht zugeben. Wenn sein Amanuensis ein Wort über-

*) Dieß erstreckte sich jedoch nicht auf Berathungen oder Erörterungen in Amtsgeschäften, wenigstens wenn er zu letzteren aufforderte. Seine Minister äußerten sich über beabsichtigte Maßregeln oft in freien, selbst starken Ausdrücken, und er sah es gern, wenn seine Fragen über Thatsachen oder Meinungen freimüthig beantwortet wurden.

hört hatte und fragte, so pflegte er etwas verdrießlich zu antworten: »Ich wiederhole das Wort nicht. Besinnen Sie sich, und schreiben Sie es nieder, ich wiederhole es nicht.«*) Talleyrand, in dessen Interesse es vielleicht lag, etwa hinterlassene Schriften für unecht auszugeben, suchte bald nach dem Eintreffen der Todesnachricht mich und Andere zu überreden, Napoleon habe nie dictirt und nicht dictiren können. »Er sprach, aber dictirte nicht; man konnte ihm nicht folgen. Er konnte weder dictiren noch schreiben.« Aber mit Ausnahme Talleyrand's und Carls IV. von Spanien hörte ich nie Jemand behaupten, er habe seine Gedanken nicht geordnet niederschreiben oder nicht dictiren können. Es war allerdings schwer ihm zu folgen, und noch schwerer ihn als Amanuensis zu befriedigen; aber Bignon und Andere gewöhnten sich an seine Weise**).

In wichtigen Angelegenheiten pflegte er das Dictirte nachzusehen und zu verbessern, und sodann die verbesserten Sätze Wort für Wort zu wiederholen. Sein Styl war klar. „Soyez clair, tout le reste viendra," war sein Grundsatz. In Geschäftssachen spottete er mit Recht über die ungereimte Forderung der französischen Zopfkritik, daß ein Wort in einem und demselben Satze, ja auf einer und derselben Seite nicht zweimal vorkommen dürfe.

Einen großen Theil seiner Correspondenz ließ er copiren und in mehrere Foliobände binden. Was aus diesen Büchern geworden, ist nicht genau bekannt. Die „Lettres inédites" sind jedoch aus dieser Sammlung genommen. Talleyrand behauptete, die Copien stimmten mit den Orginalien nicht immer überein, denn Napoleon habe selbst bei den Abschriften von Verträgen kein Bedenken getragen, ein Wort für ein anderes zu setzen.

*) General Bertrand und Cambacérès.

**) Ich habe hierfür viele Gewährsmänner: Cambacérès, Daru, Barbé-Marbois, Las Casas, Bertrand u. A.

Die Noten zu der auf seine Kosten und seinen Wunsch gedruckten Biographie des Herzogs von Marlborough werden ihm zugeschrieben. In den Zeitungen erschienen zuweilen Artikel von ihm. 1793 oder 1794 ließ er zu Avignon eine kleine politische Flugschrift unter dem Titel: „Déjeûner de trois Militaires" drucken, und ich habe bereits erwähnt, daß er schon vor jener Zeit dem Abbé Raynal das Manuscript einer Geschichte Corsica's zuschickte. Aber wie unbedeutend auch seine eigenen Schriften waren, seine Kritik über die Werke Anderer war im Allgemeinen richtig, und immer schlagend und scharfsinnig. Lemercier las ihm ein Drama vor, in welchem Peter der Grausame die Hauptrolle spielte. Dem endlich gestürzten Tyrannen wurden folgende Worte in den Mund gelegt:

»Von meinem großen Reiche bleibt mir nur ein Fels.«

Napoleon bemerkte: „Das ist ungereimt. Sie wollen Unwillen gegen Ihren Helden erregen, und legen ihm pathetische Worte in den Mund, die das Publicum nur zum Mitleid stimmen können." Die Bemerkung war scharfsinnig, und wurde merkwürdig durch die nachmaligen Ereignisse. Bei seiner Lectüre war Napoleon etwas zweifelsüchtig, und sprach oft sehr auffallende Ansichten aus. So z. B. hielt er Cäsar's Flucht in dem Boote und seine Anrede an den Schiffer für unwahrscheinlich, und war sehr geneigt, die Talente und besonders die militärische Geschicklichkeit jenes außerordentlichen Mannes herabzusetzen.

Ich habe seine amtliche Correspondenz mit Caulincourt in Bezug auf die Unterhandlungen zu Châtillon im Jahre 1814 gesehen. Ich bekam dadurch eine sehr hohe Meinung von den Fähigkeiten, wie von der Rechtlichkeit und den friedlichen Absichten Caulincourt's. Ich muß aber gestehen, daß die Einsicht in diese Documente meine Meinung von dem Kaiser Napoleon nicht erhöhte.

Sie waren voll von Ausflüchten und Kunstgriffen von Seiten der Regierung. Man schien die Absicht zu haben, nicht allein die Treue gegen die Verbündeten zu verletzen, sondern nöthigenfalls auch die Ehre des Unterhändlers, der seinem Vaterlande mit Eifer, Geschick und Treue diente, auf's Spiel zu setzen und zu opfern. Caulincourt suchte die günstige Stimmung Oesterreichs vernünftiger und ehrlicher Weise zu benutzen, um vortheilhafte Friedensbedingungen für Napoleon zu erlangen, aber der letztere und seine Rathgeber*) waren mehr geneigt, jene Stimmung zum Ausstreuen des Samens der Zwietracht zu benützen.

Inzwischen waren die Freunde des Friedens zu Paris nicht nur vorbereitet, sondern sehr geneigt, Napoleon ihren Plänen zu opfern: eine Absicht, die Caulincourt durchaus nicht hatte. Talleyrand und Dalberg sandten Hrn. de Vitrolles (der 1818 die „Note secrète" herausgab) an die Oesterreicher, um zu erfahren, was für Bedingungen man Frankreich stellen werde, wenn Frankreich in Napoleons Entthronung willige. Weder Talleyrand noch seine Helfer wußten, daß der Mann, dem sie diese mißliche Sendung übertrugen, bereits der Agent der Bourbons war. Aus Vorsicht hatten sie ihm keine schriftlichen Instructionen gegeben**), und

*) Seine Hauptrathgeber in dieser Angelegenheit waren, wie ich glaube, Maret, Herzog von Bassano, ein wohlmeinender und intelligenter, aber wankelmüthiger und willfähriger Mann, und Savary, eines der verächtlichsten Werkzeuge Napoleons.

**) Einem Gerücht zufolge gab man ihm einen Ring mit, den Talleyrand von Metternich erhalten hatte. Pozzo di Borgo sagte mir, er habe auch einige unbedeutende Worte von Dalberg's Handschrift, welche Metternich und Nesselrode kannten, in einem Knopfe versteckt, mitgenommen. Lord Goderich versicherte mir (im Jänner 1833), Vitrolles habe zum Beweise seiner Bekanntschaft mit Talleyrand's Freunden, auch ein von Lord Castlereagh geschriebenes Billet an die

Talleyrand gab ihm nur einige Kleinigkeiten mit, durch die er sich bei dem Fürsten Metternich als der Ueberbringer einer Botschaft legitimiren sollte.

Als er nach Châtillon kam, waren die Verbündeten erbittert über Napoleons Treulosigkeit, und entschlossen, als Preis des Friedens irgend eine Aenderung von Frankreich zu fordern; aber sie waren noch nicht entschlossen, von welcher Art die Revolution oder Gegenrevolution sein solle. Oesterreich, das nur ungern zu Napoleons Sturz die Hand bot, hatte noch immer keine Neigung, eine Familie, welche Marie Louise und ihren Sohn für immer von der Thronfolge ausschließen würde, wieder auf den Thron zu setzen. Dazu kam das Stillschweigen von ganz Frankreich, mit der einzigen Ausnahme der Stadt Bordeaux, und die Gleichgiltigkeit, die man gegen die Sache und den Namen der Bourbon's an den Tag legte. Doch Vitrolles war so gewandt, diese Hindernisse zu beseitigen. Statt sich auf Nachforschungen zu beschränken, machte er Mittheilungen, und nachdem er sich durch Vorweisung seiner Papiere oder Schmuckſachen legitimirt hatte, versicherte er den Verbündeten, daß Talleyrand und Andere ihren Plan entworfen und sich entschlossen hätten die Bourbon's wieder auf den Thron zu setzen; sie erwarteten daher mit Sehnsucht die Heere der Verbündeten zu Paris, und eine Erklärung zu Gunsten der verbannten Familie. Aber als die Heere ankamen, waren die Alliirten*) sehr erstaunt, keine solche Verschwö-

---

Fürstin von Vaudemont bei sich geführt. Daß er diese oder ähnliche Erkennungszeichen bei sich geführt, ist nicht in Abrede zu stellen.

*) Pozzo di Borgo und Andere haben mir Dieß nebst einigen Nebenumständen bestätigt. Die ganze Erzählung habe ich indirect von Dalberg. — Alexander hatte einige Neigung, Bernadotte auf den französischen Thron zu setzen; mehrere mit der Stimmung der Franzosen besser bekannte Personen

rung organisirt zu finden, und Talleyrand wunderte sich nicht minder, daß er ohne sein Wissen und seinen Willen zur Wiedereinsetzung der Bourbon's mitgewirkt hatte. Er war jedoch zu scharfsichtig, um nicht aus der Noth eine Tugend zu machen. Die Restauration war unvermeidlich, und er war zu gewandt, um den ihm so unerwartet zugeschobenen Bastard nicht als legitim anzuerkennen.

Auf der Insel Elba schien Napoleon mit seiner häuslichen Einrichtung eifrig beschäftigt. Außerdem wurde ein Theil seiner Zeit durch den Empfang seiner englischen Besucher in Anspruch genommen. Mit mehrern der letztern sprach er mit Ernst und Freimuth über die damaligen und die vergangenen Ereignisse. Die kurze, im Druck erschienene Erzählung Lord Ebrington's ist eine der besten und zuverlässigsten Darstellungen des Geistes und Charakters jener Unterredungen. Sir Neil Campbell machte sich eine ganz falsche Vorstellung von seinem allgemeinen Charakter, wie von seinen unmittelbaren Absichten. Er meinte, Napoleons Talente wären nur derart, daß sie ihn höchstens zum Unterpräfecten geeignet machen würden! Manche glauben, er habe sich absichtlich verstellt, um jenen Officier über seine geistige Befähigung und seine wirklichen Absichten zu täuschen und in Sicherheit einzuwiegen*). Es ist offenkundig, daß Sir Neil über seine Abreise von Porto Ferrajo höchst erstaunt und betroffen

waren für den Herzog von Orleans; aber Oesterreich hielt Napoleon oder Ludwig XVIII. für die einzige Alternative, und unser Regent, aber nicht seine Minister, stimmte für Ludwig. S. Anhang Nr. VII. über die Thronbesteigung Louis Philipps im Jahre 1830.

*) Ich vermuthe, daß Sir Neil sowohl durch seine Arglosigkeit, als auch durch die in Zeitungsartikeln und Flugschriften verbreiteten Vorurtheile irre geleitet wurde. Vielleicht suchte er auch, gleich vielen andern Beamten, Ansichten zu verbreiten, welche dem Stolz oder der Böswilligkeit der Vorgesetzten schmeicheln konnten.

war. Der Spott, dem er sich durch seinen Mangel an Wachsamkeit aussetzte, hatte nachmals auf die Nerven Sir Hudson Lowe's eine verderbliche Wirkung, und bewog diesen mehr ostensiblen Kerkermeister zu Maßregeln, welche seinem großen Gefangenen lästiger und für den Ruf Englands nachtheiliger waren, als selbst die engherzige englische Politik.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß zu Anfang des Jahres 1815 in der französischen Armee eine Faction bestand, welche die Vertreibung der Bourbon's beabsichtigte. Die Anstifter dieser Verschwörung hatten jedoch nicht die Absicht, Napoleon herbeizurufen und an die Spitze ihres Unternehmens zu stellen; wenigstens ist keine derartige Aufforderung an ihn ergangen. Wahrscheinlich erfuhr er den Plan, und er mochte auch wohl wissen, daß man nicht die Absicht hatte ihn zur Theilnahme an demselben einzuladen. Aber ermuthigt durch die hohe Achtung, in welcher er noch immer bei den Soldaten stand, beunruhigt durch seine mißliche Lage, sowie durch die Gerüchte von den Verhandlungen des Wiener Congresses, und angetrieben durch seinen Ehrgeiz und sein ungestümes Naturell, landete er ohne Zweifel ehe jene Verschwörung zur Reife gediehen war, und bemächtigte sich zu seinen eigenen Zwecken des größern Theils der Materialien, aus denen eine erfolgreiche Verschwörung gebildet werden konnte. Er überzeugte sich bald, daß die Partei und die Principien, deren er zur Ausführung seines Plans bedürfte, mehr republikanisch waren, als er jemals gewünscht hatte und noch wünschte. In wie fern er zwischen seinem frühern Regierungssystem und der Einsetzung eines dem Geiste wie der Form nach populärern Systems schwankte, und in wie fern diese mit seinem frühern Verhalten so wenig übereinstimmende Unschlüssigkeit durch die Veränderung seiner Stellung und Stimmung bewirkt wurde, und endlich seinen Sturz herbeiführte, sind interessante Forschungen

für den Historiker. Sie würden mich zu weit führen. Er fühlte seine Verlegenheit während der hundert Tage. Der Graf Molé, der kein Volkstribun ist, erzählte mir, Napoleon sei sehr besorgt gewesen, daß die republikanische Partei die Oberhand erhalten werde; er habe von Scenen, denen er in der Revolution beigewohnt, mit Widerwillen und Abscheu gesprochen; er habe den Charakter der ihn umgebenden Marschälle, Minister und Demagogen mit großem Scharfsinn, aber mit einiger Bitterkeit geschildert; er habe die Unmöglichkeit beklagt, Frankreich zum Widerstande gegen die Verbündeten zu bewegen, ohne zu Mitteln, die er immer verworfen, seine Zuflucht zu nehmen, und er habe gestanden, daß er die Insel Elba nie verlassen haben würde, wenn er die Nothwendigkeit einer solcher Willfährigkeit gegen die demokratische Partei geahnt hätte. Seine Hoffnung, Frankreich den innern und äußern Gefahren zu entreißen, beruhe hauptsächlich auf der Mitwirkung solcher verständigen Männer, wie mein Gewährsmann.

Aus diesen letzten Worten läßt sich vielleicht schließen, daß Napoleon in jener Unterredung weit mehr Menschenkenntniß und kluge Benutzung der Umstände, als Furcht vor der Demokratie an den Tag legte. Was auch immer seine Absicht war, diese Sprache hat er ohne allen Zweifel geführt; denn der Graf Molé hat ein zu gutes Gedächtniß, um zu vergessen, und einen zu ehrenwerthen Charakter, um einer Unwahrheit fähig zu sein.

Seine Lebensweise, seine Beschäftigungen und Gesundheitsumstände während seines Exils auf St Helena sind so oft und so genau erzählt worden, daß ich durch Aufzeichnung dessen, was mir von seinen Gesellschaftern erzählt worden ist, leicht in Gefahr kommen könnte, Bekanntes zu wiederholen. Er spielte oft Schach oder Billard, ersteres ziemlich gut, aber unerträglich schnell, letzteres immer nur mit der Hand, nie mit dem Billardstock. Bevor er

die Eintheilung seiner Zeit geregelt hatte, war er mit einer gewissen Aengstlichkeit darauf bedacht, die Zeit zwischen dem Diner und dem Schlafengehen nicht allein zu bleiben. Um die Damen zurückzuhalten, pflegte er lange am Tische sitzen zu bleiben und das Gespräch sehr lebhaft zu führen. Zuweilen ließ er Bücher kommen, und las der Gesellschaft vor. Er las gut, aber er las dieselben Gedichte und Dramen zu oft vor. Unter den letztern war „Zaïre" seine Lieblingslectüre. Wenn Andere vorlasen, schlief er gewöhnlich ein; aber wenn er selbst vorlas, konnte er nicht leiden, daß Andere einschliefen. Er hatte immer ein wachsames Auge auf sein Auditorium, und unterbrach sich oft mit dem Ausruf: „Madame Montholon, vous dormez!"

Er wurde durch seine Lectüre sehr lebhaft angeregt, hauptsächlich durch Poesie; besonders schöne Stellen begeisterten ihn. Fehler entgingen seiner scharfen Beobachtung nicht, und er machte oft sehr sinnreiche Bemerkungen über den Styl, die Darstellung und die geschichtlichen Beziehungen. Er las unter Andern die Odyssee, vermuthlich in Dacier's Uebersetzung, und die Bibel. Ueber die Odyssee machte er viele Bemerkungen, und da er im alten Testament nicht sehr bewandert gewesen war, so war er über das Schöne und Erhabene mancher Stellen, und über das Triviale und Ungereimte anderer, wie er es nannte, abwechseln erstaunt und entzückt, entrüstet und ergötzt. Alle diese Eindrücke schilderte er mit großer Offenheit und Lebendigkeit, und seine Bemerkungen erregten und fesselten die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer.

An den langen Abenden, die in solcher Weise mit Austausch der Gedanken, Vorlesen und Erzählen ausgefüllt wurden, sprach er mit solcher Klarheit und Lebendigkeit, und doch so leidenschaftsloser Ruhe über die Ereignisse seines Lebens, und er schilderte die Personen, die ihm nahe gestanden, mit solcher Unparteilichkeit, daß Madame

Montholon mit großer Freude an jene Abende zurückdachte, und die in jenem kleinen Kreise herrschende Stimmung mit einer spätern Lage verglich, in welcher die zerstreuten Freunde Napoleons eine nüchterne Ansicht der Weltbegebenheiten, an denen sie betheiligt gewesen waren, bekamen.

Napoleon widmete allen neuen Büchern, die in St. Helena ankamen, große Aufmerksamkeit. Er verstand das Englische, wenn es gesprochen wurde, nur unvollkommen, und sprach es gar nicht; aber die englischen Zeitungen und periodischen Schriften las er mit großer Begierde, und verstand sie auch sehr gut. Mit den letzteren wurde er so vertraut, daß er bei der Ankunft der „Edinburgh- und Quarterly-Review" sehr wahrscheinliche Vermuthungen über die Verfasser der einzelnen Artikel anstellte. Die Anekdoten aus seinem Jugendleben, die mir von dem Cardinal Fesch und von Louis Bonaparte erzählt worden waren und ihren Weg in die Reviews gefunden hatten, setzten ihn in Erstaunen, ohne sein Mißfallen zu erregen. „Wo in aller Welt haben die Engländer das Alles aufgestöbert?"

Sein rastloser Geist, der in allen Dingen einen Gegenstand der Forschung und Speculation fand, entdeckte oft mehr als wirklich vorhanden war. So hatte Lady Holland den Herzog von Bedford beredet, Napoleon ein Buch zu senden. Er überließ ihr die Wahl, und sie zögerte mit demselben bis das Schiff bereits segelfertig war. Sie ersuchte einen Bekannten, das erste beste schöngebundene Buch zu kaufen. Auf diese Weise erhielt Napoleon die Geschichte Schottlands, von Robertson. „Warum schickt mir der Herzog von Bedford die Geschichte Schottlands? Er muß wissen, daß ich sie schon gelesen habe. O! ich habe es: er will mir dadurch zu verstehen geben, daß ich, wie die Königin Marie von Schottland, die Oberherrlichkeit Englands nicht anerken-

nen soll." Große Freude machte ihm ein anderes Buch, die Biographie des Herzogs von Marlborough, von Coxe, das ihm Lord Robert Spencer, ein Nachkomme jenes großen Mannes, geschickt hatte. Er wünschte in seinen letzten Augenblicken, dieses Buch den Officieren des auf der Insel liegenden englischen Regiments, welche besonders höflich gegen ihn gewesen waren, zum Andenken zu geben. Er ersuchte den Regimentsarzt Dr. Arnott, der ihn behandelte, das Buch zu überreichen; aber Arnott erhielt von seinen Vorgesetzten den Befehl, das Geschenk zurückzugeben, erstens weil es nicht durch das Gouvernement übergeben wurde, und zweitens weil sich der Geber »Kaiser Napoleon," und nicht „General Bonaparte" nannte. Eine erbärmliche, engherzige Chicane, die für die englische Regierung eben so schmachvoll war, wie für ihre Agenten!

Der General Bertrand hatte sich mit der Bitte um Folard's »Polybius" an unsere Regierung gewandt, aber das Buch wurde nicht geliefert. Napoleon erwartete die Ankunft desselben mit einiger Ungeduld, und erst in den letzten Monaten seines Lebens erhielt er es, wie ich glaube, von Lady Holland. Er las es mit großer Aufmerksamkeit, und sprach von dem Autor mit aufrichtiger Bewunderung.

Seine Lebensweise war eigenthümlich, zumal in seiner Verbannung auf St. Helena. Er aß wenig und sehr hastig, hielt seine Hauptmahlzeit zu einer ungewöhnlich frühen Stunde, und nicht selten versäumte er das Frühstück. Wenn er sich wohl fühlte, trank er leichte französische Weine, besonders Lunel, doch nie im Uebermaß. In seiner Krankheit, und noch einige Zeit vorher, verlor er seinen Appetit gänzlich, obgleich Lady Holland zu ihrer Freude vernahm, daß das Confect, welches sie ihm geschickt hatte, vielen Beifall fand. Einige eingesottene Früchte, die er „les pruneaux de Madame

Holland" nannte, waren die letzte Nahrung, die er zu sich nahm.

In St. Helena stand er um vier Uhr auf, und er pflegte von jeher in der Nacht aufzustehen und mindestens eine Stunde thätig zu sein. Er hatte immer zwei Betten in seinem Schlafzimmer, und machte sehr oft von beiden Gebrauch. Die Gewohnheit, einen Theil der Nacht zu durchwachen, stammte wahrscheinlich aus seinen Feldzügen, und kam ihn in dem weiten Kreise seiner Thätigkeit sehr zu Statten. Nach seinem ersten Schlafe traf er mit großer Umsicht alle Anordnungen für den folgenden Tag, und nach einen zweiten erquickenden Schlaf leitete er die Ausführung derselben, ohne daß die letzten zu ertheilenden Befehle durch die gewöhnlichen Geschäfte unterbrochen wurden.

Viele merkwürdige Details über die Abnahme seiner Gesundheit, die Natur seiner Krankheit und seine scharfsinnigen, charakteristischen Bemerkungen in Bezug auf die Ursache und Behandlung derselben, sind in den gedruckten Berichten seiner Aerzte enthalten. Letztere führten darüber leider einen in Feindseligkeiten ausartenden Streit. Sein Vater war am Magenkrebs gestorben; seine Schwester, die Fürstin Borghese, war ebenfalls ein Opfer dieser Krankheit geworden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß das Uebel durch das Klima entstanden war; aber durch die Feuchtigkeit des von ihm bewohnten Theils der Insel, durch den Kummer, den ihm seine Verbannung und Gefangenschaft machte, sowie durch die Abwesenheit seiner Verwandten und den Mangel einer Pflege, wie er sie in Europa hätte haben können, mag sein Tod wohl beschleunigt und das Uebel verschlimmert worden sein *).

*) Ich will nicht behaupten, daß seine Krankheit unheilbar war, aber es läßt sich nicht läugnen, daß jeder dienstthuende Officier in dem Zustande, worin sich Napoleon zwei Jahre lang befand,

Er sprach von jeher gern über metaphysische Gegenstände, und befragte wohlunterrichtete Priester mit großer Wißbegierde über die Quelle und den Inhalt der Glaubenslehren. Er ward daher unangenehm überrascht, als er die beiden nach St. Helena geschickten Geistlichen als Männer von beschränktem Verstande und ohne alle wissenschaftliche Bildung kennen lernte. Dieß wunderte ihn um so mehr, da der Cardinal Fesch sie gewählt hatte. Der ältere, Buonavita, konnte durch Erzählung seiner Abenteuer in Spanien, Mexico und New-York wohl einige Unterhaltung gewähren, aber er war im höchsten Grade unwissend. Er meinte z. B., Napoleon sei mit dem größten römischen Heerführer, Alexander dem Großen, zu vergleichen! Der Kaiser war begreiflich nicht sehr erbaut durch einen so uninteressanten Gesellschafter, und er soll ihm zur Strafe für jenen historischen Schnitzer befohlen haben, jeden Morgen zehn Seiten im Rollin zu lesen und ihm den Inhalt seiner Aufgabe herzusagen*).

Wie auch immer die religiösen Ansichten dieses außerordentlichen Mannes sein mochten, solche Gesellschaften waren gewiß nicht geeignet, dieselben zu erschüttern oder zu beherrschen. Es hat mir einige Mühe gekostet, das Wenige, was von seinen Gedanken über solche Gegenstände bekannt geworden ist, zu ermitteln, und obschon es nicht sehr befriedigend ist, halte ich es der Erwähnung werth.

In der ersten Zeit der Revolution huldigte er der damals in Frankreich herrschenden Mode, sich über derlei Dinge in leichtsinnigen, sogar spottenden Ausdrücken zu äußern. In der Folge äußerte er gleich den meisten Men-

---

Urlaub bekommen haben würde, zum Behuf ärztlicher Hilfe nach Europa zurückzukehren.

*) Ich halte diese Geschichte für die Verdrehung einer andern Thatsache. Napoleon hatte seinen jüngern Caplan liebgewonnen, und da er dessen wissenschaftliche Bildung vernachlässigt fand, empfahl er ihm Bücher und überwachte gewissermaßen seine Studien.

schen, deren Schicksal eine wunderbare Wendung genommen hatte, halb ernsthaft und halb scherzweise ein gewisses Vertrauen auf das unvermeidliche Verhängniß und die Vorherbestimmung des Schicksals. Aber bei einigen wichtigen Veranlassungen, und noch mehr im ruhigen Privatgespräch, verwahrte er sich nicht nur gegen jede Zumuthung des Unglaubens, sondern sprach auch seine Ueberzeugung aus, daß er wie jeder andere Mensch zur religiösen Begeisterung bekehrt werden könne.

Ueberspannte, ascetische Begriffe von religiöser Pflicht fanden bei ihm nicht nur Duldung und Nachsicht, sondern selbst Achtung. Diese gründete er nicht auf die Vernunftmäßigkeit oder Wahrheit solcher Begriffe, sondern auf die Verschiedenheit der Meinungen und die Unsicherheit des menschlichen Urtheils, welchem anfangs bezweifelte Glaubenssätze in der Folge oft als wahr erscheinen. Nach der Versicherung Pasquier's, Stanislaus Girardin's u. A. hatte er einen Anflug von italienischem Aberglauben, eine Ahnung von der Unhaltbarkeit der geoffenbarten Religion, und gleichwohl die Ueberzeugung, oder wenigstens die Besorgniß, daß er selbst einst daran glauben werde. Er war überzeugt, daß der Glaube tief im menschlichen Geiste wurzele. Von diesem Grundsatz ausgehend, gestattete er auch die Wiedereinführung der Trappisten und anderer strengen Orden. Er meinte, sie könnten dem fanatischen und schwärmerischen Gährungsstoff, der sonst die Bande der Gesellschaft sprengen würde, als Sicherheitsventil dienen. Aus seinen Bemerkungen über den Tod Duroc's und aus den Gründen, die er sowohl im ruhigen Gespräch als in Augenblicken heftiger Aufregung (wie z. B. 1814 zu Fontainebleau) gelten machte *),

*) »Auch bin ich religiösen Ideen nicht ganz fremd,« setzte er hinzu, nachdem er andere Gründe angeführt, die ihn bewogen hatten, sich das Leben nicht zu nehmen. Dieß bezeugen der General Sebastiani und Graf Flahaut.

sprach zugleich sein Glaube an ein Verhängniß und seine Ueberzeugung von dem Walten der Vorsehung.

Nach dem ihm vorgelegten Krönungsprogramm sollte er zum Abendmahl gehen. Aber zur Erstaunen Derer, die das Programm verfaßt hatten, war er sehr unwillig über die Zumuthung *). „Niemand," sagte er, „könne wissen, oder sei berechtigt zu behaupten, wann oder wo er das Sacrament nehmen wolle, oder ob er es wolle oder nicht." Bei diesem Anlasse, setzte er hinzu, wolle er nicht, und er beharrte bei seiner Weigerung **).

Wie er sich in St. Helena, besonders in seinen letzten Lebenstagen, hinsichtlich seiner religiösen Pflichten verhalten hat, ist nicht recht klar. So lange er gesund war, wurde in seiner Capelle, und während seiner Krankheit in seinem Schlafzimmer Messe gelesen. Ich habe auch Ursache zu glauben, daß ihm einige Tage vor seinem Ende, und wahrscheinlich nach der Beichte, die Sterbsacramente gereicht wurden; aber der Graf Montholon, von welchem ich dieß indirect erfahren habe, versicherte auch, er habe von Napoleon die bestimmte Weisung erhalten, die Vorkehrungen zu jener traurigen Ceremonie vor seinen übrigen Gesellschaftern geheim zu halten, und sogar der Priester habe den Auftrag erhalten, auf Befragen zu antworten, daß er nach den Befehlen des Grafen Montholon handle und von den Wünschen des Kaisers keine Kenntniß habe.

Er scheint sich in seinen letzten Lebenstagen wirklich nach den Tröstungen der Religion gesehnt zu ha-

*) So erzählte mir Gallois in Uebereinstimmung mit mehrern Andern.

**) Einige schreiben diese Weigerung seiner Furcht vor der Armee zu, Andere halten sie für die Folge seiner Ansicht, daß das h. Abendmahl durch die prunkvollen Krönungsceremonien entweiht werde.

ben, aber eine falsche Scham mochte ihn wohl abhalten, diesen Wunsch zu erkennen zu geben. Er wußte, daß man ihm dieß zu St. Helena, und noch mehr in Frankreich, als Schwäche auslegen würde; vielleicht legte er es selbst so aus. Die Religion mag ihr Triumphlied anstimmen, die Philosophie mag ausrufen: „pauvre humanité," unparteiischere Zweifelsucht an der Entdeckung des Beweggrundes verzweifeln; aber die Geschichte muß, wie ich glaube, die Thatsache eingestehen.

Talleyrand, der bei der Nachricht von seinem Tode die bereits angeführten Bemerkungen über seine Geistesgaben machte *), setzte Folgendes hinzu:

„Seine Laufbahn ist die außerordentlichste, die in der Geschichte der letzten tausend Jahre vorgekommen. Er beging drei große Fehler, und diesen ist sein Sturz, der nicht minder außerordentlich als seine Erhebung, zuzuschreiben — Spanien, Rußland und der Papst. Ich sage: der Papst. Denn seine Krönung, die Anerkennung des kleinen Lieutenants aus Corsica als erster Souverän Europa's von Seiten des Oberhauptes der Christenheit, war der höchste Gipfel des Ruhms, den ein Sterblicher erreichen konnte. Nachdem er seine Thaten durch einen so glänzenden Erfolg gekrönt sah, hätte er sich durch verhältnißmäßig geringfügige Ursachen nicht verleiten lassen sollen, den Papst zu demüthigen und zu verfolgen. Dadurch verletzte er die Gefühle Jener, deren Feindseligkeit versöhnt, und deren Phantasie durch jenen glänzenden Erfolg geblendet worden war. Dieß waren seine größ-

*) Einst sagte Talleyrand im Gespräch über Napoleon mit besonderem Nachdruck zu mir: „il était mal élevé." Mehr als einmal wiederholte er die, wie ich fürchte nur zu gegründete Behauptung, daß es ihm sehr an Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit gefehlt habe.

ten Mißgriffe. Abgesehen von diesen, beging er noch einige wenige politische Fehler — in der That wunderbar wenige Fehler, wenn man berücksichtigt, wie ausgedehnt sein Wirkungskreis war, und mit welcher Schnelligkeit die folgenschwersten Ereignisse auf ihn einstürmten. Er war gewiß ein großer, ein außerordentlicher Mann, fast eben so außerordentlich in seinen Eigenschaften wie in seiner Laufbahn; so wenigstens urtheile ich, der ihm sehr nahe stand, nach reifer Ueberlegung. Er war offenbar der außerordentlichste Mann, den ich je gesehen, und nach meiner Meinung der außerordentlichste Mann, den die Geschichte vieler Jahrhunderte kennt."

Einen andern und vielleicht noch verderblichern Fehler, als jene drei, welche ihm Talleyrand mit Recht zur Last legte, gestand Napoleon selbst in seinen Unterredungen auf der Insel Elba *). Dieser Fehler bestand darin, daß er nach den Siegen von Lützen und Bautzen im Jahre 1813 nicht Frieden schloß. Diese Erfolge würden ihn in den Stand gesetzt haben, den Frieden mit Ehren anzunehmen, ja ihn anzubieten. Er hätte damals Bedingungen erlangen und sogar dictiren können, die ihn zum größten Herrscher Europa's und zu einem der glücklichsten Eroberer der neuern Zeit gemacht haben würden. Aber er hielt sich für stärker, as er wirklich war; er irrte sich, wie er selbst einräumte, in seinen Berechnungen. Diese

*) In diesem Sinne äußerte er sich namentlich gegen Fazakerley, einen sehr zuverlässigen, ehrenwerthen Mann, der ihn im Jahre 1814 auf der Insel Elba sah, und mir diesen Theil seiner Unterredung oft erzählt hat. Auf Napoleons Aufforderung, sich über sein Verhalten frei auszusprechen, äußerte Fazakerley sein Erstaunen, daß er damals nicht Friede gemacht. »Ich glaubte mich stark genug, den Krieg weiter zu führen, und ich habe mich geirrt; es war allerdings der Augenblick, Frieden zu schließen.«

Fehlgriffe und die Einräumung derselben machen ihn vielleicht noch außerordentlicher; jedenfalls aber wird sein Leben, dem er in seiner Verbannung so große Aufmerksamkeit widmete, dadurch interessanter und lehrreicher für die Nachwelt, als die Thaten irgend eines großen kriegerischen Fürsten seit Julius Cäsar.

Anhang.

Nr. I. (S. Seite 15.)

Lady Holland und Mr. Allen sahen im Jahre 1825 das Original dieses Testaments in des Königs eigenen Händen; es wurde sammt andern Documenten im Hôtel Soubise aufbewahrt.

Die Echtheit des Testaments ist von Manchen in Zweifel gezogen worden; diese Zweifel scheinen jedoch ungegründet zu sein. Es wurde ja sogleich nach der Hinrichtung des Königs von seinen Feinden und Anklägern, nicht von seinen Freunden und Anhängern, publicirt. Talleyrand erklärte mir diese Thatsache mit großer Ausführlichkeit, und machte dabei die sehr richtige Bemerkung, es sei ein starker Beweis des blinden Eifers der jacobinischen Partei, oder des republikanischen Fanatismus der damaligen öffentlichen Meinung gewesen, daß man wähnte, der Inhalt dieses Documents werde der Sache des Königthums schaden, und das Andenken und die Grundsätze des Königs dem Spott der Leser preisgeben. Es war in der That ein sonderbarer Wahn, daß solche Gesinnungen dem Aussteller des Documents zum Nachtheil gereichen könnten!

Die Worte: **Fils de Saint-Louis, montez au ciel,** welche der Abbé Edgworth gerufen haben soll, als der unglückliche Monarch zögerte, das Blutgerüst zu besteigen, sind eine Erdichtung. Der Abbé Edgworth gestand ehrlich und offen, er erinnere sich nicht, diese Worte gesprochen zu haben, man habe sie an demselben Abende bei einem Souper ersonnen.

Nr. II. (S. Seite 55.)

19. September 1838.

„Ich fand den Friedensfürsten sehr verändert von Ansehen, aber seine Gemüthsstimmung war sich gleich geblieben. Gut gelaunt, selbstgefällig, ziemlich jovial und herzlich, klagte er in

seinem schlechten Französisch über den Undank der Welt. Er schloß unbilligerweise auch die französische Regierung in seinen Tadel ein; denn er bezieht von derselben seine einzigen Subsistenzmittel, fünftausend Francs jährlich. Allerdings eine sehr karge Spende, die er mit seiner einst den französischen Emigranten erwiesenen Freigebigkeit verglich. Er führte bittere Klage über die Tudo, die er seit seiner Jugend geliebt, der er Alles geopfert, um deren willen er den Verdacht der Bigamie auf sich geladen, und die er, wie allgemein bekannt, nach dem Tode seiner ersten Frau wirklich geheirathet, um ihren Sohn in die Rechte eines ehelichen Kindes einzusetzen. Er habe ihr Alles vermacht, was er außer Spanien in der Welt besessen, und sie habe ihn verlassen und das Ganze mitgenommen, so daß er ganz arm sei und von der kleinen Pension, die ihm Luis Felipe bewilligt, leben müsse; denn man habe seine Güter und Leibrenten auf eine seltsame Art vertheilt. Das Einkommen, welches er von seiner römischen Pfründe bezogen hatte, sei dem Herzoge von Wellington als ein Beweis des Dankes der Nation zugewiesen worden; da er aber von keinem gesetzlichen Beschlusse etwas wisse, so könne er es nur als einen Raub (despojo) betrachten. Die dazu gehörigen bienes libres (worunter er einige benachbarte Grundstücke verstand) habe die Regierung durch einen Act der Willkür seiner legitimen Tochter bestimmt. Andere Besitzungen und Leibrenten habe man dem Infanten Don Francisco zugewendet. Als er daher seine Güter reclamirt, habe er seinen Platz als Eigenthümer bereits besetzt gefunden, und er habe wenig Hoffnung, die widerrechtlichen Besitzer zu verdrängen.

„Er erzählte dieß fast lachend, aber er sprach mit mehr Bitterkeit von dem Unpank der Tudo, und mit einiger Entrüstung von den Liberalen, die ihm seinen Generalcapitänstitel genommen, obgleich er der älteste Generalcapitän Spaniens sei. Er sagte, in den folgenden Theilen seiner Memoiren wolle er zwischen Spanien unter Carl IV. und Spanien unter den Liberalen einen Vergleich anstellen. Ueber Napoleon habe er sich nicht zu beklagen; er sei immer sein Feind gewesen, und würde dessen Versöhnungsanträge angenommen haben, wenn er es für möglich oder ehrenvoll gehalten hätte. Napoleon habe ihn durch Drohungen bewegen wollen, Joseph als König von Spanien anzuerkennen. Lucien Bonaparte, einst sein Freund, habe etwas unfreundlich jeden Verkehr mit ihm abgelehnt, weil er in seinen Memoiren den Kaiser nicht glimpflich behandelt. Der Friedensfürst bemerkte, es liege ihm nicht ob, Napoleon zu loben oder zu tadeln; es sei bekannt, daß

sein Verkehr mit ihm mehr feindseliger als freundschaftlicher Natur gewesen, und daß er Napoleons Verhalten ganz unparteiisch und leidenschaftslos erzählt habe.

»Ich benutze diese Gelegenheit zu bemerken, daß man seinen Memoiren mehr den Vorwurf zu großer Aengstlichkeit in der Vermeidung beleidigender Aeußerungen, als der Verleumdung oder Rücksichtslosigkeit machen könne, obwohl der spanische Hof Zeuge von Scenen gewesen sein müsse, die ein französischer Memoirenschreiber gewiß zu seinem Vortheil ausgebeutet haben würde. Ich fragte, ob die Geschichte vor der langen Frist zwischen der Feier der Vermählung Ferdinands und deren Vollziehung wahr sei. Er bejahte es, äußerte sich aber weder über diese Angelegenheit, noch über die Verschwörung Ferdinands im Escorial, über welche mir Carl IV. so merkwürdige Details mitgetheilt hatte.

»Er sagte, die große Schonung, mit welcher er sich über Verhältnisse und Personen geäußert, habe dem Interesse seiner Memoiren sehr geschadet, in den folgenden Theilen, an denen er damals arbeitete, wolle er sich freier aussprechen, namentlich über den Aufstand zu Aranjuez. Von Ferdinand sprach er mit weniger Bitterkeit, als ich erwartete; über Don Carlos hingegen urtheilte er mit weniger Schonung. Er war allerdings einverstanden mit den harten Ausdrücken, in denen ich mich über Ferdinands Charakter und Verhalten aussprach; aber als ich sagte, Carlos sei freilich ein Frömmler und Heuchler, aber doch »plus honnête homme,« erwiederte er: »Wie kann ein Mensch »honnête« genannt werden, der auf den Aufruf eines fanatischen Mönchs oder Priesters bereit sein würde, seinen besten Freund zu erdolchen, oder seine theuersten Verwandten, Vater, Mutter, Bruder, Weib und Kind auf dem Scheiterhaufen verbrennen zu lassen?«

»Er sagte, Spanien sei in einem schrecklichen Zustande; Don Antonio de M**, ein ehrenhafter, gebildeter Mann, den ich zu Madrid kennen gelernt, habe ihm unlängst geschrieben, es sei kein Gesetz, keine Autorität, keine Sicherheit im Lande; er kenne keine Verordnung, welche ihm (dem Friedensfürsten) die Rückkehr untersage, und wenn ihm die Erlaubniß auch durch ein ausdrückliches Gesetz ertheilt würde, so dürfe er doch schwerlich wagen, davon Gebrauch zu machen. Er klagte sehr über die Demüthigungen, die ihm widerfahren, und über den Mangel, dem er preisgegeben sei; aber ich fand seine Meinung minder gedrückt, und seine Redeweise natürlicher und freier, als ich erwartet hatte. Ich fragte ihn, ob er Don Francisco oft sehe, und die Art wie er nein sagte, überzeugte mich, daß ihm dieser Prinz, der, wie Jedermann weiß,

sein Sohn ist, keineswegs durch freundliches Entgegenkommen eine Gelegenheit zu gegenseitiger Annäherung gegeben hatte; denn er setzte mit einiger Bitterkeit hinzu, es zieme sich nicht für ihn, sich um seine Protection zu bewerben. Die Infanta hatte er vor ihrer Vermählung zu Rom kennen gelernt, und er sprach von der Schönheit ihrer Mutter Isabella, Königin von Neapel, welche, wie ich glaube, die Schwester ihres Schwiegersohns Don Francisco war.

»Bald nachdem er mich verlassen hatte, begegnete mir auf der Treppe des Gasthofs eine sehr brünette Dame, offenbar eine Südländerin. Sie wurde von einigen Dienern auf einer Sänfte in das Stockwerk über unserer Wohnung getragen. Sie fiel mir durch ihren stolzen Anstand auf. Auf meine Nachfrage vernahm ich, es sei die Herzogin von Ineca. So ließ sie sich wenigstens nennen. Sie ist die Tochter des Friedensfürsten aus seiner Ehe mit der bourbonischen Infanta und Prinzessin, und besitzt, wie oben erwähnt, einen nicht unbedeutenden Theil seiner Güter. Aber sie gewährt ihm nicht die mindeste Unterstützung, und kümmert sich gar nicht um ihn. Sie ist mit einem römischen Fürsten vermählt; aber die Kinder und Verwandten seiner königlichen Gemahlin scheinen ihn mit derselben Gefühllosigkeit und Härte zu behandeln, wie die Tudo und ihre Verwandten. Sie lebt zu Madrid im Glanz und Prunk, während ihr Gemahl zu Paris als Pensionär, ja fast als Bettler ein elendes Leben führt. Er ist von Verwandten, anerkannten oder nicht anerkannten Kindern, Enkeln, Infantinen, Herzoginen ꝛc. umgeben — und sie Alle nehmen keine Notiz von ihm! Unter seinen Nachkommen ist nicht ein Einziger, der ihm die mindeste Theilnahme oder Zärtlichkeit erwiese, obschon ihm Einige derselben ihre Stellung und ihren Reichthum, Alle aber das Leben verdanken! Welch ein merkwürdiger, lehrreicher Lebenslauf!«

Nr. III. (S. Seite 73.)

Godoy theilt in seinen »Memorias« (Tom. IV. p. 431) beide Briefe mit.

Lord Holland an den Friedensfürsten.

»London, 30. Jänner 1819.

»Excellenz und schätzbarster Freund!

»Sobald als ich durch die Zeitungen und neuesten Nachrichten aus Rom die traurige Kunde von dem Ableben Carls IV.

vernommen, erinnerte ich mich unserer Unterredung zu Verona, wo ich die Ehre hatte, Sie zum letzten Male zu sehen, und habe mich bei den Ministern erkundigt, ob man Ihnen Schwierigkeiten machen würde, falls Sie Ihren Aufenthalt in England zu nehmen wünschen. Es gereicht mir zum Vergnügen Ihnen anzuzeigen, daß Ihrer Landung und Ihrem Aufenthalt hier kein Hinderniß entgegensteht. Diese Zusicherung ist mir nicht schriftlich ertheilt worden, weil man nicht wünscht, daß dieser Schritt als eine Einladung an Ew. Excellenz betrachtet werde; es soll nur eine einfache Antwort auf die Bitte eines Freundes sein, denn ich habe ja die Ehre, unter Ihre Freunde gezählt zu werden.

»Ew. Excellenz können daher, wenn Sie es für angemessen halten, ohne Bedenken nach England kommen, und hier ungehindert leben, wie jeder andere Fremde, wenn gleich unsere Minister durch das Gesetz ermächtigt sind, jeden derselben aus dem Königreiche zu weisen, wenn es für die öffentliche Ruhe nothwendig ist. Dieses Gesetz wird aber gegen Niemanden in Anwendung gebracht, der sich nicht in politische Angelegenheiten mengt, und ich bin versichert, daß Sie hier keinerlei Hindernisse finden werden.

»Obwohl ich nicht weiß, ob Ew. Excellenz entschlossen sind, hierher zu kommen, so glaube ich Sie doch in Kenntniß setzen zu müssen, daß Sie nöthigenfalls in England ein sicheres Asyl finden werden. Ich habe wenigstens die Befriedigung, eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen für die Aufmerksamkeit, die Sie mir erwiesen, und besonders für die Großmuth, mit welcher Sie im Jahre 1805 auf meine Bitten den unglücklichen Powell das Leben retteten. Diese Gunst ist so tief in mein Gedächtniß geprägt, daß ich die erste sich darbietende Gelegenheit benutze, um meinen Dank zu bestätigen ꝛc..

Lord Holland.«

Antwort des Friedensfürsten.

»Rom, 24 Februar 1819.

»Mylord und verehrter Freund!

»Ihre geehrte Zuschrift vom 30. Jänner ist der größte Beweis Ihrer Freundschaft und Ihres Edelmuthes. Ich kann mich mit Recht über die Menschen beklagen, und ich versichere Ihnen, daß ich unter den unzähligen Personen, denen ich ausgezeichnete Dienste erwiesen, nur eine Einzige gefunden habe, die sich des vom Schicksal verfolgten Mannes angenommen; Alle, Alle haben mich vergessen, und nur Jene, die von Neuem meiner Hilfe bedurften,

haben Notiz von mir genommen. So habe ich die Welt kennen gelernt, und die Prüfung ist hart. Um so wohlthuender ist für mich die Freundschaft des ehrenwerthen Lord Holland. Ich danke Ihnen, werther Freund, für Alles, was Sie auf die Nachricht von diesem letzten Unglück, das mich betroffen, gethan haben, und wenn die Verhältnisse mein Loos nicht bessern, so werde ich den Weg betreten, den Sie mir gebahnt haben. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich Ihnen meinen Dank einst mündlich ausdrücken kann ꝛc.

Der Friedensfürst.«

Nr. IV. (S. Seite 101.)

Der anonyme Brief, der Lady Holland den Tod Napoleons anzeigte, lautete wörtlich:

»Bonaparte est mort le 5 mai d'un abscès à l'estomac; la nouvelle officielle en est arrivée aujourd'hui.

»Ce 5 juillet 1821.«

Nr. V. (S. Seite 111.)

Die folgenden neun chronologisch geordneten Briefe beziehen sich auf die Gefangenschaft Napoleons auf der Insel St. Helena.

An Lord Holland.

»Brüssel, 31. Jänner 1820.

»Mylord!

»An Sie muß sich das Unglück wenden, wenn es einer edlen Stütze bedarf. Ich war bei dem Kaiser Napoleon, als Sie in Ihrem Parlament die Stimme erhoben, um im Namen der Ehre Ihrer Nation zu fordern, was die Menschlichkeit und das Völkerrecht den Ministern Sr. britischen Majestät hätte vorschreiben sollen. Sie ist bereits zu ihm gedrungen diese freimüthige Stimme, und sie hat seinem Herzen den süßesten Trost gewährt. Darf ich hoffen, daß die Minister eine andere Bitte erfüllen werden? Ich bin für den damals vorhergesehenen und nun wirklich eingetretenen Fall, daß Herr von Montholon aus Gesundheitsrücksichten den Kaiser verlassen müßte, beauftragt worden, um einen Stellvertreter für ihn anzusuchen. Ich zähle in dieser Angelegenheit auf Ihre Fürsprache. Als ich St. Helena verließ, litt Herr von Montholon, wie ich, an einer Leberkrankheit, die mich zur Abreise

nöthigte. Nur seine Anhänglichkeit an den Kaiser hat ihn verhindert mir zu folgen; aber was ich fürchtete, ist eingetroffen; er schreibt mir, daß sich sein Leiden sehr verschlimmert habe und daß sein Leben in Gefahr sei, wenn er nicht sogleich nach Europa zurückkehre. Aber er ist dem Kaiser fast unentbehrlich geworden, und er will ihn nicht verlassen, ohne die Gewißheit zu haben, daß er einen Nachfolger erhalten wird, der mit den Bureaugeschäften umzugehen weiß. Unter den unlängst zu Longwood angekommenen Personen ist nicht eine im Stande französisch zu schreiben, sie sprechen es kaum. Der Kaiser bedarf durchaus eines Mannes, der nicht nur sein Vertrauen besitzt, sondern ihn auch versteht. Dieß ist der einzige Trost, der ihm bleibt, und es ist nur zu sehr zu fürchten, daß ihm in langer Zeit kein anderer zu Theil werden wird. Um für diese zu einer so wichtigen Stellung bestimmte Person die nöthige Erlaubniß zu erwirken, habe ich mich an Lord Bathurst gewandt; er hat mich nicht abgewiesen, aber er gab mir keine bestimmte Erklärung, während er andere Fragen ganz entschieden beantwortete. Wenn sein Stillschweigen etwa die Absicht ausdrückte, die Sache ganz zu beseitigen, so zähle ich auf Sie, Mylord, um dieselbe in Anregung zu bringen. In einem Lande, wo die Autorität der Minister der öffentlichen Meinung unterworfen ist, wo achtbare Organe der letztern sie zur Rechenschaft ziehen können, wenn das Ministerium schweigt, kann man die beruhigende Gewißheit haben, daß die Freunde des Vaterlandes, die ehrenwerthen Stützen des britischen Ruhmes, nicht schweigen werden; und wem könnte man wohl mehr vertrauen, als dem edlen Lord Holland? ꝛc.

Gräfin Montholon.»

* * *

An Lord Holland.

»Stanhope Street, 15. Februar 1820.

»Lieber Lord!

»Wenn ich gedacht hätte, daß das Leben des Grafen Montholon von seiner Rückkehr nach Europa, und diese von dem Eintreffen seines Nachfolgers abhänge, so werden Sie mir hoffentlich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu glauben, daß ich nur aus sehr triftigen Gründen mit meiner Einwilligung zögerte. Aber ich glaube nicht, daß seine Abreise hiervon abhängt, es ergibt sich aus keiner der verschiedenen Mittheilungen, welche über die Abreise des Grafen Montholon eingegangen sind. Selbst sein Wunsch, sich vor seiner Abreise von St. Helena über die Person seines Nach-

folgers eine beruhigende Ueberzeugung zu verschaffen, ist erfüllt worden. Der hinübergeschickte Priester ist von dem Cardinal Fesch gewählt worden, und die Instructionen, welche Se. Eminenz von Bonaparte in dieser Angelegenheit erhalten hatte, bezogen sich, wie Sie leicht denken können, mehr auf weltliche als auf geistliche Eigenschaften.

»Ich halte dieses Ansuchen der Madame Montholon — um mich eines gemeinen Ausdrucks zu bedienen — für einen bloßen Kniff. Die wahre Ursache scheint mir das zwischen Bertrand und Montholon obwaltende Zerwürfniß zu sein; denn wir Beide, lieber Lord, opponiren einander nicht halb so bitter, als jene beiden Herren, welche auf dem Sprunge stehen, aber einander nicht aus den Augen lassen. Ich will indeß Sir Hudson die Weisung ertheilen, Bonaparte zu versichern, daß seine Wünsche in Bezug auf einen Nachfolger eines jener Herren berücksichtigt und dem Cardinal Fesch oder der Fürstin Borghese mitgetheilt werden sollen ꝛc.

Bathurst.«

»Ich muß es Ihnen überlassen, den Inhalt meines Briefs der Madame Montholon in möglichst schonender Weise mitzutheilen. Sie scheint mir eine sehr kluge Frau zu sein.«

* * *

An Lord Liverpool.

»Longwood, 2. September 1820.

»Mylord!

»Ich hatte die Ehre, Ew. Excellenz in meinem Schreiben vom 25. Juni 1819 von dem Gesundheitszustande des Kaisers Napoleon, der seit dem October 1817 an einer chronischen Leberkrankheit leidet, in Kenntniß zu setzen. Am Ende des September v. J. kam der Doctor Antomarchi, der ihn behandelt hat. Er fühlte anfangs einige Besserung; seitdem aber hat der Doctor erklärt, der Zustand des Kranken sei derart geworden, daß die Arzneimittel gegen den ungünstigen Einfluß des Klima nichts mehr vermögen, daß er einer Badecur bedürfe, daß die ganze Zeit, welche er hier bleibt, nur ein Schmerzenskampf sein würde, daß nur durch seine Rückkehr nach Europa eine Besserung bewirkt werden könne, denn sein fünf Jahre langer, mit Entbehrungen aller Art und mit schlechter Behandlung verknüpfter Aufenthalt in diesem verderblichen Klima habe seine Kräfte erschöpft.

»Der Kaiser Napoleon hat mich beauftragt, Ihre Einwilligung zu seiner Uebersiedelung in ein europäisches Klima zu

erwirken, da dieß das einzige Mittel ist, seine Schmerzen zu lindern ꝛc.

Graf Bertrand.»

»P. S. Ich hatte die Ehre, diesen Brief unter Couvert an Sir Hudson Lowe zu senden; er hat mir ihn mit der anliegenden Zuschrift zurückgeschickt; ich finde mich daher veranlaßt, Ihnen denselben direct zu übersenden. Ohne Zweifel wird er eine Abschrift davon genommen und Ihnen dieselbe mit seinen Bemerkungen übermacht haben, so daß dieser Umstand also keine Verzögerung bewirkt haben dürfte.

»Longwood, 3. September 1820.

Graf Bertrand.»

* * *

»Plantation House, 2. Sept. 1820.

»Mein Herr!

»Da die Instructionen des Gouverneurs nicht gestatten, von den bei Napoleon Bonaparte wohnenden Personen Briefe anzunehmen, in denen ihm der Kaisertitel gegeben wird, so habe ich den Auftrag erhalten, Ihnen das angeschlossene Schreiben zurückzusenden.

»Zugleich läßt Ihnen der Gouverneur anzeigen, daß er von Ihnen keinen vom 25. Juni 1819 datirten Brief an Lord Liverpool erhalten hat ꝛc.

G. Gorrequer, Kriegssecretär.»

* * *

An Lord Holland.

»Paris, 9. December 1820.

»Mylord!

»Der gütige Antheil, den Sie an meinen Bemühungen, bei der englischen Regierung die Absendung eines Secretärs nach Longwood zu erwirken, nehmen, läßt mich hoffen, daß ich Ihnen diese Sache, die ich für gerecht halte, und die es gewiß auch in Ihren Augen ist, ohne Zudringlichkeit wiederholt an's Herz legen darf.

Ich habe die Ehre, Ihnen mein Gesuch an Lord Bathurst zu senden; ich weiß ja, daß nur Ihre gütige Vermittlung mir einige Hoffnung auf Erfolg geben kann. Lord Bathurst scheint gegen mich eingenommen zu sein und zu glauben, daß allen mei-

nen Bitten ein bedenkliches Geheimniß zum Grunde liege. Sie werden überzeugt sein, Mylord, daß ich Sie gewiß nicht täuschen würde, und daß ich nur die Absicht habe, dem Unglück einigen Trost zu gewähren.

»Ich enthalte mich gegen Lord Bathurst jeder Erörterung der Gründe, die mir einer Berücksichtigung werth scheinen. Seine Excellenz weiß besser als ich, daß man Napoleon gestattet hat, drei Generale und außerdem Herrn de Las Cases und dessen Sohn bei sich zu haben. Herr de Las Cases ist ihm genommen worden, ohne daß die Ursache dieser Maßregel bekannt geworden ist. Der General Gourgaud hat Longwood freiwillig verlassen. Es sind statt den fünf Personen daher nur noch zwei da, und ich bitte Lord Bathurst, Herr von Planat zum Secretär Napoleons zu ernennen. Es wäre eine Barbarei, ihn nur als Nachfolger der Grafen Bertrand oder des Grafen Montholon nach St. Helena zu schicken. Herr von Planat ist mir vom Kaiser als eine jener Personen, die ihm angenehm sein würden, bezeichnet worden. Man kann sogar sagen, daß er ihn gewählt; er hat ja die Reise auf dem »Bellerophon« mitgemacht. Sein Vater war Hausbesitzer zu Paris. Er dient seit dem Jahre 1806; er war Adjutant des Generals Lariboissière und des Generals Drouot; er war erst vor kurzem Ordonnanzofficier geworden, und wurde erst in dem Augenblicke, als er Napoleon folgte, zum Escadronschef ernannt. Er hatte keine Rolle gespielt, ist nicht verbannt, und ich glaube nicht, daß er der französischen Regierung verdächtig sei. Seit seiner Rückkehr von Malta hat er immer in Italien gelebt; er ist ohne Vermögen, und hat bei der Fürstin Elise (Madame Bacciocchi) ein Asyl gefunden. Er befindet sich noch in Triest.

»Seine Abreise wird mir die Hoffnung der Rückkehr meines Gemahls geben; eine Hoffnung, auf welche ich für immer verzichten muß, wenn die englische Regierung nicht geneigt ist, ein Individuum hinzuschicken, das ihn wenigstens theilweise zu ersetzen vermag. Ich weiß, Mylord, wie sehr ich Ihnen verpflichtet bin für Ihre gütige Theilnahme, die ich gewiß nach ihrem ganzen Werthe zu würdigen weiß ꝛc. ꝛc.

Gräfin Montholon.«

* * *

An Lady Holland.

„Villa Paolina, 29. Juni 1821.

„Mylady!

„Da ich von Lord Gower erfahren habe, daß Sie und Mylord in Paris sind, so benutze ich eine gute Gelegenheit, um mich Ihrer gütigen Erinnerung zu empfehlen, und Sie um Nachricht von meinem geliebten Bruder zu bitten, über dessen Gesundheitszustand ich sehr beunruhigende Gerüchte vernommen habe. Von dem Priester, der von St. Helena angekommen ist, haben wir keine Nachricht erhalten; es wäre Ihnen vielleicht möglich, Mylady, Erkundigungen einzuziehen und mir etwas Bestimmtes mitzutheilen ꝛc. ꝛc.

Fürstin Pauline Borghese.“

* * *

An Lord Holland.

„London, 17. August 1821.

„Mylord!

„Ich habe Ihre geehrte Zuschrift vom 17. d. M. erhalten, und danke Ihnen verbindlichst für diesen Beweis Ihrer Theilnahme. Ich bedauere sehr, daß Sie bei meiner Ankunft nicht hier waren. Meinen ersten Besuch würde ich bei Ihnen gemacht haben; Sie sind ja der Einzige, der im britischen Senate seine Stimme erhoben hat gegen das grausame Exil des großen Mannes, den Frankreich noch lange beweinen wird. Sie haben Ansprüche auf den Dank aller Freunde des Kaisers; zählen Sie auch mich unter Jene, die Ihren Edelmuth nie vergessen werden.

„Erlauben Sie mir, auch der Lady Holland für die zarte Aufmerksamkeit, die sie dem Geächteten von St. Helena bewiesen, meinen Dank auszudrücken. Es ist ihr gelungen, ihm in seiner Verbannung manche Freude und Erheiterung zu verschaffen; die Ankunft einer Kiste mit Büchern war jedesmal ein Fest in seiner Einsamkeit. Obwohl über das Urtheil der Nachwelt beruhigt, machte es ihm doch Freude, in guten Büchern zu lesen, daß er von seinen Zeitgenossen nach seinem Werthe geschätzt wurde, und die Schmähschriften gaben ihm oft Gelegenheit, merkwürdige Thatsachen aufzuklären. Kurz, die neuen Bücher waren für ihn eine angenehme Zerstreuung und ein Gegenstand anziehender Gespräche. Das Andenken, welches er der Lady Holland bestimmt hat,

wird sorgfältig aufbewahrt, und ihr durch den General Montholon überreicht werden ꝛc. ꝛc.

Graf Bertrand.«

* * *

An Lady Holland.

„Lyons Inn, 17. Jänner 1823.

»Mylady!

»Da ich mich in Bezug auf den Inhalt des zu St. Helena dictirten Manuscriptes nicht ganz auf mein Gedächtniß verlassen will, so ersuchte ich Emanuel de Las Cases um einige genauere Angaben über den Gegenstand, hauptsächlich über den so eben bei Colburn erschienenen Band. Er antwortete mir Folgendes:

»„Sie haben ganz richtig vermuthet, daß die von ihm selbst dictirten Memoiren nicht vollständig erschienen sind. Es sind bloße Entwürfe, die Gourgaud geordnet und verkauft hat. Mit der Zeit werden die echten Manuscripte im Druck erscheinen und dieses Buch verdrängen. Man hat gewissen Personen zu gefallen, sogar einige Zusätze gemacht.

»„Sie haben ganz richtig vermuthet, daß zwischen M. und B. einige Zwietracht herrschte. Dem Anschein nach stehen sie immer auf gutem Fuße mit einander; aber sie werden ernstlich böse werden, wenn die „von ihm selbst dictirten" Memoiren vollständig erscheinen; woran ich übrigens jetzt noch zweifle.""

»Die »Mélanges" enthalten Auszüge aus einem von der Gräfin Montholon mitgebrachten Manuscript, und ich halte dasselbe für echt.

»Als Gourgaud im Begriff war St. Helena zu verlassen, verlangte man von ihm, alles vom Kaiser Dictirte abzuliefern und sein Ehrenwort zu geben, daß er keine derlei Schriften mehr in Händen habe. Er lieferte einige Papiere ab, und gab sein Wort, daß er Alles an D. zurückgegeben habe; aber drei Wochen nach seiner Abreise wurde entdeckt, daß er einige „Brouillons," welche Napoleon dictirt hatte, heimlich mitnahm. Aus diesen verfaßte er den Bericht über die Schlacht von Waterloo, den er bald nach seiner Ankunft in England veröffentlichte, und das so eben erschienene Buch.

»Da ich weiß, daß Sie über das, was der große Verbannte für die Nachwelt hinterlassen hat, zuverlässige Kunde zu erhalten

wünschen, so habe ich mir die Ehre gegeben, Ihnen diese Mittheilung zu machen ꝛc.

Barry O. O'Meara.»

* * *

An Lord Holland.

»Paris, 16. Februar 1823.

»Mylord!

»Obwohl ich den in Ihrer Zuschrift erwähnten Einschluß nicht erhalten habe, so halte ich Ihre gütigen Erklärungen doch für vollständig genug, um das Schreiben des Herrn Fox nicht zu vermissen. Ihre Mittheilung, lieber Lord, verbreitet über die fragliche Angelegenheit so viel Licht, als man nur erwarten kann, und genügt, um das Bedürfniß einer Abschrift des Testaments von St. Helena minder dringend zu machen. Ich danke Ihnen verbindlichst, daß Sie sich die Mühe genommen haben, mir eigenhändig zu schreiben, zumal mit einer leidenden Hand. Ich hoffe, daß der Schmerz jetzt verschwunden ist. Vielleicht wird diese Gefälligkeit nicht die letzte sein, um die ich Sie zu bitten habe ꝛc. ꝛc.

Bertrand.»

Nr. VI. (S. Seite 114.)

Der im Texte erwähnte Brief an Raynal befindet sich im britischen Museum (Egerton M. S. Nro. XVII.). Er ist, so viel mir bekannt, nie veröffentlicht worden, und lautet wie folgt:

»Herr Abbé!

»Es wird Ihnen schwer sein, sich unter der großen Anzahl von Fremden, welche Sie mit ihrer Bewunderung belästigen, einer Person zu erinnern, der Sie viele Artigkeiten erwiesen haben. Im letztverflossenen Jahre sprachen Sie mit Vergnügen über Corsica; haben Sie daher die Güte, diese historische Skizze eines Blickes zu würdigen; ich überreiche Ihnen hier den Anfang; wenn Sie denselben einer Beachtung werth halten, so werde ich Ihnen den Schluß zusenden.

»Sie erhalten dieß durch meinen Bruder ꝛc.

Bonaparte, Artillerieofficier.»

»Ajaccio, den 24. Juni,
im ersten Jahre der Freiheit.»

In den Memoiren Lucien Bonaparte's, Fürsten von Canino, Napoleons Bruder, kommt folgende Stelle vor:

„Napoleon hatte, als er sich (ich glaube im Jahre 1790) zu Ajaccio auf Urlaub befand, eine Geschichte der corsischen Revolutionen verfaßt, von welcher ich zwei Abschriften nahm, und deren Verlust ich bedauere. Das eine dieser Manuscripte wurde dem Abbé Raynal zugeschickt, den mein Bruder auf seiner Durchreise zu Marseille kennen gelernt hatte. Reynal fand die Arbeit so beachtenswerth, daß er sie Mirabeau mittheilte. Dieser schrieb an Raynal, die historische Skizze scheine ihm ein Genie ersten Ranges anzukündigen. Raynal's Antwort stimmte mit dem Urtheil des großen Redners überein, und Napoleon war sehr erfreut darüber. Ich habe mich vergebens bemüht, diese Manuscripte wieder aufzufinden, sie sind wahrscheinlich verbrannt, als unser Haus von den Truppen Paoli's angezündet wurde.“ — I. Band, Seite 92. Zwei Capitel der Geschichte Corsica's, von Napoleons Handschrift, befinden sich in der Autographensammlung des Earl von Ashburnham.

Nr. VII.

Brief an eine Dame, vom Jahre 1832.

„Liebe...! Warum urtheilen Sie so hart über Louis Philippe? Er hatte das Unglück, der Sohn eines Prinzen zu sein, der wenig Grundsätze und viele Fehler hatte, und der in Folge von Umständen, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen würde, von vielen Factionen noch mehr herabgesetzt wurde, als er verdiente. Bei allen seinen Mängeln im Privatleben, und bei Allem, was er sich im öffentlichen Leben zu Schulden kommen ließ, war er der liebevollste, nachsichtigste, verständigste Vater; und dieser Umstand, verbunden mit seinem ungezwungenen und einnehmenden Wesen, machte ihn allen seinen Kindern, zumal seinem ältesten Sohne (Louis Philippe), werth und theuer.

„Mitten in der Revolution erzogen, sog dieser junge Prinz volksthümliche, selbst republikanische Grundsätze ein; er zeichnete sich in der Schlacht bei Jemappes aus, kämpfte gegen die Feinde seines Vaterlandes, und hegte in seiner jugendlichen Begeisterung eine aufrichtige Zuneigung für den General Dumourier, der ihn zum Siege geführt hatte, und wirklich kein gewöhnlicher Mensch war. Als dieser General, theils aus Leichtsinn und theils in Folge übler Behandlung von Seiten seiner Vorgesetzten, das Banner der Republik verließ, und als Egalité,

der Vater, ohne Beweis der Schuld und ohne Zagen sein Leben auf dem Blutgerüste endete, und seine Brüder zuerst eingekerkert und dann verbannt wurden, sah sich Louis Philippe ohne seine Schuld genöthigt, außerhalb Frankreich eine Zuflucht zu suchen. Er fühlte die ganze Strenge der republikanischen Gesetze, und die Folgen der Unbesonnenheit seines Generals. Ueberdieß fand er in seiner Verbannung nirgends Theilnahme und Schutz, weder bei den europäischen Mächten, noch bei der royalistischen Partei, welche sein Haus und seinen Namen haßte und ohnehin wenig geneigt war, mit Franzosen, die an einem Kriegszuge gegen ihr Vaterland nicht Theil nehmen wollten, gemeinsame Sache zu machen. Ein solches Verhalten hielt aber Louis Philippe für Rebellion, und seine ganze Familie theilte diese Meinung. Er trat daher nicht in fremde Dienste, und nahm keine fremde Geldunterstützung an; nur für seine Mutter, glaube ich, nahm er von den nahe mit ihm verwandten Höfen eine kleine Unterstützung an. Für sich selbst suchte und fand er eine Erwerbsquelle in seinen Kenntnissen, die er seiner sorgfältigen Erziehung verdankte.

»So weit war in seinem Verhalten nichts zu tadeln. Um das Jahr 1800 schien Frankreich der langen Anarchie müde zu sein, und man hegte zu Paris in wohlunterrichteten Kreisen die Hoffnung, daß durch eine geregelte Verwaltung, vielleicht durch die Wiedereinsetzung der Monarchie, die Ruhe und Sicherheit hergestellt werden könne. Diese Ansicht war in ganz Europa vorherrschend. Aber alle Franzosen, die auf freie Institutionen einen Werth legten oder confiscirte Güter gekauft hatten, erklärten sich aus Grundsatz oder Interesse gegen die Wiedereinsetzung der alten Königsfamilie, oder wenigstens der ältern bourbonischen Linie. Viele hochgestellte Personen hegten und äußerten die Ansicht, das Haus Orleans könne (etwa wie das Haus Oranien und das Haus Hannover in England) zu einem Vergleich zwischen den starren Royalisten und den Freunden der Freiheit benutzt werden. Während die Möglichkeit der Thronfolge des Herzogs von Orleans das Tagesgespräch war, erkannte er auf Anrathen Dumourier's freiwillig die Rechte Ludwigs XVIII. an, und söhnte sich und seine Familie, so weit es in seiner Macht stand, mit der verbannten Dynastie aus. Durch diesen Schritt wich er freilich von seinen früheren Grundsätzen einigermaßen ab. Er mäßigte jene strengen, volksthümlichen, republikanischen Ansichten, denen er im ersten Sturm der Revolution mit vielen tausend begeisterten jungen Männern gehuldigt hatte.

»Vielleicht hatte er Unrecht; wenigstens klug handelte er nicht.

Aber er zeigte sich wenigstens uneigennützig und großmüthig. Es eröffneten sich damals die ersten Aussichten für ihn, und er verzichtete auf alle Pläne, die seinem Ehrgeiz schmeicheln konnten, um sich der Sache der verbannten Bourbons zu widmen, die freilich mit ihm verwandt, aber gegen ihn und seine Familie nie liebevoll, und nur selten höflich oder gerecht gewesen waren.

„Er legte freilich weder in seinen Aeußerungen noch in seinem Verhalten eine blinde Ergebenheit an den Tag: er verpflichtete sich, die Bourbons als Erben des französischen Throns anzuerkennen; aber er verpflichtete sich keineswegs, mit auswärtigen Mächten gemeinsame Sache zu machen, um die Bourbons mit Gewalt wiedereinzusetzen. Einem vielleicht wahren Gerüchte zufolge nahm er in Sicilien und Cadiz an einigen Intriguen Theil, um in Spanien einigen politischen Einfluß zu erlangen, auf welchen ihm seine nahe Verwandtschaft einigen Anspruch gab. Aber was war daraus zu schließen? Es war vielleicht thöricht und unbesonnen, sich in derlei Intriguen einzulassen; aber es war weder ungerecht noch inconsequent, und kann seinem Charakter durchaus nicht zum Nachtheil gereichen. Als Ludwig XVIII. wieder eingesetzt wurde, kehrte er, seinen Aeußerungen gemäß, nach Frankreich zurück. Dieß lag auch in seinem Interesse. Die großen Besitzungen seiner Familie, welche hauptsächlich in Gebäuden und Waldungen bestanden, waren zum Glück nicht verkauft worden; sie wurden zurückgegeben, und konnten unter keinem Vorwande vorenthalten werden. Er wurde überdieß als Prinz von Geblüt und Pair des Reichs anerkannt. Sein Verhalten nach seiner Rückkehr war tadellos, und von dem Verhalten des Herzogs von Bourbon und anderer königlicher Prinzen in keiner Weise verschieden; nur die Aufnahme, die er beim Volke fand, war sehr verschieden. Sie machte auf das eifersüchtige, argwöhnische und rachsüchtige Gemüth der ältern Bourbons einen stärkern und nachhaltigern Eindruck, als auf ihn selbst. In den Straßen und vor dem Palais-Royal rief man ihm zu: „Vivent les Orléans! Wie ähnlich er seinem Vater ist! Wir wissen wohl, daß er nie die Waffen gegen sein Vaterland geführt hat!“ Schon vor den „hundert Tagen“ hatte die Herzogin von Angoulême, und mit ihr der ganze Hof, ihren Groll gegen das Haus Orleans durch allerlei Zeichen der Geringschätzung an den Tag gelegt.

„Es ist möglich, daß die Mißvergnügten, deren Kabalen und Intriguen auf die Entfernung der durch fremde Waffen aufgedrungenen Dynastie hinzielten, schon damals mit dem Plane umgingen, das Haus Orleans auf den Thron zu erhe-

benz ein Auskunftsmittel, das sich in ähnlicher Weise in England erfolgreich erwiesen hatte. Aber es ist nie erwiesen und, so viel mir bekannt, auch nie behauptet worden, daß der Herzog von Orleans an diesen Plänen den mindesten mittelbaren oder unmittelbaren Antheil gehabt habe. Diese Pläne zerfielen ohnehin in nichts, als Napoleon unvermuthet zurückkehrte und gegen Paris anrückte. Die Bourbons flohen nun eben so schmachvoll und viel schneller, als sie gekommen waren. Auch der Herzog von Orleans verließ Frankreich; seiner früher gegebenen Zusicherung getreu, versagte er Napoleon seine Anerkennung, obschon ihm dieß viele Vortheile gebracht haben würde. Er gab sein Vermögen und seine Güter der Willkür der kaiserlichen Regierung preis.

„Aber wenn ihn auch seine Anhänglichkeit an Ludwig XVII. abhielt, der neuen Dynastie zu huldigen, so blieb er doch bei seinem ursprünglichen rühmlichen Entschlusse, nicht gegen sein Vaterland zu kämpfen. Er ging nicht nach Gent. Er blieb jedem Vertrage oder Bündnisse mit auswärtigen Mächten fremd, und erwartete zu Ham, unweit Richmond, in der größten Zurückgezogenheit und in beschränkten Verhältnissen den Ausgang des Kampfes.

„Als die vorige Ordnung der Dinge wieder eintrat, kehrte er auf die an ihn ergangene Einladung nach Frankreich zurück. Den Prinzen vom Geblüt wurde freilich das Recht genommen, ohne besondere Genehmigung des Königs in der Pairskammer zu sprechen und zu votiren: eine Bestimmung, die offenbar auf ihn gemünzt war. Auch zeigte das Benehmen der königlichen Familie (den König allein ausgenommen), daß die alte Feindschaft gegen das Haus Orleans keineswegs erloschen war, und daß es nur der Furcht und Ohnmacht zuzuschreiben war, wenn sie nicht in Verfolgung, oder wenigstens in planmäßige Beunruhigung und Verleumdung ausartete.

„Während der ganzen Regierung Ludwigs XVIII. enthielt er sich jeder thätigen Theilnahme an den Staatsgeschäften, ja er ermunterte Andere nicht einmal dazu, obgleich er viele Maßregeln mißbilligte und manche Zustände beklagte. Er äußerte, daß er sowohl durch persönliche Verpflichtungen gegen Ludwig XVIII., als durch die seiner eigenen Ehre schuldige Rücksicht bewogen werde, sich jedes Schrittes zu enthalten, der seine Regierung in Gefahr, oder auch nur in Verlegenheit bringen könnte.

„Carl X. gab ihm bei seinem Regierungsantritte einige unbedeutende Beweise des Wohlwollens, verfolgte aber unabläßig ein System der Politik, das den Ansichten und Grundsätzen des Her-

zogs von Orleans schnurstracks entgegen war. Nach dem Urtheile des Letztern mußte diese Politik zu der Katastrophe führen, welche wir nachher erlebten, und welche alle Fürsten, ja alles Eigenthum in Gefahr brachte. Er sprach seine Ansichten über diese Gegenstände vielleicht minder offen aus, als er unter Ludwig XVIII. gethan; aber immer beschränkte sich sein Tadel auf vertrauliche Unterredungen mit den talentvollsten und gemäßigtsten Mitgliedern der Opposition; nie trat er selbst in Opposition gegen die Regierung.

»Die bekannten Ordonnanzen erschienen, und riefen die Revolution von 1830 hervor. Der Herzog von Orleans blieb dem Widerstande gegen die Ordonnanzen ganz fremd, und Niemand hat ihm eine Theilnahme an demselben Schuld gegeben. Als der Kampf losbrach, war er zufällig abwesend, und er hielt sich fern; aber alle Parteien, selbst der König, fingen an einzusehen, daß man ihm wenigstens provisorisch die Staatsgewalt übertragen müsse, um die Ruhe wieder herzustellen. Der König ernannte ihn zum Statthalter des Königreichs, als er bereits alle Macht verloren und keine mehr zu verleihen hatte; aber alle Parteien vereinigten sich endlich in der Wahl Louis Philippe's zum constitutionellen Könige.

»Er nahm die Krone an. Wie hätte er auch anders können? Es wäre weder klug noch rechtschaffen gewesen, wenn er die Krone abgelehnt hätte. Durch Verpflichtungen war er so wenig gebunden, wie irgend ein anderer Staatsbürger, und um Blutvergießen und Anarchie zu verhüten, mußte irgend Jemand gewählt werden. Wem würde er auch durch seine Weigerung genützt haben? Dem Könige Carl X. und dem alten Hofe? Keineswegs; sie würden ihre Verbrechen wahrscheinlich mit ihrem Blute, oder wenigstens durch Gefangenschaft und Gütereinziehung bezahlt haben, statt daß man ihnen durch einen Act fast beispielloser Milde gestattete, das Land zu verlassen, das sie durch falsche Schwüre betrogen und mit Blut überschwemmt hatten, und für sich und die ihnen folgenden Rebellen überreiche Subsistenzmittel mitzunehmen. Diese vielleicht unbesonnene, gewiß fast beispiellose Schonung gegen die Bourbons ist hauptsächlich der Nachsicht Louis Philippe's und einer Uebereinkunft, von welcher er seine Annahme der Krone abhängig machte, zuzuschreiben.

»Seit seinem Regierungsantritt ist er wegen seines Strebens nach Popularität oft verspottet worden; und gleichwohl hat er seine Volksthümlichkeit ohne Bedenken aufs Spiel gesetzt, wenn er aus Rücksichten der Humanität handeln zu müssen glaubte. Ja noch

mehr, er setzte sich selbst der Gefahr aus, das Vertrauen seiner Partei und der Nationalgarde zu verscherzen, indem er Personen, die gegen ihn gewiß nicht dieselbe Mäßigung gezeigt haben würden, gegen die Wirkung strenger Gesetze und rachsüchtiger Politik in Schutz nahm. Die Begnadigung Polignac's und seiner Collegen war natürlich höchst unpopulär zu Paris, wo so viele Eltern, Witwen und Waisen den Verlust ihrer Kinder, Gatten und Väter mit Recht jenen schändlichen Willkürmaßregeln zuschrieben. Die Minister hatten sich, meiner Ansicht nach, des Hochverraths schuldig gemacht. Persönlich hatten sie durchaus keine Ansprüche auf die Zuneigung des neuen Königs, dessen Rath sie von jeher zurückgewiesen hatten, und gegen dessen Familiennamen und Grundsätze sie einen allgemein bekannten Abscheu hegten; und dennoch setzte er seine Stellung, seine Popularität aufs Spiel, um sie vor der Todesstrafe zu schützen.

»Seine ganze Regierung ist durch eine ähnliche Milde gegen seine Nebenbuhler und Feinde bezeichnet worden. Bei allen Gelegenheiten, hauptsächlich wo die alten Royalisten betheiligt waren, hat er, zum größten Nachtheil seines Einflusses, Beweise seines wohlwollenden, zur Versöhnung geneigten Naturells gegeben. Vergleichen Sie nur das Verfahren gegen die Herzogin von Berry mit der Behandlung, welche Charles Edward und den Stuarts in England zu Theil wurde, oder das Verhalten der Höfe von Spanien, Portugal und Neapel gegen Personen, die in Verschwörungen verwickelt waren oder sonst feindselig gegen sie auftraten. Liegt in dem Allem, frage ich, wohl ein Anlaß zur Entrüstung oder zu einem harten Urtheile?

»Manche sagen, daß sie Louis Philippe nicht hassen, wohl aber verachten. Aber weßhalb? Doch gewiß nicht wegen seines Mangels an Talent; denn an Kenntnissen, an Redegabe und Scharfsinn steht er nur wenigen Staatsmännern in Europa nach. Auch gewiß nicht wegen Mangels an Muth; denn er hat nie, wie seine Vorgänger, in irgend einer Gefahr feige Furcht gezeigt. Im Laufe dieses Jahres (6. Juni 1832) gab er bei einem Aufstande zu Paris Beweise einer Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, welche selbst Napoleon zur Ehre gereicht haben würden.

»Die einzige Verachtung, die man gegen ihn hegt, bezieht sich auf seine Tugenden, nicht auf seine Laster; aber diese Verachtung hegen nur Jene, die Unbesonnenheit und Uebermuth für nothwendige Bedingungen militärischer und politischer Größe, und jede Besonnenheit in Staatsangelegenheiten für Schwäche und Kleinmuth halten. Bis jetzt hat er die heftigen Leidenschaften seiner eis-

zogs von Orleans schnurstracks entgegen war. Nach dem Urtheile des Letztern mußte diese Politik zu der Katastrophe führen, welche wir nachher erlebten, und welche alle Fürsten, ja alles Eigenthum in Gefahr brachte. Er sprach seine Ansichten über diese Gegenstände vielleicht minder offen aus, als er unter Ludwig XVIII. gethan; aber immer beschränkte sich sein Tadel auf vertrauliche Unterredungen mit den talentvollsten und gemäßigtsten Mitgliedern der Opposition; nie trat er selbst in Opposition gegen die Regierung.

„Die bekannten Ordonnanzen erschienen, und riefen die Revolution von 1830 hervor. Der Herzog von Orleans blieb dem Widerstande gegen die Ordonnanzen ganz fremd, und Niemand hat ihm eine Theilnahme an demselben Schuld gegeben. Als der Kampf losbrach, war er zufällig abwesend, und er hielt sich fern; aber alle Parteien, selbst der König, fingen an einzusehen, daß man ihm wenigstens provisorisch die Staatsgewalt übertragen müsse, um die Ruhe wieder herzustellen. Der König ernannte ihn zum Statthalter des Königreichs, als er bereits alle Macht verloren und keine mehr zu verleihen hatte; aber alle Parteien vereinigten sich endlich in der Wahl Louis Philippe's zum constitutionellen Könige.

„Er nahm die Krone an. Wie hätte er auch anders können? Es wäre weder klug noch rechtschaffen gewesen, wenn er die Krone abgelehnt hätte. Durch Verpflichtungen war er so wenig gebunden, wie irgend ein anderer Staatsbürger, und um Blutvergießen und Anarchie zu verhüten, mußte irgend Jemand gewählt werden. Wem würde er auch durch seine Weigerung genützt haben? Dem Könige Carl X. und dem alten Hofe? Keineswegs; sie würden ihre Verbrechen wahrscheinlich mit ihrem Blute, oder wenigstens durch Gefangenschaft und Güterreinziehung bezahlt haben, statt daß man ihnen durch einen Act fast beispielloser Milde gestattete, das Land zu verlassen, das sie durch falsche Schwüre betrogen und mit Blut überschwemmt hatten, und für sich und die ihnen folgenden Rebellen überreiche Subsistenzmittel mitzunehmen. Diese vielleicht unbesonnene, gewiß fast beispiellose Schonung gegen die Bourbons ist hauptsächlich der Nachsicht Louis Philippe's und einer Uebereinkunft, von welcher er seine Annahme der Krone abhängig machte, zuzuschreiben.

„Seit seinem Regierungsantritt ist er wegen seines Strebens nach Popularität oft verspottet worden; und gleichwohl hat er seine Volksthümlichkeit ohne Bedenken aufs Spiel gesetzt, wenn er aus Rücksichten der Humanität handeln zu müssen glaubte. Ja noch

mehr, er setzte sich selbst der Gefahr aus, das Vertrauen seiner Partei und der Nationalgarde zu verscherzen, indem er Personen, die gegen ihn gewiß nicht dieselbe Mäßigung gezeigt haben würden, gegen die Wirkung strenger Gesetze und rachsüchtiger Politik in Schutz nahm. Die Begnadigung Polignac's und seiner Collegen war natürlich höchst unpopulär zu Paris, wo so viele Eltern, Witwen und Waisen den Verlust ihrer Kinder, Gatten und Väter mit Recht jenen schändlichen Willkürmaßregeln zuschrieben. Die Minister hatten sich, meiner Ansicht nach, des Hochverraths schuldig gemacht. Persönlich hatten sie durchaus keine Ansprüche auf die Zuneigung des neuen Königs, dessen Rath sie von jeher zurückgewiesen hatten, und gegen dessen Familiennamen und Grundsätze sie einen allgemein bekannten Abscheu hegten; und dennoch setzte er seine Stellung, seine Popularität aufs Spiel, um sie vor der Todesstrafe zu schützen.

»Seine ganze Regierung ist durch eine ähnliche Milde gegen seine Nebenbuhler und Feinde bezeichnet worden. Bei allen Gelegenheiten, hauptsächlich wo die alten Royalisten betheiligt waren, hat er, zum größten Nachtheil seines Einflusses, Beweise seines wohlwollenden, zur Versöhnung geneigten Naturells gegeben. Vergleichen Sie nur das Verfahren gegen die Herzogin von Berry mit der Behandlung, welche Charles Edward und den Stuarts in England zu Theil wurde, oder das Verhalten der Höfe von Spanien, Portugal und Neapel gegen Personen, die in Verschwörungen verwickelt waren oder sonst feindselig gegen sie auftraten. Liegt in dem Allem, frage ich, wohl ein Anlaß zur Entrüstung oder zu einem harten Urtheile?

»Manche sagen, daß sie Louis Philippe nicht hassen, wohl aber verachten. Aber weßhalb? Doch gewiß nicht wegen seines Mangels an Talent; denn an Kenntnissen, an Redegabe und Scharfsinn steht er nur wenigen Staatsmännern in Europa nach. Auch gewiß nicht wegen Mangels an Muth; denn er hat nie, wie seine Vorgänger, in irgend einer Gefahr feige Furcht gezeigt. Im Laufe dieses Jahres (6. Juni 1832) gab er bei einem Aufstande zu Paris Beweise einer Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, welche selbst Napoleon zur Ehre gereicht haben würden.

»Die einzige Verachtung, die man gegen ihn hegt, bezieht sich auf seine Tugenden, nicht auf seine Laster; aber diese Verachtung hegen nur Jene, die Unbesonnenheit und Uebermuth für nothwendige Bedingungen militärischer und politischer Größe, und jede Besonnenheit in Staatsangelegenheiten für Schwäche und Kleinmuth halten. Bis jetzt hat er die heftigen Leidenschaften seiner eif-

rigsten Anhänger noch nicht befriedigt, und es ist leider wahr, daß er ihren Eifer dadurch etwas gelähmt hat; wer aber gerecht und unparteiisch ist, wird darin keinen Grund zu einer Verdächtigung seines Charakters finden.

»So viel von seinem öffentlichen Verhalten. In seinem Privatleben, als Gatte, Vater, Bruder, Gebieter, Freund, ist er durchaus tadellos. Heiter, freundlich, liebevoll, frei von allen böswilligen Leidenschaften, wie er ist, könnte man vielleicht sagen, das Urtheil des Publicums habe mit seinem Privatcharakter nichts zu thun; aber man würde sich in der That einer großen Ungerechtigkeit gegen das Haus Orleans schuldig machen, wenn man das ausschweifende, grundsatzlose Privatleben des Vaters als Vorwand zu den abscheulichsten Verleumdungen gegen sein öffentliches Leben gelten lassen, und gleichwohl die trefflichen Eigenschaften des Sohnes im häuslichen Leben mit Stillschweigen übergehen wollte.

Lady Holland.«

Ende.

Druck von J. P. Sollinger's Witwe.